This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY

Exkurſionen eines Öſterreichers.

Erſter Band.

[redacted]

Schindler, Alexander Julius

Exkurſionen eines Öſterreichers.

1840—1879.

Von

Julius von der Traun.

Erſter Band.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1881.

[redacted]

PT 2503
S19 E8
v.1-2

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Inhalt.

Vorwort V
Ein Alpenweg 1840 1
Oberöſterreichiſche Frauen 1843 95
Der Goſauer Franz 1843 147
Herbſttage im Mühlviertel 1846 159
Wallfahrt nach Weimar 1877 229
An Eulenſpiegel's Grabe 1877 255

Vorwort.

Um den freundlichen Leſer für nachſichtige Würdigung dieſes Buches zu gewinnen, muß ich mir geſtatten, ein Streiflicht auf die, wenn auch beſcheidene Stellung fallen zu laſſen, welche mir während der letztvergangenen vierzig Jahre in meinem Vaterlande angewieſen war.

Mein Vaterland iſt Öſterreich, das auch, ohne den Titel Kaiſerthum zu führen, unter der deutſchen Kaiſerin Maria Thereſia und deren ſtrebſamen Sohne Kaiſer Joſef II. thatſächlich als Großmacht beſtand, unter deren Nachfolgern aber, zumal unter Kaiſer Franz I., welcher nach Niederlegung ſeiner deutſchen Kaiſerwürde durch Annahme des öſterreichiſchen Kaiſertitels es neu geſchaffen zu haben glaubte, ein theils durch einen ſtarken, aber hinter ſeiner fortſchreitenden Zeit zurückbleibenden Herrſcherwillen, theils durch die ſorgloſeſte Gutmüthigkeit ſeiner Bewohner getragen, dauernder Grundfeſten entbehrendes Frohleben

führte; seit dem Jahre 1848 aber einen festen inneren Bestand nicht finden kann. Ein immerwährendes Schwanken, ein ängstliches Haschen nach Stützen, welche sich schon wiederholt als unzuverlässig und höchst gebrechlich bewährt haben, in Noth und Gefahr ein feierliches, taghelles Hinwerfen und Abschwören „ererbter Uebelstände", um dieselben in der nächsten stillen Nacht schon wieder zärtlich vom Boden aufzunehmen und fortan liebevoll zu pflegen, ein Ausliefern der Lebensbedingungen des Staates an Stände, Kasten und zuletzt an Nationalitäten, welche in Folge ihrer zurückgebliebenen Kultur den Feudalen und Klerikalen das Korn in die Mühle tragen, haben — nach langem fruchtlosen Hoffen und Harren auf den endlichen Sieg des österreichischen Staatsgedankens — jetzt auch mich erinnert, daß ich nach Geburt und Bildung ein Deutscher bin.

Ich habe mich bisher immer nur als Österreicher gefühlt, als Bürger jenes großen Reiches, welches nicht wie das Deutsche Reich seinen erworbenen Kulturschatz blos zu verwalten, zu genießen und an eine aus demselben gleichartig hervorgegangene Nachkommenschaft zu vererben, sondern seinen eigenen Besitz an Sitte, Wissen und Können anderen zurückgebliebeneren Staatsgenossen liebevoll mitzutheilen und anzueignen hat.

In diesem Sinne habe ich stets gewirkt, nicht selten weithin vernommen und empfunden. Aber die Erlebnisse

der jüngsten Tage haben mich genöthigt, zur Sicherung meines Antheiles am — nicht nationalen, sondern am allgemein menschlichen Kulturschatze im Bereiche des Staats Österreich mich vorerst und bis auf Weiteres auf mein bedrohtes Deutschthum wehrhaft zurückzuziehen.

Schon in frühen Mannesjahren stand ich in den Reihen Jener, welche gegen den Absolutismus für Bildung und Freiheit kämpften. Im Jahre 1848 schienen wir durch Schwung und Feuer, im Jahre 1861 durch Besonnenheit und Kraft gesiegt zu haben; das Jahr 1867, noch mehr die jetzt laufenden Tage enttäuschten uns vollkommen; wir sind beim alten Absolutismus verhüllt, aber auch verstärkt, durch die Majorität eines Parlamentes angelangt. Gegenwärtig ist in Österreich die von mächtigen Händen geförderte Absicht erkennbar, nach dem Beispiele Belcredi's, unter dem das von der Krone freiwillig ertheilte Verfassungsrecht sistirt wurde, die deutsche, mithin die moderne Kultur zu sistiren, den Slaven oder dem Slavismus, als Hülfsarbeiter des Feudalismus und des Ultramontanismus die weitere Entwicklung des Reiches zu überlassen und die auf einmal so unbeliebt gewordene und in Ungnade gefallene Kultur, welche allein im Stande wäre, die Kosten des modernen Österreichs zu bestreiten, zum Stillstand zu zwingen, bis sie einst von der slavischen Zukunfts-Kultur auf ihrem, dann jedenfalls weit zurückgebliebenen

Standpunkte eingeholt oder vollends demolirt und unverwendbar gemacht sein wird.

In der Zeit vom Jahre 1840 bis Ende 1879 suchte ich bald frische Schaffenskraft, bald Trost, bald Erholung auf Ausflügen, welche sich aus dem Herzen der österreichischen Alpen bis an die Nord- und Ostsee und bis an das adriatische Meer erstreckten. Hoffnung und Sorge begleiteten mich von Berg zu Thal, von Meer zu Meer. Immer frisch nach der Wanderung wurden die einzelnen Aufsätze niedergeschrieben. Das Buch hat einen fröhlicheren Anfang und nimmt ein minder heiteres Ende; es beginnt mit der heitersten Alpenfreude und schließt mit einem schmerzlichen Lächeln. Das ist die Wirkung der Zeit seines Entstehens und seiner ungeschminkten Aufrichtigkeit. Oft — wenn sich die Aussichten in die Zukunft zu erhellen begannen, war ich entschlossen, es gänzlich zu unterdrücken; seine Klagen oder Vorwürfe schienen mir ihre volle Berechtigung verloren zu haben, oder ich meinte, ihnen vorerst Schweigen auferlegen zu müssen, um die auf dem Wege der Besserung fortschreitenden Staatsgewaltigen in ihrer Rekonvaleszenz nicht zu stören. Aber — ach! — diese Klagen haben ihre alte Berechtigung wiedergewonnen. Wunderbar hat sich die Zeit mit allen Faktoren, von welchen sie geschaffen wird oder welche sie schafft, in die zurückgelegten Klagen vollständig wieder hineingewachsen. Nur das Eine ist ge-

wonnen worden, wenn auch nicht immer der volle und richtige Gebrauch davon gemacht wird: das freie Wort! Das hat Jeder von uns, der den Muth hat, es auszusprechen.

Die folgenden Blätter enthalten — ich möchte sagen —— innere Memoiren; auch wo sie von der Vergangenheit sprechen, erzählen sie die Gegenwart, nach Weisung des an der Außenseite der Salzburger Landstube in Marmor gegrabenen Spruches: „memorare novissima". Die Thatsachen in diesem Buche sind wahr, die daraus fließenden Folgerungen und Betrachtungen sind aufrichtig und furchtlos; in welche Höhe sie auch immer reichen mögen, sie wünschen nur verstanden und beherzigt zu sein. Möge dieses Buch einen Blick in die Seele eines heiteren, gänzlich unabhängigen und vaterlandstreuen Österreichers eröffnen, der von 1840—1879 bewußt und thätig die Schicksale seines Vaterlandes mit durchlebte; so haben wir in Österreich gedacht, gewirkt, genossen und gelitten. Welche daran Schuld tragen, daß nach so schönen Anfängen verderblicher und weithin nachwirkender Rückgang wieder möglich scheint, denen möge der Himmel verzeihen; die Gegenwart soll dies der Zukunft willen nicht!

Wenn ich in dem Buche blättere, das ich hier der Nachsicht meiner Leser übergebe, so schallt mir aus seinem vielmals grollenden Inhalte oft plötzlich ein heiteres

hoffnungsreiches Lachen entgegen. Erfrischt erhebe ich das Haupt und blicke muthig um mich; aber ich sehe um mich her eine trübe Welt. Der sprüchwörtlich gewordenen Geduld der oft Getäuschten ist eine scheue, muthlose Erbitterung gefolgt; daneben die Gleichgültigkeit einer Menge, welche sich gedankenlos zu endlosen Schaustellungen und Gepränge, zu massenhaften Jubelfesten schaaren läßt, zu denen bei der sorgenvollen Schwere der Tage kein ausreichender Grund vorhanden ist; es müßte sich nur darum handeln, das vergessen zu machen, was die Wohlfahrt des Einzelnen und des Reiches mit dem Niedergange bedroht. Hier sieht man den Einen bis tief in die Nacht schwelgen, der Andere ergötzt sich an dem blödsinnigen Flitter der Schaubühne, während ihm zu Hause der Kummer das Lager bereitet; dort zieht der Jubel Hand in Hand mit der für Einen Tag geschminkten Sorge durch die festlichen Straßen, begrüßt vom aufdringlichsten Byzantinismus, der aus Fenstern und von Balkonen Blumen streut und flatternde Tücher schwenkt. Wen sollte das Alles täuschen? Die Jubilirer mußten sich nur allzubald als die Getäuschten erkennen, und Niemand — Niemand hatte einen Vortheil davon, als die öffentlich geschäftigen und die mit Bienenfleiß im Verborgenen wirkenden Arrangeure.

— Vieles kann der Mensch Anderen, ja sogar sich selber vorlügen, die Zufriedenheit aber niemals. Die

lieblichſte Tochter der Zufriedenheit iſt die wilde Fröhlichkeit — der Sohn der Lüge aber iſt der Zorn. Das mögen die „Anderen“ wohl bedenken. —

Vom Jahre 1861 bis zum Anfange des zuletzt verfloſſenen Jahrzehnts iſt in der Reihenfolge der Aufſätze dieſes Buches eine Lücke, welche ſich am Beſten durch die hiſtoriſch erläuterte Herausgabe einiger im öſterreichiſchen Abgeordneten-Hauſe gehaltenen Reden ausfüllen läßt.

Leopoldskron, am 17. Juni 1880.

Julius von der Traun.

Ein Alpenweg.

Das Wirthshaus zu Preiſek liegt wie ein Schlößchen in dem hier ſich erweiternden Steyerthale.

Es iſt ein maſſives Gebäude ohne Hofraum, wie ein verkürzter Thurm, aus Bruchſteinen aufgeführt, deren übertünchte Flächen der Regen abgewaſchen, deren Fugenmörtel der Wind, welcher hier aus den Felshörnern dreier Bergketten niederpfeift, arg zerbröckelt hat. In den dicken Wänden ſind kleine vergitterte Fenſter in großen Zwiſchenräumen angebracht, in welchen Geranien und Goldblattſtöcke ihre welken Blätter traurig hängen laſſen.

Das Innere dieſes Wirthshauſes iſt nicht freundlicher als ſein Aeußeres; — kahle, feuchte Wände, Tiſche, Käſten und Stühle von wurmſtichigem Holze, hohe ſchwere Federbetten mit großgeblümten Kattunüberzügen begrenzen und füllen ſeine Zimmer, in denen ſich wol der Gebirgsbauer behaglich finden mag, wenn er am Sonntage aus ſeiner Berghütte niederſteigt, deren eine Hälfte der irdene Ofen, deren andere Hälfte die Armuth einnimmt, deren aus Tannenſtämmen gezimmerte Wände

Sturm und Lawine erschüttern, von deren Dache der Wind bei Nacht die Breter reißt, daß der Schnee den Kindern auf's ärmliche Lager fällt. Dem Gebirgsbauer mag es hier gefallen, wo ihm aus der rauchgeschwärzten Küche lieblicher, ungewohnter Duft von frischgebratenem Fleische entgegenquillt, wo der lautmäulige Wirth am Schenktische Obstmost, Bier und Branntwein phlegmatisch, als wäre es lichtes Wasser, einschenkt, und die freundliche Kellnerin den Gästen im Deckelkruge den schwerbezahlten, aber süßen Rausch darreicht.

Uns behagte es hier wenig; obendrein war uns, als wir unter der alten Feste Claus vorüberfuhren, aus den Stoderer Bergen, deren höchste Spitzen schon Schnee bedeckte, ein schneidend kalter Wind entgegen gekommen, der uns den Mangel wärmender Mäntel bedauern und das Blut in den Adern erstarren machte.

Als wir zähneklappernd im Wirthshause abgestiegen waren, trafen wir den Wirth nicht zu Hause, was uns unlieb war, da wir sonst über seine Jagdabenteuer gerne lachten, die er mit vielem Wortschwall und Geschrei vorzutragen pflegte.

Unsere Abendtafel ging schweigend zu Ende, der schwänkereiche Wirth bediente uns nicht. Endlich suchten wir das Bett; ich sage wir, denn zwei Freunde waren meine Begleiter, ich will sie im Verlaufe meiner

Erzählung mit den Namen: der Dicke und der Kluge bezeichnen.

Früh Morgens weckte uns mit Geschrei und Gepolter der am verflossenen Abende schwer vermißte Wirth. Wir kleideten uns schnell an, der Kluge zog seine Uhr auf, dann begaben wir uns in des Wirthes Wohnstube, welche, nach dem Gebrauch der Gegend, die Gaststube für die vornehm geachteten Gäste abgiebt. In zinnernen Kannen wurde uns der Kaffee gebracht. Nach drei Minuten verließen der Kluge und ich die leeren Kannen und den Dicken, welcher einige Semmeln in seine Reisetasche packte. Wir traten, die muthmaßliche Witterung des Tages am Himmel vorauszusehen, vor das Haus. An der Thüre lehnte der Wirth in einem seltsamen Anzuge. Er, den ich, so oft ich auf meinen Alpenfahrten her kam, immer in Lederhose, Bergschuhen, kurzer Jacke und mit Pfauenfedern gesticktem Gurte zu sehen gewohnt war — ähnlich den wilden schwarzen Bauern Stephan Fadinger's, die auf den Schlachtenbildern im Rathhause zu Enns auf die Schwadronen des Oberst Löbl feuern — trug diesmal Pantoffel und einen engen, ausgewaschenen, kattunenen Schlafrock, dazu aber den großen obderennsischen Bauernhut.

Ich fragte ihn, wo er über Nacht geblieben, worauf er ausweichende Antwort gab: er habe auf seiner Alp nachgesehn.

ſchweren Zwölfenders, den er vorgeſtern an den Ödſee'n geſehen haben wollte. Hier warf mir mein kluger Freund einen pfiffigen Blick zu, den ich leicht verſtand. Lehnte denn nicht obendrein im Zimmer, wo wir das Frühſtück eingenommen hatten, ein Kugelgewehr, und gewahrte ich nicht im Vorbeigehen auf dem Steinboden der Küche eine friſch geſchoſſene Gemſe? Ich fragte ihn, wo er dieſe Gemſe her habe, er aber, als hätte ich nichts geſagt, fuhr fort: Das Revier der Hirſche und der Gemſen laufe ſo hübſch ineinander, daß der Jäger, er mag es auf die Einen oder die Anderen abgeſehen haben, doch immer im Mittelpunkte ſeiner Jagd bleibe, wenn er in irgend einer Almhütte bei einer ſchönen Schwaigerin übernachtet. Dabei ſchnalzte er mit den Fingern, lüpfte ſeinen Hut, drückte ihn, indem er ſeine breite Hand auf die noch breitere Scheibe deſſelben legte, wieder tiefer in die Stirne und jauchzte einen Alpenſchrei.

„In der Nähe giebt es wol keine Hirſche?" fragte der Kluge ausholend.

„Keine Hirſche!" lachte der Wirth. „Gleich dort drunten auf der Schütt hält ſich ein prächtiger auf."

Wir hatten aber in der Richtung, die er uns mit dem Finger andeutete, keine Ausſicht, denn die Septembernebel lagen noch niedrig und dicht im Thale. Ein ſilbernes Glänzen und unruhiges Wogen der Nebelmaſſen zeigte zwar, daß von oben die Sonne ſchon mächtig

deutlich Klee- und Schneefelder, Obſtbäume und Tannenwälder, Blumen- und Alpengärten, Nähe und Fernen! Ein tiefblauer Himmel wölbte ſich über uns und allen erfriſchten Geſchöpfen, einige Vögel zwitſcherten, und weit hinter uns jauchzte der Wirth. Wir ſprachen von Wildſchützen.

Gewiß mehr als Gewinnſucht, iſt es die Leidenſchaft zu jagen, welche die Bewohner dieſer Thäler zur Wilddieberei beſtimmt. Der Gewinn iſt nicht groß, die Schützen wagen ihre geraden Glieder und ihr Leben auf ſchwindelnden Wegen, wo ſie oft der Nebel überfällt, und erbitterten Jägern gegenüber, der üblen Folgen der Geſetzesübertretung nicht zu gedenken. Und was erbeuten ſie im glücklichſten Falle? Eine Wilddecke, die ihnen — ihres Urſprunges willen — vom ehrſamen Meiſter Gerber ſchlecht genug bezahlt wird. Haben ſie in einem Revier gejagt, welches von ihrem Wohnſitze entfernter iſt, und das thun ſie, um nicht leicht entdeckt zu werden, am häufigſten, ſo müſſen ſie meiſtens das Fleiſch liegen laſſen, denn nicht Jeder hat die Kraft, das ganze Thier auf ſolchen Wegen und aus ſolcher Entfernung heimzutragen.

Rechnet man, daß der Wildſchütz in den meiſten Fällen zwei bis drei Tage auf jeder Jagd zubringt, ebenſo weite Züge thun muß, um ſeine Gems- oder Hirſchdecken gefahrlos zu verkaufen, Ehre und Leben wagt, und ſeinem Hauſe inzwiſchen nicht vorſteht, ſo

begreift jeder, daß die Wilddieberei auch nicht den geringsten Vortheil bringt. Wer sie aber einmal begonnen hat, läßt nicht wieder von ihr ab; sie ist eine Leidenschaft, wie Trunk und Spiel.

Die Raubschützen leben mit den Jägern immer im Kriege. Diese können jenen nichts anhaben, wenn sie dieselben nicht auf frischer That ertappen. Denn hegte auch der Jäger den richtigen Verdacht, so führt doch eine blos darauf basirte Untersuchung nie zu einem erfreulichen Ende. Der Raubschütz ist auf seiner Hut und blickt Sonntags in der Kirche und im Wirthshause dem Jäger trotzig und herausfordernd in's Auge, und so erbittern sich die gebornen Feinde immer mehr. Endlich schlagen die Uhren im Thale die unglückliche Stunde und weit oben im Gebirge treffen Jäger und Raubschütz zusammen — ein Zuruf — ein Blitz — ein Knall — Einer enteilt — der Andere liegt blutend und sterbend am Boden — diesmal der Jäger — ein andermal der Raubschütz.

Die wenigsten dieser Gesetzesübertreter werden vor das Gericht gebracht, Privatrache übernimmt meistens das Strafamt. Man sähe es den deutschen Wäldern und Felshörnern Österreichs nicht an, daß in ihnen eine Schwester der Italienerin Vendetta wohnt.

Ein Jäger, der Wilddiebe mit vielem Eifer verfolgte, ging zu Weihnachten von Ternberg an der Enns auf

einem gefahrlosen und von ihm tausendmal beschrittenen Wege über den beschneiten Schoberstein in's Mollnerthal und kam nicht wieder zurück. Man konnte ihn nicht finden, nicht erfragen — als aber der Schnee schmolz, lag er zerschmettert in einer Schlucht. Er wurde gerichtlich beschaut, man fand an ihm keine Stich-, Hieb- oder Schußwunden, und im Parere hieß es: „zufällig von einem Felsen gestürzt". Man weiß aber im Lande, was man von solchen Zufällen zu halten hat.

Während wir plaudernd fortschritten, ermüdete das Thal nicht, immer neue Schönheiten zu entfalten. Das Grün spielte auf den Bergen von der Wiese durch's Laubholz bis in den dunklen Tannenwald die lieblichsten Tonarten. Eine besondere Zierde der Bergwiesen sind hier die zerstreut stehenden Lerchenbäume, mit ihren geraden Stämmen, horizontalen Ästen und lichtgrünen, herabhängenden Nadeln. Der Lerchenbaum hat etwas sentimentales in seiner Erscheinung, wie ein Mädchen, das gestern noch die Gespielen neckte, die Blumen zerpflückte, das Echo nicht ruhen ließ, und heute an derselben Stelle mit gesenktem Haupte, schweigend, ernst und sinnend steht — weil es sich über Nacht verliebt hat.

Seltsam ist es, in diesem Thale immer das laute Rauschen der Steyer zu vernehmen, ohne den Fluß selbst zu sehen, welcher an der Seite des Thales in einem tiefen Felsenbette hart am Rande der Berge sich fortbewegt.

Zwei Stellen weiß ich, wo das Gestein neben dem Flußbette einen größeren Raum frei läßt. Der Gewerbsfleiß hat sie benutzt und Sensenschmieden dort hingebaut. Es macht einen ungewohnten, aber wohlthuenden Eindruck, in der Vogelperspektive die schwarzen Dächer der Schmieden, der Ställe und Kohlenböden, die weißen Wände und die stellenweise vergoldeten Fenstergitter des Herrenhauses, die abgezirkelten Beete des Blumengartens und dessen rothbemaltes Lusthäuschen zu erblicken; zwischen aufgehäuften Massen geflößten Holzes und Meilern die schwarzbestaubte Bohlenbrücke und darunter das weißschäumende Wasser zu sehen. Das Pochen und Klappern der Hämmer, das Donnern der Wasser, das Sausen der Räder und vielfarbiger Wasserstaub fliegen herauf.

Aus einem kleinen elenden Wirthshause an der Straße traten jetzt zwei Handwerksburschen. Für die Pracht der Alpenwelt, welche sich klar, bethaut und sonnenglänzend rings erhob, schienen sie keinen Sinn zu haben. Sie schlichen unter der Last ihrer Ranzen, trübselig schweigend und barfuß fort, die Schuhe trugen sie aus Sparsamkeit in der Hand. Wir verglichen uns mit diesen Reisenden, wir — die wir mit vollen Börsen, einige Tage heiter zu verleben, in's Gebirg gezogen waren, und ehe die rauhen Tage kommen, sorgenlos in die liebliche Heimath zurückkehren konnten, wo für uns

so wohl gesorgt ist! Wie muß es dagegen dem armen Wandergesellen zu Muthe sein, der mit einigen Groschen in der Tasche noch nicht weiß, ob in Österreich, Ungarn, Steyermark, Kärnthen oder sonst wo, das Haus steht, in dem er Arbeit und Schutz vor dem Winter finden wird, während ihm der Schnee von den Alpenspitzen scharfe Silberblicke und frostige Grüße zusendet. In kleinen Tagmärschen durchstreicht er mühsam und darbend das Land, vom Markt zur Stadt, von der Stadt zum Dorf — nirgends Arbeit! Wochen sind vergangen — es hat in's Thal herabgeschneit — der Winter ist da, des Gesellen Kleider und Schuhe zerrissen — wenn er gebückt und schwer gesprochene Worte stammelnd, vor eine Thüre tritt, laufen die spielenden Kinder aus dem Vorhause in die Stube und rufen: „Mutter, ein armer Handwerksbursche ist draußen!" Der aber denkt unterdessen an seine Heimath, seine Geschwister, seine Mutter; dabei bellt ihn der Haushund an, und Noth und Wintersturm erschüttern sein Gebein.

Wir traten in einen sonnendurchschienenen Tannenwald, über dessen Wipfel zwei mächtige Felsberge hervorragten und fernere Verengungen des Thales anzeigten. Hier war Alles Freude und Leben; in den Nadeln säuselte der Wind, wir hörten das Hacken der Spechte, den

Ruf der Wildtaube, den Geſang der Vögel. Im flachen Bette wogte die grüne Steyer und trug das aufgeladene Floßholz ohne irgend ein widerwilliges Geräuſch in's Thal hinaus. Über dem Fluſſe ein Steg, darauf eine junge Schwaigerin, ſingend, auf dem Kopfe in einem hölzernen reinlichen Gefäße eine ziemliche Laſt friſcher Butter tragend. Das Mädchen geht ſchnell und grüßend vorüber.

Jetzt iſt es ſchon lange im Nadelholze verſchwunden und noch immer hören wir ſeinen friſchen fröhlichen Geſang. Gewiß iſt es heute mit ſeiner ſchweren Laſt ſchon Stunden weit auf beſchwerlichen, wol gar gefährlichen Wegen aus den Bergen herabgekommen, wer weiß, wie weit es noch zu ſeines Bauers Hauſe hat, und heute muß es den ganzen langen Weg noch einmal, und zwar bergaufwärts, zurücklegen, auch wird es ihm an einer ziemlichen Laſt Brotes und Fleiſches nicht fehlen. — Wir hören es noch immer luſtig ſingen und jauchzen.

Der Weg begann aufzuſteigen. Wir waren aus dem Tannenwalde zwiſchen Äckern und Wieſen und ziemlich anſehnlichen Bauernhäuſern gekommen. Das Gebirge erhob ſich hier am rechten Ufer der Steyer amphitheatraliſch, wir ſtanden auf der mittelſten Stufe dieſer Erhebung. Uns gegenüber die wilden Felswände des kleinen Priels, hier und da Tannenwald, von weißem Steingeröll unterbrochen, von Wildbächen zerwühlt.

Tief unten in einer Felsschlucht schon wieder zornig brausend die Steyer — wir hörten sie nur. Inzwischen Bauernhöfe, klaffende Hunde, gackernde Hühner, Kinder, die uns neugierig anstarrten, plätschernde Brunnen. Eines der Häuser zeichnete sich durch solidere Bauart, Reinlichkeit, einen wohlbestellten Blumengarten und einen bemalten Zaun vortheilhaft aus; eine junge schöne Frau stand unter der Thüre und schaute in die Höhe des kleinen Priel, zu ihren Füßen wedelten zwei braune Jagdhunde. Eine Jägersfrau, deren Mann eben im Gämsgebirge war:

„Von seiner Fahrt kehrt sich's nicht immer wieder."

Hinter uns erhob sich zunächst das Ackerland. Dort säete ein Bauer in ein frischgepflügtes Feld. Die Sonne beschien die Körner, die aus seiner Hand flogen, wie ein goldener Regen. Ich segnete die Saat mit der festen Ueberzeugung, daß Dichtersegen nicht immer Blumen statt voller Ähren bringt. Die Schollen dampften, und über alle spann sich ein Netz aus schillernden Sommerfäden.

Wir schritten durch die Enge des Thales dem Passe Klam zu, dessen starke Schatten und Wogengebrause uns immer näher traten. Im Passe selbst glaubten wir zwei Monate später im Jahre zu sein, denn hier fanden wir statt des heitern Septembertages trüben Spätherbst. Die Sonne wirft hier nur kurze Zeit ihre Strahlen herein, daher ist der Morgenthau noch lange nicht verdunstet,

wenn ſchon der Abendthau fällt. Kataraкte erfüllen hier die Luft mit Staubregen und einem kühlen Zugwinde. Ein geringer Wind erregt in Nadelwäldern ein eben ſo betäubendes Brauſen, wie in der Ebene ein Sturm, der Feld und Au durchfegt.

Hier iſt der bedeutendſte Waſſerfall der Steyer, die Strumboding. Von der Straße kann man ihn nicht ſehen, auch führt kein gebahnter Weg hinab. Wir traten, wo wir das ärgſte Brauſen vernahmen, in ein Labyrinth von Laub- und Nadelholz, Sträuchern und Bäumen, und ſtiegen und glitten über den zerklüfteten Boden, bald über nackte waſſerbeſtaubte, bald moosbedeckte und thaubefeuchtete Felsſtücke, zwiſchen denen Farren und Orchideen wucherten, immer tiefer hinab. Oft glaubten wir, auf einen Steinblock überſetzend, die gewünſchte Anſicht gewonnen zu haben, ſahen uns aber auf der betretenen Stelle wieder getäuſcht: über uns Felſen, unter uns der Wald in allen Nüancen ſchwermüthigſten Dunkelgrüns, in ſeinem Herzen den donnernden Aufruhr der Waſſer verbergend. Wir ſtiegen noch tiefer und befanden uns plötzlich auf einem weichen Moosteppiche, der allenthalben über den Rand der Platte hinabging und von der Luft bewegt, nur durch dünne Wurzelfaſern mit dem Felſen, wo dieſer Erdtheile in ſeinen Vertiefungen trug, zuſammenhing. Ein Netz von Epheu überſpann die

Wand, einzelne immergrüne Fäden hingen bis in die oberſten Schaumwolken des Falles.

Unter uns brüllte der Strom, ſeine Waſſermaſſe in einem ungetheilten Strahle viele Klaftern tief niederſchleudernd. Ringsum hat er die Felſen glatt ausgewaſchen, daß ſie wie röthlicher Marmor glänzen. Da ſteht kein Baum, da keimt kein Pflänzchen, da ſprießt kein Gras — Alles nackter Stein und wilder Wogenzorn. Hier fliegt kein Vogel, hier trinkt kein Hirſch, die Wellen recken wüthend ihre weißen Arme empor und können keine Beute ergreifen, und dennoch führt an dieſer Stätte der Gefahr einige unſerer Mitbrüder ihr Berufsweg täglich vorüber.

Die Holzknechte, welche aus dem Hinterſtoder die Holzſtämme flößen, müſſen immer am Rande des Fluſſes fortgehen, um die gehemmten Stücke wieder loszumachen. Bei der Strumboding ſind einige Leitern angebracht, auf denen ſie dieſen ſchreckenerregenden Ort mit ihrer gewöhnlichen Kaltblütigkeit paſſiren. Man erzählte mir, daß hier noch nie Einer verunglückt iſt. Ich will es glauben: wo die Noth am größten — iſt Gott am nächſten.

Stromaufwärts befindet ſich an dem linken Ufer der Steyer die Kreidenluke, eine Höhle, welcher wir heute keinen Beſuch ſchenken, da jeder von uns bei einer früheren Partie ſie ſchon begangen hatte. Ihr Eingang

ist bei weitem das Interessanteste: eine pittoreske Aufthürmung von herabgefallenen Felsstücken, welche hier einen tausendjährigen Ruheplatz und ein grünes Kleid von Epheu, Moos und Tannennadeln gefunden haben. Aus der Höhle rauscht ein Bach, der nach einem Laufe von wenigen Schritten in die Steyer fällt. Das Innere der Kreidenluke enthält eine weite Vorhalle, deren Bodenschlüpfrige Steinkugeln und Wasser erfüllen, eben nicht die bequemste Bodenbekleidung. Weiter hinten wird die Höhle niedrig und zerläuft in zahllose Gänge.

Als ich sie vor Jahren besuchte, gerieth ein Vorwitziger meiner Gefährten in einen solchen Gang, und trat, lange danach, als wir ihn vermißt hatten, todtenbleich aus einem andern wieder zu uns. Er erzählte, als ihm der Schein unserer Lichter verschwunden war, und der Klang unserer Stimmen sein Ohr nicht mehr erreichte habe ihn ein drückendes Gefühl der Verlassenheit befallen zum Ueberfluß zeigte ihm noch sein brennender Kienspan, daß der Gang sich weiter in drei verschiedene zertheilte. Alle Geschichten von Leuten, welche in Gruben, Grotten und Schachten verhungerten und verzweifelten, seien ihm eingefallen, da hörte er unser Gelächter — sprang dem Schalle nach und stand bei uns. Wie frohlockte der Gerettete, als er sich wieder unter blauem Himmel, im sicheren Tageslichte befand. Seine Augen sprachen wie Ritter Olaf

Ich segne die Sonne, ich segne den Mond
Und die Sterne, die drüber schweifen;
Ich segne auch die Vögelein,
Die in den Lüften pfeifen.

Er bereuete es ganz und gar nicht, von seiner Irrfahrt so schnell zurückberufen worden zu sein, obwol unser Führer von einem Bauernburschen erzählte, der einst im Berge so weit vorgedrungen sei, daß ihn vom Nachbarthale nur noch eine dünne Felswand trennte, durch welche er Dreschen und das Krähen der Hähne gehört haben will.

Jetzt traten wir in das Thal des Hinterstoders, und übersahen es mit einem entzückten Blicke. Durch Wiesen der beruhigte Lauf der klaren Steyer, vom rechten Ufer einen Mühlbach empfangend, der nach gethaner Arbeit durch Gemüsegärten und Weidengesträuch herzuschlendert. In der Mitte eine Häusergruppe, von Dach und Thurm einer Kirche überragt, Hütten und Gehöfte auf dem ganzen Thalboden zwischen Äckern und Obstbäumen zerstreut. Am linken Ufer der Steyer der kleine und der große Priel*), der kahle Ostrowitz, im Hintergrunde des Thales der Sonnenstein, nackte Alpenriesen, deren kreideweißes, sonnenbeschienenes Gestein aus dem dunkeln Waldesgrün des Thales in den wolkenlosen Himmel aufsteigt, welcher den scharfen Felsenkanten als goldigblaue Folie dient.

*) Bei 9000 Fuß hoch.

An dem rechten Ufer der Steyer niedriges Waldgebirge in dem sich das Thal des Vorderstoders öffnet.

Ich habe hier mit wenigen Strichen gemalt, da ich ohnehin im Fortschreiten die Details erschöpfend ausführe nur noch eine Lage silbernen Schnees deute ich auf den höchsten Firnen an.

Unterwegs erblickten wir den Wagnermeister, unsern oft erprobten Führer in dieser Bergwelt. Er arbeitete in seinem Hausgarten und grüßte uns freundlich. Weiter gingen wir am Pfarrhofe vorüber, einem freundlichen Hause, dem gegenüber auf einer aufsteigenden Wiese eine Scheibe angebracht war, so daß der Pfarrer aus seinem Fenster danach schießen konnte. Unter dem Fenster rieselte der Strahl eines lebendigen Brunnens in den mit Schloß und Riegel wohlverwahrten Fischbehälter. Es geht im Thale die wohlschmeckende Sage, daß dieser Behälter die herrlichsten Forellen berge. Als wir im Wirthshause oben als alte Bekannte wohl empfangen, ohne Rock und Halstuch, in bequemen Pantoffeln, die ermüdeten Füße unter den Tisch streckten, wo das kühle Steinpflaster der Hausflur ihnen wohl bekam, Butterbrod aßen und mit der Wirthin die Anordnung des bevorstehenden Mittagmahls besprachen, fiel uns jene Sage wieder ein.

„Könnten wir denn nicht Forellen bekommen?" fragte ich die Wirthin.

„Der Pfarrer hat wol deren genug", antwortete dieſe, „aber er giebt keine her."

„Schicken Sie zu ihm", ſagte ich, „wir ließen ihn gegen gute Bezahlung um Fiſche bitten."

Die Wirthin ſchickte ein Mädchen fort. Das Mädchen kam wieder und ſprach:

„Der Herr Pfarrer läßt ſich vielmals entſchuldigen, er hat keine Forellen!"

Wir verbiſſen unſern Schmerz, und ſaßen verdroßen zur Tafel.

Wohl bezuckerte Pfannenkuchen, welche uns die Wirthin zum Beſchluſſe aufſetzte, verzehrten wir im ſtummen Grimme und in drei Minuten gänzlich. Als die zinnerne Mehlſpeisſchüſſel, auf deren zuckerbeſtreutem Boden einige Fliegen ſich vergnügten, weggetragen war, zeigte ich mit der Gabel auf die leergewordene Stelle und ſprach: „Hier ſollten die Forellen liegen — aber der Herr Pfarrer läßt ſich entſchuldigen."

Darauf ſeufzten wir, ſenkten das Haupt und gingen auf die fette Wieſe hinaus. Wir lagerten uns auf einer kleinen Anhöhe, neben uns murmelte eine Quelle, ein Haſelbuſch beſchattete uns. Im Thale glänzte der Fluß, es blinkten Senſen, die Korn und Klee mähten und es knarrten die beladenen Wagen, welche von Ochſen zur Scheuer gezogen wurden. Die Thurmuhr ſchlug zwei oder drei Schläge,

wir verzählten uns wahrscheinlich, da wir sehr schläferig waren.

Ich schaute senkrecht in den Himmel hinein, in das blaue durchsichtige Grenzenlose und suchte mir eine Vorstellung von seiner Höhe oder Tiefe zu machen. Einmal glaubte ich in seiner fernsten Ferne einen Punkt, einen schwebenden Adler entdeckt zu haben, bemerkte aber bald, daß es eine Mücke war, die eine Spanne über meiner Nase flog.

Käfer schwirrten, Vögel zwitscherten, ein Mädchen sang — meine Gefährten waren eingeschlafen — auch mir fielen die Augen zu. Ich begann von Fischen zu träumen. Ich trat an das Ufer der Steyer, und alsbald kamen in Menge schöne Forellen herzugeschwommen, legten ihre Köpfe in's Ufergras und sprachen: „Hier sind wir, wollen Sie sich bedienen." Ich griff mir ein halbes Dutzend der größten, welche aufgeblasen von diesem Glücke auf ihre neidischen Gesellen herabblickten, und trug meine Beute in's Gasthaus hinauf, wo mich meine Feunde jubelnd empfingen. Die Wirthin kochte kopfschüttelnd die Fische, als sie aber blau gesotten und frische Petersilie in dem feingezahnten Munde vor uns standen, trat der Pfarrer ein, ergriff die Schüssel und ging damit zur Thür hinaus. Hab' ich mir's doch gleich gedacht, flüsterte die Wirthin; wir aber folgten dem Pfarrer mit Vorstellungen, die er nicht berücksichtigte. Als er dem Pfarrhause näher kam,

wurden die Fiſche auf der Schüſſel lebendig, er wußte aber letztere ſo geſchickt zu balanciren, daß trotz allem Schnellen keiner herabfiel. Endlich war er zum Fiſchbehälter gekommen, den öffnete er, ſchüttete unſere Forellen zu vielen anderen hinein, verſchloß und verriegelte ihn gut, ſteckte den Schlüſſel in die Taſche, wendete ſich dann gegen uns und ſprach mit dem unbefangenſten Geſichte: „Der Herr Pfarrer läßt ſich entſchuldigen, er hat keine Forellen!“

Während ich ſo träumte, hielt ein Vöglein die Naſe meines dicken Freundes wahrſcheinlicherweiſe für eine Roſe und ließ ſich jubelnd darauf nieder. Der Dicke fuhr brauſend auf, weckte uns — und Alle lachten. Das Vöglein flog in den nächſten Buſch und ſtimmte in unſer Gelächter ein.

Ich erzählte meinen Traum. Der Dicke meinte: ein Traum von Fiſchen bedeutet nichts Gutes. Übrigens hätte er jetzt eben ſo gut wie die übrige Mahlzeit auch Forellen verdaut, wenn er welche bekommen hätte.

Der Kluge aber nahm das Wort:

„Wenn von einem Gebirgspfarrer geſprochen wird, überkommt mich immer tiefe Achtung vor dem Manne, der ein ſo ſchweres Amt gewiſſenhaft verwaltet. Hier iſt von keiner reichen Pfründe die Rede, deren Körner- und Weinzehend Tauſende werth iſt, von deren Stolagebühren man ſich Häuſer bauen kann, von keiner fetten Pfründe,

als deren Beſitzer man nur reichbeſtiftete Meſſen zu leſen und Hochämter bei Weihrauchduft und der erhebenden Muſik einer ausgewählten Kapelle zu ſingen, ſchöner und einflußreicher Leute Beichte zu hören und höchſtens bei Nacht oder ſchlimmem Wetter die letzte Wegzehrung ein paar Gaſſen weit zu tragen hat. Das Einkommen eines Gebirgspfarrers iſt meiſtens kaum anſtändig, die Pfarrkinder ſind arm, die Pfarrkirche beſitzt keine alten reichen Stiftungen. Dazu kommen innere Schwierigkeiten der Seelſorge. Durch eine myſtiſche oder glänzend ſtyliſirte Rede gewinnt man ſich hier weder Ruhm noch Herzen; man muß gröber reden als man denkt. Auch iſt hier die Heerde nicht leicht zu hüten. Der gemeine Mann lebt meiſtens einſam und mit den Naturkräften im Kampfe; in ſeiner Alpenhütte ſteht er oft über dem Gewitter, das unter ihm das Thal durchdonnert. Im vollſten Sonnenſcheine neben ihm entſpringen die Flüſſe, unnütze kindiſche Bächlein, die weiter draußen Länder bereichern, neben ihm entfaltet der uralte Wald ſeine Wunder. Lawinen und Sturzbäche ſind ihm, was dem Bewohner der Ebene die Veilchen, ſie künden ihm ſeinen Frühling an. Dadurch, daß er ſo einſam in dieſer Wunderwelt ſitzt, wird er tiefſinnig, er ſpürt dem Anfange und der Urſache aller Dinge nach. Es fehlt ihm aber das Kriterium des rechten Weges. Was er Neues erfährt, ſaugt er begierig ein und hat dann Monden lang, Jahre lang Zeit, ſich damit

zu beschäftigen. In den Alpen findet man den Beharrlichen, welcher durch zwei Jahre und oft noch länger an irgend einer Holzschnitzerei arbeitet; ein anderer hat den Pater Kochem inne und kämpft immer mit dem Teufel, einem dritten hat der große oder kleine Himmelsschlüssel*) die Welt mit Engeln besät. Ein Schutzengel begleitet seine spielenden Kinder und bewacht sie am gefährlichen Abgrunde, ein anderes Englein geht mit den Kühen, ein drittes ist bei den Schafen, ein viertes läßt den Hirsch aus dem Walde nicht in's Kornfeld, ein fünftes sitzt auf dem Dache und wehrt die Feuersbrunst ab. Die erste Glaubenslehre, welche dem Bauer gepredigt wurde, nimmt er in sein Blut auf, und erst dann, wenn er an der Überzeugung seines Lehrers zweifelt, neigt er sich neuen Sätzen zu. Ein Mensch ist aber leicht verdächtigt, und noch viel leichter fehlt er selbst. Man weiß sehr gut, daß pflichtwidriger Wandel katholischer Priester die Ausbreitung des Lutherthums allenthalben beförderte. So bekannten sich auch die Einwohner von Goisern, Hallstadt, der Gosau u. s. w. schnell zu dieser Lehre und konnten selbst nach dem Falle der mächtigen protestantischen Freiherren von Jörger durch die strengen Edikte Kaiser Ferdinand's II., durch die fanatischen Bemühungen seiner Priester, durch den Tod so vieler ihrer Brüder und

*) Namen einiger unter dem Bauernvolke stark verbreiteter Gebetbücher.

Glaubensgenoſſen auf den Walſtätten zu Neumarkt und Linz, wo auch Stefan Fadinger verblutete, durch die Enthauptung Achatz Willinger's von der Aue, des Stadtrichters von Steyr und noch Vieler, zu keinem neuen Glaubensbekenntniſſe bewogen werden. In den oben genannten Gemeinden beſtehen noch heutzutage evangeliſche Bethäuſer. Einzelne Fälle von Proſelytenmacherei kommen noch immer vor. Ein Gebirgspfarrer hat manchen ſtörriſchen Bock in ſeiner Heerde, auf die er durch Beiſpiel wenig einwirken kann, da ſie ſich nur an Sonn- und Feiertagen, und dann nicht vollzählig, um ihn verſammelt. Schlimmes Wetter, Wirthſchaftsbetrieb, ein Gemsbock oder ein ſchöner Hirſch, beſonders die beträchtliche Entfernung hält viele vom Kirchenbeſuche ab. Nun denkt Euch zu allen dieſen geiſtigen Beſchwerden noch die körperlichen, wenn der Seelſorger mit dem heiligen Sakramente zu einem Sterbenden gehen ſoll, während Nebel, Wetterregen, Schnee und dazu noch die Nacht alle Wege mit hundert Lebensgefahren belegen! Bei Gott, ein Gebirgspfarrer iſt nicht auf Roſen gebettet; im Schweiße ſeines Angeſichtes arbeitet er im Weinberge des Herrn, und wenn er dann und wann ein fettes Fiſchlein ſpeiſt, mag ich ihn nicht darum beneiden."

„Du ißt die Forellen nicht gern", entgegnete der Dicke.

„Vom Beneiden iſt keine Rede!" ſagte ich, „der

Pfarrer hätte uns Fische geben können und folglich auch sollen." Damit schloß die Verhandlung.

Wir traten nun unsern Nachmittagsspaziergang an. Zuerst kamen wir über die Steyer an ihr linkes Ufer, wo uns ein Nadelwald aufnahm. Hier sah es wüst aus, ein Sturm hatte vor Kurzem gewüthet. Viele Bäume lagen entwurzelt und hatten durch ihren Fall die Nachbarn schwer beschädigt. Wir staunten über die Länge der Gefallenen, die meisten hatten mit ihren Wurzeln große Erdmassen und centnerschwere Steine umklammert, welche sie, unterstützt von der Gewalt des Sturmes, aus dem felsigen Boden zu reißen im Stande waren.

Aus diesem Walde traten wir in die sogenannte Polsterluke, ein Thal, das alle jene Majestät entfaltet, welche im Herzen der obderennsischen Alpen ruht. Es ist $^3/_4$ Stunden lang und $^1/_4$ Stunde breit. Zwischen Felskolossen ein ebener Boden. Mitten ein heller Punkt, da geht zwischen kleinen weißen Steinchen eine Quelle auf. Die äußersten Wellchen dieses kleinen Lebens bespülen einen Kranz schneeweißen, kalkigen Sandes, an dessen Ende die fette Wiese beginnt, welche das ganze Thal erfüllt. Durch's Thal hinab blitzen kleine Wasserspiegel im Grase auf, das ist der junge Bach, der auf dem weichen ebenen Boden sich ungehindert verbreitet; hier ruht er in kleinen Weihern, dort rieselt er in hun-

dert winzigen Äderchen über niedergebogene Grashalme, plötzlich kommt er an die Steyer, die ihn mit fortreißt.

Thalaufwärts kamen wir zu einem weitläufigen Bauernhause, das Polsterergut. Die Thüren waren verschlossen, nichts verrieth die Anwesenheit eines Bewohners. Ein paar Schweine und ein Hund trabten durch das Gehöfte. — Hinter diesem Gebäude beginnt eine jener Einsamkeiten, in welcher die Natur, die große Gegnerin des Menschen, blüht und wüthet, ohne irgend wem zu schaden oder zu beglücken.

Vor unserem einsamen Pfade erhoben sich hohe Felswände. Bald schienen sie Ruinen einer Riesenburg voll Erker, Warten und Zinnen, bald alte Dome mit unvollendeten Thürmen. Wie ich so die grauen Steinwände betrachtete, welche der goldrothe Schein der niedersinkenden Sonne überwob, glaubte ich auf den Burgruinen grüne Fahnen und die glänzenden Spieße der Wächter zu sehen. An den Erkerfenstern zeigten sich schöne Damen, und vom Domthurme lugte schüchtern ein feistes Pfäfflein herab.

Wenn sich einmal in einer schönen Sommernacht diese Felsen öffnen, der Besitzer des Polstergutes ein seltsames Läuten und Harfenschlagen vernimmt, und an seine Thür tritt, wie wird er den prächtigen Zug von Rittern und Damen anstaunen, der von Sammet und Seide rauschend, von Gold und Edelsteinen blitzend aus

dem Burgthore niederwallt, das ganze Thal erfüllt, an langen Tafeln sitzt oder in weiten Kreisen wollüstige Tänze ausführt. Wie wird er sich über die hohen Fenster der Domkirche wundern, aus denen Lichterglanz, Weihrauchduft Orgelklang und Psalmen herausströmen, während einige Laienbrüder aus dem Keller unter der Kirche volle Weinfässer schmunzelnd heraufwinden. In den Weihern werden silberne Schwäne rudern, und stumme Vögel werden sich auf ausgespannten Prachtfittigen im Mondenlichte und Glockenklange wiegen. Wie wird der Bauer den Kopf schütteln, wenn er am nächsten Morgen aufwacht und das Thal still und leer wie immer findet, wenn er auf seine Wiese geht und dort in reichen Kleidern eine edle fremde Frau antrifft, die er in der Nacht gesehen zu haben sich erinnert. Warum ist sie zurückgeblieben? Der Bauer versteht ihre Sprache nicht. Er nimmt sie mit, sie muß ihm als Magd dienen. Wie bitter wird ihr das Bauernleben schmecken nach all der königlichen Wollust und Pracht.

Fürwahr die Mädchen haben hier ein hartes Loos. — Eine Magd, welche in einem Kübel weißen Sand aus dem Becken eines vertrockneten Wasserfalles geholt hatte, erzählte uns ihre Tagesordnung.

Im Sommer steht sie um drei Uhr auf und betreut die Kühe, die von der Alm daheim geblieben sind, später arbeitet sie auf Feld und Wiese, trägt Futter heim und

sinkt Abends müde in's Bett. Im Winter steht sie nicht später auf, die Kühe, welche im Sommer auf der Alm waren, vermehren nun im Hause die Arbeit — im Zwielicht wird Hanf geprechelt — beim Lichte bis Mitternacht gesponnen. Im Fasching geht sie einmal zum Tanze.

Alles das wird dem Feenkinde schlecht bekommen. — Diese Welt ist keine Geisterheimat. —

An ihrem Ende ist die Polsterluke bei 40 Schritte breit. Ungeheuere Gebirgsmassen versperren hier jeden Durchgang, und nur nach mühevoller, oft gefährlicher Übersteigung 6000—8000 Fuß hoher Bergrücken gelangt man in das nächste Thal.

Diesen Winkel, den der hohe Priel mit der Spitze seines Fußes berührt, erfüllt ein kleiner Anflug von Laubholz. Alle Äste waren nach einer Seite hin gebogen, von den Lawinen des letzten Frühjahrs. Aufrecht und trotzig standen weiter oben die schwarzen Eingebornen der Alpen, die Tannen, aus ihrer Nacht schallten die Axtschläge eines Holzknechtes, über ihren Wipfeln erblickten wir die Hütten der Klinseralm. — Eine Gemse kam auf die Felsplatte heraus, blickte auf den Holzknecht und auf die Schwaigerin hinüber, denen beiden das Gebirge das Leben so mühevoll macht, schaute auf uns herunter, die wir mit beklommener Brust die lebensgefährlichen Wege im Gestein betrachteten, welche der Gebirgsbewohner so oft in seinem Berufe wandeln muß, und legte sich endlich

schwindelfrei und mit sprungsicheren Beinen am bemoosten Rande des Abgrundes nieder, raufte mit ihren trotzigen Lippen ein würziges thaufeuchtes Alpenkräutlein vom Steine und dachte: zu Hause ists doch am besten!

Als wir durch das Thal zurückkehrten, war der Abendschein von jener pittoresken Felsmauer gewichen, abenteuerliche Schatten trieben jetzt ihr Spiel. Hier liegen ungeheuere Steinblöcke im Thale, die sich von den Wänden losgerissen haben. Die Schrammen, welche sie diesen im Niedersprunge stießen, erkennt man noch ganz deutlich; die tiefen Wunden, welche sie aber dem weichen Thalboden schlugen, sind längst schon vernarbt und von Gras überwachsen.

Die kleinen Wasserflächen des Baches spiegelten den Abendstern — es war um dieselbe Stunde, wo man in Wien die Tausende von Gaslampen anzündet, welche aus den reichen Magazinen in das Gewoge der genußsüchtigen und unbefriedigten Menge herausleuchten.

Als wir in unsere Herberge zurückkamen, saßen an dem runden Tisch im Vorhause einige Männer, welche den Verkauf eines Schweines besprachen. Eine Stentorstimme setzte den Preis von zwanzig Gulden fest, gegen welchen Einer aus der Gesellschaft, jedoch mit einer gewissen Zurückhaltung, Manches einzuwenden hatte.

Der Dicke und der Kluge setzten sich auf die Bank neben der Hausthüre, ich stand nicht weit davon und be-

trachtete den hohen Priel, der langsam eine Nebelkappe über sein Haupt zog. Der Wagnermeister trat zu uns, befragte uns um unsern Reiseplan, und ob wir ihn nicht als Führer in Anspruch nehmen wollten.

„Allerdings," sagte der Kluge, „wir wollen in's Ennsthal hinüber."

„In's Ennsthal," wiederholte der Wagner, „auf welchem Wege?"

„Über die Bärenalpe," antwortete der Kluge.

„Ein weiter Weg," sagte der Wagner. „Pah!" lachte der geschwärzte Schmied herzutretend und sich und seinen Tabaksqualm in unser Gespräch mischend. „In fünf Stunden." —

„In fünf Stunden?!" widersprach ihm der Wagner, „was fällt dem Schmied ein. Meine Herren, eilf Stunden sind nicht zu viel."

„Was redest Du für Unsinn," polterte der Schmied, „in eilf Stunden krieche ich hinüber."

„Du weißt vollends gar nichts, Schmied!" so donnerte jetzt von den steinernen Stufen der Thüre ein Mann, der ein schwarzes Halstuch, schwarze Weste, schwarze weite Beinkleider, einen gleichen Spenser und einen schwarzen breiten Fischbeinhut trug, und aussah wie ein schwarz angestrichener Pflanzer. Ich erkannte ihn an seiner Stimme für denselben, der vor wenigen Minuten den Schweinpreis bestimmt hatte. „Wo wollen die Herren

hin?" fragte er uns mit der Barschheit eines Landdragoners.

Wir fühlten uns nicht bewogen zu antworten. Der Wagner verrieth uns.

„In's Ennsthal, Herr Pfarrer."

„Ich gehe mit, hören Sie;" nahm der Pfarrer zu uns gewendet wieder das Wort, „welchen Weg wollen Sie nehmen?"

„Ueber die Bärenalpe," gab ich ihm zur Antwort, um mit dem fischversagenden Feinde ein Plänkeln zu beginnen.

„Nichts da," unterfuhr er mich, „ich muß meine Kollegen in Taublitz besuchen. Sie gehen mit mir über den Salzsteig."

„Wie ist dieser Weg?" fragte ich den Wagner. Der zuckte die Achseln: „hml hml er is a Bissl z'widà." Wir kannten diesen Ausdruck, „z'widà" (zuwider) heißt in's trockene Hochdeutsch übersetzt lebensgefährlich.

„Ah, z'widà, z'widà," schrie der Pfarrer, „Schmied, Du bist ja schon einmal mit mir gegangen."

„Mein Weib war auch mit," bestätigte der Angeredete, „es hat a paar zwidàrö Örtl!"

„Larifari —," sprach der Pfarrer, „nur eine halbe Viertelstunde lang geht es auf der Schneid fort."

„Zwischen zwei Abgründen", fügte der Wagner hinzu.

„Thut nichts," meinte der Schmied, „der Herr Pfarrer hat dort eine Semmel aufgehoben, die mein Weib verlor."

„Unbeschadet dieser Ereignisse," seufzte der Dicke, „könnte man doch hinabfallen."

„Es bliebe kein Bein von Ihnen ganz," sagte phlegmatisch der Schmied.

„Acht geb'n heißt's! Uebrigens ist's ein guter Weg." bemerkte der Pfarrer.

Der Wagner schüttelte den Kopf.

„Geh' Wagner! Du denkst gewiß an das Stück, wo man etwa dreihundert Schritte lang kriechen muß," warf der Pfarrer gleichgültig hin, „bin schon oft hinüber. Der Herr da ist freilich ein wenig dick, zu dick — es könnte aber doch gehen. Also morgen, meine Herren, um vier Uhr." Damit trat er wieder in's Wirthshaus.

Der Dicke befühlte seine Rippen, Arme und Beine, ob sie noch ganz waren. Der Kluge aber sagte zum Wagner: „Auf dem Salzsteige gehen wir nicht?" „Bewahre," sprach der Führer, „es ist zu gefährlich. Ueber die Bärenalpe ist es schon am Besten."

„Aber eilf Stunden," bemerkte der Dicke.

„Fünf Stunden," sagte der Schmied.

„Eselei," sagte der Wagner.

„In fünf Stunden gehe ich von hier nach Weissenbach im Ennsthale."

„Ja nach Weiſſenbach, aber Schmied, die Herren wollen nach Taublitz.“

„Mein lieber Wagner,“ ſagte der Kluge, „wir wollen nach Weiſſenbach.“

„Ja dahin iſt's näher, wir haben aber doch ſieben Stunden zu gehen, ſagen wir acht, dieſer Herr iſt dick, ſehr dick, ſagen wir neun Stunden.“

„Wagnermeiſter, ſehen Sie mich nicht länger an, ſonſt ſagen Sie drei Tage,“ rief der Dicke lachend.

„Acht Stunden,“ wiederholte der Wagner — und dabei blieb es.*)

„Alſo morgen, meine Herren!“ ſchrie der Pfarrer zur Thüre heraus.

„Wir gehen nach Weiſſenbach!“ — ſchrie ich ihm zurück. —

„So — da geh' ich nicht mit,“ war die kurze Antwort. „Was thäte ich in Weiſſenbach! Schullehrer, marſch nach Hauſe!“

Auf dies Kommando erhob ſich ein unanſehnliches Männchen, trank ſeinen Branntwein aus, und folgte dem geheimen Forellenbeſitzer, der ſich ohne Antwort entfernte.

---

*) Dieſes Geſpräch iſt gehalten worden, wie ich es hier niederſchrieb. Nie wird der Reiſende im Gebirge die Länge des Weges mit Beſtimmtheit erfahren, ebenſowenig als die Beſchaffenheit deſſelben. Je nachdem man einen guten oder ſchlechten Fußgänger fragt, einen kühnen oder einen furchtſamen, differirt die Antwort.

Der Wagner empfahl sich höflich.

„Kommen Sie morgen nicht vor sieben Uhr," — trug ihm der Dicke auf, „unser Weg ist kurz — ich will mich ausschlafen."

Im ganzen Hause und vor allen seinen Fenstern war es stille geworden. Die Wirthin trug unser Abendessen auf, setzte sich zu uns und beantwortete mit erwünschter Geschwätzigkeit unsere Fragen. „Die Leute in diesem Thale," plauderte die Wirthin, „leben theils vom Holzhandel, vom geringen Ertrage der Felder, theils von der Viehzucht, die meisten aber von der Holzarbeit in den Wäldern. Diese nennen wir Holzknechte. Einer der älteren oder vermöglicheren aus ihnen, der Meisterknecht übernimmt die Verpflichtung, einige Joch Wälder abzustocken und zu verflößen, der Waldbesitzer sichert ihm dafür ein bestimmtes Geld- und Viktualienquantum zu. Der Meisterknecht wirbt sich seine Gehülfen und geht mit ihnen in den Wald. Hier bauen sie sich kleine Hütten und hauen die Bäume um, hacken die Äste und die Rinde ab und flößen zuletzt die Stämme aus dem Thale hinaus. Selten kommen sie während ihrer Waldarbeit in die Tiefe herunter. Der Waldbesitzer schickt ihnen die Lebensmittel. Sie sind nicht schlecht bezahlt, auch sie zu verköstigen ist nicht wohlfeil, denn sie essen ungeheuer fett. Wöchentlich fünf Viertel Pfund Schmalz für Jeden ist nicht zu viel. Diese Leute bekommen nie genug!"

Wir hatten unter dieſer Mittheilung zwei Brathühner verzehrt, und während der Kluge das dritte zerlegte, ſprach ich Jüngling zur Wirthin:

„Dieſe Holzknechte ſind gewiß recht gefühlvolle, unſchuldige Leute, da ſie immer im unmittelbaren Verkehr mit der Natur leben.“

„Klötze ſind es,“ eiferte die Wirthin. „Hören Sie nur: mein Mann ging neulich gegen die Hutererböden hinauf, ſeinen Holzknechten nachzuſehen. Es war im Winter. Er trat in die Hütte. „Wie geht's Euch?“ „Gut!“ antwortete Einer. „Was iſt Neues vorgefallen?“ fragte mein Mann. „Nichts“ — gähnte Einer — „ja doch — faſt hätt' ich's vergeſſen. Einen Todten haben wir.“ „Wo?“ ſchreit mein Mann. „Dort im Keller,“ heißt es. Er ſteigt in das Loch hinab, wo die Holzknechte ihre Lebensmittel aufzubewahren pflegen, und ſieht mit Entſetzen den feſtgefrornen Leichnam eines jungen Knechtes. „Wie iſt das geſchehen?“ fragte mein Mann. „Da Bàm hat'n dàſchlagn,“ war die lakoniſche Antwort. „Wann?“ „Vor. vier Tag'n.“ „Und warum habt Ihr den Todten nicht hinabgetragen?“ „Ach,“ ſagten die Knechte, „warum ſoll ma uns denn d' Wocha z'reißen, au'm Samſta kemà ma eh abi*)!“

*) Warum ſollen wir uns denn die Woche zerreißen (den Arbeitslauf der Woche unterbrechen). Samſtag wären wir ohnehin hinabgekommen.

Ich ſchüttelte ungläubig den Kopf.

„Es iſt ſo wie ich ſage," betheuerte die Wirthin, „die gefährliche Beſchäftigung ſtumpft das Gefühl dieſer Leute ab."

„Ich hätte mir die Leute zarter und unſchuldiger gedacht," bemerkte ich.

„Ach! wegen der Unſchuld dürfen Sie nicht zu uns kommen," verſetzte die Wirthin naiv, „die Leute im Wald und auf den Almen leben wie die Heiden."

„Wo iſt denn der Wirth?" fragte der Kluge, „ich ſah ihn den ganzen Tag nicht."

„Er iſt nach Kirchdorf auf den Wochenmarkt gefahren," antwortete die Wirthin, „und kehrt auf der Rückreiſe ohne Zweifel wieder in jedem Wirthshauſe ein. Das iſt ſo ſeine liebe Gewohnheit. Mit dem Manne iſt's eine Plage; eigentlich hat er Recht, er iſt alt, er ſoll ſich pflegen, — auch ich bin alt und gäbe das Geſchäft gern meinen Kindern. Ich zöge gern in die Ausnahme*); aber wer weiß, wie es dann geht. Man ſteht den Kindern überall im Wege, iſt ihnen zur Laſt, und lebt ihnen zu lange. Das Alter iſt eine ſchwere

*) „In die Ausnahme gehen" heißt, ſich in den Ruheſtand begeben, das Eigenthum des Hauſes auf ein Kind oder auf eine andere Perſon übertragen, welche hingegen die Verpflichtung übernimmt, dem Übergeber im Hauſe Wohnung und Koſt und einen beſtimmten jährlichen Geldbetrag zu leiſten.

Krankheit.“ Die Alte ging kopfschüttelnd aus der Stube, wir folgten ihrem Beispiel und suchten den Schlaf, den wir in groben, aber reinlichen Betten fanden.

Schläfrigkeit, Kaffeetrinken und das Bewußtsein, einen kleineren Tagesmarsch vor uns zu haben, hatte unsern Aufbruch vom Wirthshause bis gegen acht Uhr Morgens verzögert. Als wir aber auf dem Wege waren, befliſſen wir uns großer Schnelligkeit. Wir gingen unter einer Tarn- oder Nebelkappe. Der Wagnermeister, unser Führer, öffnete uns in einem Labyrinthe von Feldeinfriedungen die rechten Thüren, sonst wären wir bei dem gänzlichen Mangel einer freien Aussicht eher in die Steyer oder aus dem Thale hinausgekommen, als in den uralten Tannenwald hinein, durch den wir eigentlich zu gehen hatten. Hier trafen wir zuerst den Wohnsitz des Schmiedes: in einem Gemüsegärtchen, ein kohlenbestaubtes, kleines Haus, eine bretterne Schmiede, einen lauten Bach, der ein kleines Rad trieb. — Der Nebel tropfte von den Tannenzweigen auf uns nieder, während wir den wohlbetretenen Weg verfolgten, immer höher und höher stiegen, bald aus dem Walde auf einen schmalen Pfad kamen, der wie ein Gesimse mitten an einer Steinwand hinlief, endlich wieder unter die Bäume traten und auf feuchten schlüpfrigen Nadeln uns fortbewegten. So gingen wir drei Stunden lang. Es war nahe an Mittag; die Sonne konnte noch immer die Nebel nicht zertheilen, diese ballten

ſich nun immer dichter zuſammen, ſanken tiefer herab, daß wir die Baumwipfel nicht mehr zu unterſcheiden vermochten, und nach einer Viertelſtunde hatten wir ſchon keinen trockenen Faden mehr am Leibe.

Das Waſſer rann uns von den Mützen in's Genick. Wieder aus dem Walde tretend, ſpürten wir geackerten Boden unter unſeren Füßen, dem Fußgänger im Regenwetter ein verwünſchter Fund; dann geriethen wir in ein Erdäpfelfeld, nach deſſen mühevoller Durchſchreitung wir, ſo naß, als wären wir durch einen Fluß gewatet und geſchwommen, an der Thür eines Hauſes ſtanden.

„Hans, Hans!“ ſchrie Meiſter Wagner, und pochte aus Leibeskräften.

„Was giebt's?“ rief ein kräftiger Bauer, der die Thür öffnete.

„Du mußt uns Unterſtand geben!“

„Gerne Wagner, aber ich habe nichts als vier Wände.“

„Wenn nur die gut ſind,“ meinte der Kluge, und wir traten durch eine kleine Küche in eine niedrige aber geräumige Stube, deren ganzes Meublement aus einem grünen Ofen, um den eine breite Bank herumlief, einem großen Tiſche, ein paar Wandbänken und einem grell auf Glas gemalten Muttergottesbilde beſtand.

Die Wände und der Plafond waren aus Balken zuſammengeſetzt und von Zeit und Rauch gebräunt. Drei

kleine Buben standen in einem Winkel und betrachteten verlegen die Fremden, welche ihnen so viel Kälte und Nässe in die warme reinliche Stube brachten.

Die Bäuerin hieß uns freundlich willkommen und nahm die Nachkommenschaft mit sich in die Küche. Wir wechselten unsere Kleider, hingen die durchnäßten an den Ofen und besprachen mit der Bäuerin die Herstellung unseres Mittagsmahles. Ein gelungener Sterz wurde uns zugesagt, Hühner, Eier ꝛc. waren nicht vorhanden. Erst um vier Uhr Nachmittags kamen wir zum Speisen; wir verlängerten das Diner durch ein paar Flaschen Wein und etwas kalte Küche, die aus dem Wirthshause mitgenommen worden waren.

Der Rest des Tages verfloß langweilig.

Der Dicke hatte mit den Buben Bekanntschaft gemacht, die sich auf den Knien des heiteren und guten Mannes balgten, dessen Fröhlichkeit seither in dunkeln Tagen voll Krankheit und anderem Mißgeschicke versunken ist.

Der Kluge besprach mit Hans sein Lieblingsthema: die Jagd. Ich lehnte, meine Cigarre rauchend, unter der Hausthür und betrachtete unverdrossen die endlosen Wasserschnüre, die vom Himmel zur Erde herabhingen. Ich hoffte von der Umgebung eine Anregung, die nicht kommen wollte. Ich hörte nur den Regen, das Gepolter der Buben, das Gelächter des Dicken und die Versicherung

unſeres Führers: „Wenn ſich nicht heute Nacht ein ſtarker Wind aufhebt, regnet es morgen, wie heute.“

Es ward ſtockfinſtere Nacht. Der Kluge langte eine Wachskerze aus ſeiner Reiſetaſche, klebte ſie auf den Tiſch und zündete ſie an. Von der Außenwelt ſahen wir nichts und hörten nur ein Geplätſcher, als wäre nebſt Hanſens Hütte nur noch der Regen auf der Welt. Doch unſer unermüdliche Kluge packte gleichmüthig einen kompendioſen Apparat aus, und kochte Kaffee, der ziemlich klar zu Stande kam. Die Bäuerin mußte die kleinſten Töpfchen ihres Geſchirrs bringen, ſie wurden zu Kaffeeſchalen ernannt, und nachdem man Mokkatrank und Milch hineingegoſſen hatte, als ſolche behandelt. Ich ſpendete Cigarren und bald hüllten uns Rauch und Wohlbehagen ein.

Unſer Vergnügen zu erhöhen erhob ſich draußen ein bedeutender Wind. „Das Wetter wird wol noch die halbe Nacht anhalten, aber morgen wird's ſchön,“ tröſtete uns Hans. Er wurde immer geſprächiger, beſonders da wir ihm den Reſt unſeres Weines vorſetzten; doch konnte er uns wenig Erfreuliches erzählen. Nicht alle Jahre reift das Korn auf ſeinen kleinen Feldern, Viehzucht und Holzarbeit nähren ihn ſpärlich; doch iſt er zufrieden.

„Aber wenn Ihr krank werdet, Hans!“

„Lieber Herr, das iſt das Schlimmſte. In kräftigem

Alter, wo uns die Krankheiten unvermuthet und heftiger überfallen, und die ſchnellſte Hülfe nöthig machen, verderben wir, wenn nicht die Natur uns wiederherſtellt, meiſtens ohne ärztlichen Beiſtand. Viele Stunden weit wohnt der Bader*), oft trifft ihn unſer Bote nicht zu Hauſe, denn er iſt viele Stunden weit bei einem Patienten, unterdeſſen hat ſich unſer Uebel verſchlimmert, iſt unheilbar geworden, oder hat uns weggerafft. Alte Leute ergeben ſich ruhig in ihr Schickſal, beſonders wenn ihr letztes Stündlein bei heiterm Wetter ſchlägt, in welchem der Pfarrer mit dem Sterbeſakramente ungehindert zu ihnen kommen kann. Denken Sie aber, wenn heute hier oben wer im Sterben läge: kein Bote könnte hinab, der Pfarrer nicht herauf. Oder wie es oft im Winter geſchieht: Der Bote kommt hinab, unterdeſſen ändert ſich das Wetter und verſperrt dem Pfarrer den Weg."

Draußen heulte der Sturm durch Fels und Wald und ſchoß der Regen nieder, als wollten ſie die Rede des Bauers bekräftigen.

„Geſchieht es dann nie," fragte ich, „daß ein bequemer Seelſorger ſich gerne von Regen, Schnee und Wind abhalten läßt?"

„Unſere hochwürdigen Herren," betheuerte Hans, „kennen ihre Pflicht und kommen ihr eifrigſt nach. Sie

*) Landarzt.

machen sich beim schlimmsten Wetter auf den Weg und kehren nur bei unübersteiglichen Hindernissen um."

„Auch geht für die Lässigen hier im Gebirge ein Warner herum," bemerkte der Kluge.

„Sie wissen das?" rief Hans verwundert.

„Heute ist er auf dem Wege!" sprach der Kluge.

„Richtig!" bemerkte Hans, bedeutungsvoll mit dem wundergläubigen Bauernkopfe nickend.

„Aber wir nicht," riefen wir Andere. „Eine Sage? laß hören."

„Nennt es wie Ihr wollt," antwortete der Kluge, und glaubt davon, so viel Ihr glauben könnt." Und er begann zu erzählen:

Der Gebirgspfarrer.

Vor etwa achtzig Jahren sah man hier im Stoderer-thale schon zu Anfang Oktober Wildgänse fliegen, und ihr sonores Geschrei ertönte über den Buchenwäldern, deren Laub ungemein früh abgefallen war. Frühe Wildgänse und früher Blätterfall bedeuten aber einen strengen Winter, und der stellte sich auch damals bald ein. In diesem Thale ist er kein seltener Gast, Niemand wunderte sich daher über seine rauhe Ankunft und die ungestüme Weise, mit der er Platz nahm. Waren die Leute im Freien, so blies er ihnen unverschämt in's Gesicht und peinigte sie an Händen und Füßen; saßen

ſie am warmen Ofen, ſo lachten ſie freilich den Grobian aus und dachten etwa: Gelt Geſelle, jetzt giebſt du es groß, und wirſt immer übermüthiger, im Vorfrühlinge wirfſt du uns gar Rieſen-Schneebälle auf Schwaighütten, Äcker und Wohnhaus herab. Sobald aber der erſte kräftige Frühlingsſonnenſtrahl niederzuckt, verzagſt du und biſt voll Thränen. Seufzend zerſprengſt du deinen Eispanzer, um leichter zu entfliehen, gern zögeſt du deinen weiten Schneemantel zuſammen und nähmeſt ihn mit, aber unſere ſcharfen Felſenſpitzen reißen ihn dir vom Leibe. Von dem ungeheuren Flockenheere bleiben kleine Trüppchen auf den Bergen zurück und verkümmern während des Sommers, wie verlorene Poſten eines geſchlagenen Feindes.

Die Chriſtnacht hatte unter Sturm und Gebraus friſchen Schnee gebracht; als der heilige Chriſttag anbrach, trieb der Wind die fallenden Flocken noch luſtig durcheinander. Der Pfarrer trat in Mantel und Pelzmütze aus dem Pfarrhofe und huſchte in die Sakriſtei. Als er auf die Kanzel trat, fand er die Kirche dunkel, denn die Fenſter waren zur Hälfte vom Schnee verweht, die Wachslichter des Altars brannten düſter in dem von Menſchen überfüllten Raume. Dies Alles konnte aber nicht die Seele des Pfarrers verdunkeln, die von der Bedeutung des hohen Kirchenfeſtes erheitert war. Er predigte über den Text: „Ehre ſei Gott in der Höhe und

Friede den Menſchen auf Erden, die eines guten Willens ſind. Laßt Euer Herz nicht im Kampfe ſein mit Eurem Nächſten, Euren Willen nicht im Kriege liegen mit Eurer Arbeit. Seid mit Allem in Frieden! Heiter ſei die Welt! Erfreuet Euch: der Heiland iſt geboren!“

Während die Gemeinde horchend zu dem begeiſternden Lehrer hinaufblickte, war der Himmel wolkenlos geworden, als wollte er, die Worte des Pfarrers befolgend, den Menſchen mit einem guten Beiſpiele vorangehen, und ſendete einen heitern Sonnenblick in's kleine Gotteshaus herab.

Als der Pfarrer nach geſungener Meſſe aus der Kirche trat, fand er den herrlichſten Wintermorgen, der je ein obderennſiſches Alpenthal mit Schnee und Sonnenglanz erfüllt hat. Er konnte ſich von dem erhebenden Anblicke nicht trennen. Als der Platz vor der Kirche leer geworden, und die Pfarrkinder dem Wirthshauſe oder ihren Hütten zugewandert waren, ſtand er noch immer vor dem Pfarrhofthore und hatte ſeine Freude an der winterlichen Pracht der Gegend. Das Jahr iſt wie ein Frauenzimmer; in ſeiner Jugend ſchmückt es mit Blumen den blühenden Buſen, im Winter deckt es mit Silbergeweben, Perlen und Diamanten den welken Leib. So wallte auch in das Thal von den höchſten Bergen eine Silberdecke nieder, deren vergänglicher Schimmer den troſtloſen Anblick fahler Wieſen und Stoppelfelder verhüllte. Kleine,

aber reich mit Brillanten beſäte Stücke dieſes Gewebes waren über alle Dächer gebreitet. Um jedes Äſtchen der Obſtbäume zwiſchen den Häuſern bog ſich ein kryſtallener Saum, und die Zweige der immergrünenden Tannenbäume trugen flockige Laſten.

Der Schullehrer ſchloß die Kirchenthüre und kroch wieder in ſein warmes Häuschen. Eine Schaar hungriger Sperlinge flatterte herbei und pickte aus dem Schnee die Broſamen und Apfelreſte, welche genäſchige Kinder vor der Kirche hatten fallen laſſen. Vor Freude zwitſchernd und mit tauſend Poſſen verzehrte das Federvolk ſeine ſchmalen Biſſen. Der Pfarrer lenkte ſeinen Blick voll Wehmuth auf die ſchöne Schlittenbahn, die ſich durch das Thal ſchlängelte, und ſeufzte: „Es kommt Niemand, den Einſamen zu beſuchen; Pater Blaſius hat mir's freilich verſprochen! als er aber heute zur Frühmeſſe ging und in die kalte todte Landſchaft hinausblickte, mochte ihm wol das feſttägliche Treiben des warmen Kloſters zuſagender geſchienen haben, als eine Fahrt durch Sturm und Schnee in's arme Stoderer Pfarrhaus. Jenes Häuflein Spatzen iſt glücklicher als ich. Luſtig quillt der blaue Rauch aus meinem Schornſtein — er ruft mir keinen willkommenen Gaſt! — ſüß duftet in meinem Hauſe der Geruch des Mahles, das gerüſtet wird, traurig und allein werde ich es verzehren müſſen. Gott dürfte nur wollen, und ein Schlitten voll guter Freunde klingelte heran; aber

leider — der liebe Gott scheint sich mit den armen Gebirgspfarrern nicht so viel zu beschäftigen, als diese mit ihm." Eben ergriff er unwillig die Klinke seines Thores, als von ferne her der langgezogene Ton eines Posthorns an sein Ohr schlug — er horchte — Stille fern und nah — die Sperlinge flogen auf den Baum und eine Menge Eisnadeln rieselten herab. — Da klang es von ferne, wie das leise Schrillen des Windes, — näher — lauter — immer lauter — wie Metall — kling — kling — es sind Schellen — beflügelter Hufschlag — Peitschenknall — ein Schlitten — er gleitet und klingelt heran, ein Schlitten voll guter Freunde hält vor dem Pfarrhofe!! Der Pfarrer eilt hinzu, kann aber Niemanden erkennen, denn alle Pelzmützen, jede Wildschur und alle Gesichter sind über und über bereift; endlich klettert ein dickes Männchen heraus und spricht lächelnd: „Grüß' Dich Gott, Malachias."

„Willkommen, willkommen Blasius," jubelte der Pfarrer, dem die wohlbekannte Stimme des Kellermeisters vom Kloster-Spital an Pyhrn an's Ohr schlug.

„Der Prälat und der ganze Konvent grüßen ihren Bruder," sprach Blasius.

„Gott segne unsern hochwürdigsten Abt und alle Jünger des heiligen Benediktus," erwiederte Malachias, und nöthigte seinen Gast in die allgemeine Wohnstube, welche der Kirche gegenüber im Erdgeschosse lag.

Mit den Beiden trat ein Dritter ungebeten ein, befreite ein wohlgepudertes Köpfchen von der Bibermütze, warf die Wildschur ab und zeigte den braunen Staatsfrack mit silbernen Knöpfen, die goldgestickte Weste und das Spitzenhalstuch zu jenem anmuthigen Knoten verschlungen, der unter dem Namen: „Der Wasserfall" damals Mode war, jetzt aber nur noch bei wenigen sehr alten Herren zu finden ist. Zuletzt zog unser Elegant aus mächtigen Pelzstiefeln zwei kleine Beinchen, die in seidenen Strümpfen und Schuhen mit brillantirten Schnallen steckten, langte eine goldene Tabatière aus der Tasche und präsentirte dem Pfarrer Malachias eine Prise Rapée.

„Was seh' ich, Herr Hofrichter?" rief der erstaunte Pfarrherr und schnupfte hastig.

„Unverhofft kommt oft," lächelte der Jurist, „wäre fast übersehen worden."

„Mein Gott," entschuldigte sich Malachias, „ich erblinde schier aus Freude an meinem Bruder Blasius! Welche Ehre! aber sah ich nicht auch einen dritten Gast?"

„Richtig, Burkhardt den Förster;" erwiederte Blasius, „wo bleibt er?"

„Hat einiges in die Küche zu tragen," flüsterte der Hofrichter, „ein paar Haselhühner, eine Wildente."

„Ich hätte meinen verehrten Gästen schon selbst ein paar Gerichte aufsetzen können," meinte der Pfarrer.

„Sind alle davon überzeugt," replicirte der Juriſt, „doch feines Wildpret! Hier kann es ja nicht ſein." —

„Das iſt zu viel, das iſt zu viel," erwiederte der Pfarrer. „Aber der Förſter ſoll hereinkommen. Da iſt er ja vor dem Hauſe, was nimmt er denn noch aus dem Schlitten?"

„Den Flaſchenkeller," ſchmunzelte der Kellermeiſter.

„Das Flaſchenkellerchen," verbeſſerte der Hofrichter, ſpitzte die Lippen und ſchnalzte mit der Zunge.

„Das iſt viel zu viel," deprecirte Malachias mit der freundlichſten Miene. Unterdeſſen vernahm man den Förſter auf dem Fußboden vor der Thüre, wo er den Schnee von ſeinen Juchtenſtiefeln ſtreifte und ſtampfte, und bald darauf trat er mit einem „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!" und einer großen Flaſche Wein in die Stube.

„Fürchtet Ihr zu verdurſten?" fragte der Pfarrer.

„Hat keine Gefahr," erwiederte der Waidmann. „Ein Gläschen Kerſchbacher*) zum Morgentrunk," ſagte der Kellermeiſter, „da des mitgebrachten Wildpretes wegen das Eſſen leicht um ein Stündchen verzögert werden dürfte!"

„Ja die Köchin hier im Hauſe," begann der Waidmann freimüthig — ſchwieg aber plötzlich und verlegen. Die Genannte trat eben in's Zimmer. Ein ziemlich großes volles Mädchen, noch im Kirchenputze. Die Hübſche trug

*) Eine ausgezeichnete, ſchwere ſteyermärkiſche Weinſorte.

auf einer Taſſe klirrende Weingläſer, welche ſie nebſt einem Teller Gratzer Vanillezwieback auf den Tiſch ſtellte, küßte dem Kellermeiſter und dem Hofrichter die Hände und verließ mit zu Boden geſchlagenem Blicke das Zimmer, in welches ſie beim Schließen der Thür neugierig zurückſah. Die vier Cölibatäre, deren jüngſter, der Hofrichter, ſeinem nahen ſechzigſten Geburtstag entgegenſah, richteten lange ihre Augen auf die Thüre, durch welche die ihnen ſo wohlthuende jugendliche Erſcheinung verſchwunden war. Erſt als man die Zauberin in der nahen Küche mit Pfanne und Schüſſeln rumoren hörte, erwachte wieder einige Bewegung in der Gruppe und der Förſter platzte heraus: „Ich gebe meinen beſten Kugelſtutzen um einen —," dann ſtarb ihm vor einem Seitenblick des Hofrichters das Wort im Munde. Der Kellermeiſter ſchmunzelte und ſchenkte die Gläſer voll. Nachdem alle getrunken und den Wein gelobt hatten, ſagte Blaſius: „Die Köchin haſt Du noch nicht lange?" „Seit dem letzten Herbſte," verſetzte der Pfarrer, „ſie iſt die Tochter eines meiner Pfarrkinder, des Bauers im Baumſchlagerreit, es ſind drei Stunden bis zu ihm hinauf. Sie iſt jung nach Stadt Steyr hinausgekommen, wo ſie in mehreren Häuſern diente, und zuletzt durch ihre Befliſſenheit zur Fürſtin Lamberg als Stubenmädchen kam. Dort verliebte ſich der Büchſenſpanner in ſie, der im nächſten Frühjahre Revierjäger zu werden hofft und ſie dann heirathen wird."

„Schön, ſchön," ſagte befriedigt der Kellermeiſter. „Ja ſchön iſt das Mädel," bekräftigte der Förſter. „Ohne Zweifel eine gute Köchin, dieſe Roſi," meinte der Hofrichter. „Ohne zu prahlen," ſagte der Pfarrer, „ſie hat geſchickte Hände." „Schneeweiße Fingerchen," flüſterte der Hofrichter lüſtern.

Inzwiſchen verließ der alte Förſter das Zimmer, geſellte ſich draußen zu dem Knechte, der die dampfenden Pferde auf und nieder führte und zündete ſich eine Pfeife an. Später zog der Knecht die Pferde in den Stall, und auch der Förſter verſchwand von der Straße.

In der Stube beſprachen der Hofrichter und die beiden Prieſter einen intereſſanten Gegenſtand, die bevorſtehende Wahl eines Küchenmeiſters im Kloſter-Spital. Der Pfarrer erwähnte wiederholt des beſchwerlichen Dienſtes, den er auf ſeinem Poſten ſeit zehn Jahren unermüdet leiſte, dagegen ihm der Kellermeiſter mittheilte, den Pater Malachias und keinen andern habe der Konvent zum Küchenmeiſter auserſehen. Dieſe frohe Hoffnung und das trauliche Geſpräch befreiten den Pfarrer gänzlich von einem beengenden Gefühle, das ihn bei der Ankunft des Schlittens überfallen hatte. Es hatte ihn ergriffen über die ungerechten Vorwürfe, die er gegen den lieben Gott ausgeſprochen hatte, wie eine böſe Ahnung, welche ihn aber in der Nähe der fröhlich beredten Gäſte bald verließ.

Als der Pfarrer meinte, daß das Gallazimmer, welches er gewöhnlich nicht zu heizen pflegte, warm genug und auch das Mittagsessen fertig sei, nöthigte er seine Gäste aus der Stube, um sie in's erste Stockwerk zu führen; als sie aber in das Vorhaus traten, erblickten sie durch die geöffnete Küchenthüre den Förster, der den Bratspieß drehte, mit der Köchin ein lebhaftes Gespräch führte und dabei hochvergnügt aussah. Nach einem vorwurfsvollen Rufe des Hofrichters folgte der Alte seinem Gönner über die Stiege und trat mit ihm in's Gemach, das sanfte Wärme und wohlriechender Zimmerrauch erfüllten. — Der Tisch war gedeckt, die Suppe ließ nicht lange auf sich warten, und nach einem kurzen Gebete fuhren die Silberlöffel zerstörend in die zitternden, delikaten Markknödelchen. Nach der Suppe trank man leichten Sandberger, und lag während des Rindfleisches und eines Gerichtes Würste mit Blumenkohl lautlos der Sättigung des begehrlichen Magens ob. Gebratene Haselhühner, die nun erschienen, gaben dem Diner einen festtäglichen Anstrich, Rehbraten und Pommeranzensalat, von den Gästen gespendet, erweckten weitschweifige Danksagungen des Hauswirthes, und als aus des Kellermeisters mitgebrachtem Vorrathe alter Unterösterreicher Gebirgswein aufgesetzt wurde, betheuerte Malachias, daß er in seinem Pfarrhause noch nie an einer köstlicheren Tafel gesessen habe.

„Wohl bekomm's, Herr Bruder," sprach Blasius,

„heute über ein Jahr eſſen wir miteinander im Refektorio.“ „Zeit iſt's,“ verſetzte Malachias, „daß ich endlich in den Hafen der Ruhe einlaufe, hier muß ich im Schweiße meines Angeſichts mein Brod eſſen. Im Sommer iſt's erträglich, die Pflege meines Gärtchens verkürzt mir viele Stunden, auch ſind die Spaziergänge ſchattig und erfreulich und das Gebirge iſt bei vorfallenden Speisgängen *) leicht beſteiglich. Aber der Winter, der Winter! Man hat wenig zu ſchreiben, ſtudiren kann man nicht immer, Geſellſchaft iſt nie zu haben, alle Wege ſind verweht, man trocknet ein, wird mißmuthig, ſitzt in ſeinem Zimmer, draußen ſtürmt und ſchneit es — man fühlt ſich krank — da tritt der Meßner ein. „Herr Pfarrer?“ Was giebt's? „Ein Bote iſt da!“ Was will er? „Der Herr Pfarrer ſoll das heilige Sakrament der letzten Ölung“ — wohin tragen, unterbreche ich ihn, gewiß wieder zwei, drei, vier Stunden weit in dieſem Sturm? Und die Antwort fällt bejahend aus. Nun ergreife ich den Bergſtock und klettere mit Froſt und Kälte ringend einen Tag lang im Gebirge herum, während der ärmſte Bauer am warmen Ofen ſitzt.“

„Aus dem warmen Zimmer in den Sturm hinaus,“ ſprach der Hofrichter, „ich mag's nicht verſuchen.“

---

*) Ländlicher Ausdruck für den Gang, den der Prieſter mit dem Sterbeſakrament zu einem Kranken macht.

„Kleinigkeit," ſagte der Förſter, „auf der Thierjagd" —

„Thierjagd! Wie Ihr wieder ſprecht," unterbrach ihn der Kellermeiſter, „Ihr ſeid abgehärtet und im Walde erzogen, unſer Einer wächſt aber hinter'm Ofen am Studirtiſche auf, wo der Körper verweichlicht und ſich nicht gehörig entwickelt. Aber laſſen wir die Klagen, heute ſei ein Tag der Freude, den wir ſo heiter durchleben wollen, als gäbe es kein Leid und keine Beſchwerden auf dieſer Welt."

„Heute wird man Sie nicht aus unſerer Mitte holen," meinte der Hofrichter.

„Ich weiß keine Kranken," verſetzte der Pfarrer, „und will eine ſo unwillkommene Störung nicht erwarten. Meine Gäſte ſollen leben!"

Die Gläſer klangen. Der Kellermeiſter rief: „Auf des Hausherrn Wohlſein!" Neues Geklirr. Der ſchnell genoſſene ſtarke Wein röthete die Geſichter und beflügelte die Worte. Im Thale verdämmerte der Tag und das Gemach verfinſterte ſich immer mehr.

„He, Förſter!" rief Malachias, „geht doch in die Küche und ſagt der Roſi, ſie ſoll die alte Meßnerin nach Hauſe ſchicken und mit dem Konfekt heraufkommen." Der Waidmann gehorchte willig.

„Das Mädel unterhält ſich auch gern mit gebildeten Leuten," nahm der Pfarrer wieder das Wort, „es hat

gut gekocht und den Herrn Hofrichter muß man doch auch berücksichtigen."

„Getroffen, Malachias," lachte der Kellermeister. Der Jurist entschuldigte sich: er sei ein Hagestolz in der Form und in der Gesinnung; was seine beiden Tischnachbarn durch die Erwähnung einiger Begebenheiten zu widerlegen wußten.

Jetzt trat der Förster und hinter ihm die schöne Rosi ein. Sie trug zwei hübsch gezierte Torten; eine von den Gästen gespendet und eine von ihr selbst verfertigt, welch' letztere der Hofrichter mit Kennermienen, der geschmackvolleren Form wegen, für die kunstvollere erklärte.

Die Köchin wurde belobt, in die Backen geknippen, auf einen Sessel genöthigt, mit Bäckereien bedient, am Kinn genommen, ein hübsches Mädchen genannt u. s. w., wie der alten Junggesellen uralte Weise ist. Die Meßnerin brachte nun Licht in's Zimmer, küßte den Honoratioren die Hände und verließ das Haus mit einem Päckchen Leckerbissen für den Gemahl.

„Es schneit tüchtig," sagte der Förster, der an's Fenster getreten war.

„Da kann der Mond nicht scheinen und wir verirren uns auf dem Heimwege oder wir erfahren gar ein Unglück," bemerkte Blasius furchtsam.

„Das Schneien wird so lange nicht anhalten," sprach der Pfarrer, „Ihr könnt an meinem Tische bei Wein und

Torten abwarten, bis der Mond wieder ſcheint oder ſchlafen bis es Tag wird."

„Ich wollte wol," verſetzte der Hofrichter, „aber leider habe ich morgen Gerichtstag. Ich bliebe gern, und Du, Roſi, müßteſt mir ein Bett machen wie einem Bräutigam."

Blaſius aber, der an's Fenſter gegangen war und Wetterſchau gehalten hatte, unterbrach ihn mit der Verſicherung: „In einer Stunde hat es zu ſchneien aufgehört, am Priel zerreißen ſchon die Wolken. Um neun Uhr geht der Mond auf, ſo lange warten wir. Jetzt iſt es ſechs Uhr."

„Noch drei Stunden," jubelte der Pfarrer, „noch drei Stunden lang erfreu' ich mich ſo lieber Gäſte. Na, das iſt ein Tag, von deſſen werther Erinnerung ich den ganzen Winter zehren will. In dulci jubilo will ich heute meinen Gott loben, in's Bett ſteigen, die Schlafmütze über die Ohren ziehen und in den warmen Federn träumen, wie Ihr in's Kloſter hineinklingelt. Wir alle ſollen lange und glücklich leben!"

„Hoch!" wiederholte der Chorus.

„Heute bringt mich keine Gewalt vor neun Uhr von dieſem Seſſel," jubelte der Pfarrer, ſein Glas wieder voll ſchenkend, „es iſt nicht alle Tage ſo wie heut." Da erſchallte der Klang der Hausglocke. Todtenſtille im Gemache. „Ein Speisgang!" ſtammelte der Pfarrer.

„Was fällt Ihnen ein, Hochwürden!“ ſagte Roſi, „weiß ich doch keine Kranken; gewiß iſt's die alte Meßnerin, die ihre Tabaksdoſe oder dergleichen vergeſſen hat, ich will hinabgehen.“

Es läutete wieder und heftiger — Roſi ging gegen die Thüre.

„Das wäre ein boshafter Streich des Schickſals, wenn Sie jetzt fort müßten,“ ſprach der Hofrichter.

„Als gönnte der liebe Gott dem Herrn Pfarrer die fröhliche Stunde nicht,“ ſchalt Roſi, die Thür öffnend.

Da fuhr Pater Malachias, der mit geſenktem Haupte dageſeſſen war, wie aus einem Traume auf. „Bleib' da, Roſi — ich geh' ſelbſt — unterhalte Du die Herren“ — und huſch war er aus dem Zimmer. Der Hofrichter hielt aber das hübſche Mädchen mit allerlei ſüßen Reden zurück, während der Pfarrer unten die Hausthüre öffnete.

„Wer da!“

„I bin's,“ ſchluchzte Roſi's Bruder, ein zwanzigjähriger ſtumpfſinniger Burſche, der beſchneit und fröſtelnd ſich die Hände rieb.

„Was willſt du?“

„D' Muada läßt in Herrn Pfarrer um Gotteswölln bid'n, er ſoll mit unſerm Herrgott zàn Vadern kemà.“ *)

*) Volksthümliche Bezeichnung für die Spendung der Sterbeſakramente.

„Iſt ihm ein Unglück begegnet?“

„Na, aber ſterb'n thut er.“

„War er doch noch heute in der Kirche.“

„Ja, er is halt do ſchon an aldà Mann.“

„Iſt er ſchon recht ſchwach?“

„Wie i fortgangà bin, hat er ſchon zog'n.*) I hab' glei zu dà Muadà g'ſagt, der Herr Pfarrer dàwiſcht'n nimma lebendi, aber d' Muadà hat g'ſagt: Franzl läf, läf was'd kannſt, denn wann dei'n Vadern ſein letzter Blick unſern Herrgod dàſiacht, ſo ſtirbt er leichter und bſöngt. Und da bin halt herg'rennt, drei Stunden lang und hob's nöt g'acht, daß der Wög ſchiach voll Schnee und Klüft is. Aber mein — i ſag der Vada is eh ſchon g'ſtorb'n!“

„Glaubſt Du wirklich?“

„Freili — hat d'Aug'n ſchon verdràth, wie i fort-g'rennt bin. Aber der Herr Pfarrer ſoll do kemmà, 's kunt do ſein daß da Vada no lebat und unſern Herr-god ſàh!“

„Lauf nach Hauſe und ſchau Dich nicht um. Ich komm gleich nach. Was weinſt Du denn ſo laut! ſchweig!“

„Dà Roſel möcht' i's ſag'n!“

„Deine Schweſter wird's von mir erfahren!“

„Soll i's nöt in Mößner ſag'n?“

„Nichts, lauf' geradewegs nach Hauſe. Marſch.“

---

*) Lag er ſchon in den letzten Zügen.

So befahl der Pfarrer, und der Bursche rannte fort. Der Pfarrer sah ihm nach, ob er den bezeichneten Weg einschlage, trat spähend auf die Straße hinaus und sein von Wein erhitzter Körper erzitterte in dem anströmenden Nordwinde. Schneewolken flogen ihm in's glühende Gesicht. Von eiskalter Nacht verhüllt lag vor ihm das Gebirge mit seinen schwindelnden Pfaden, mit seinen trügerischen von Schnee verwehten Felsenspalten, mit allen Winterschrecken. In der Nachbarschaft schimmerten noch ein paar Lichter aus warmen Stuben. Erst als der unwillkommene Bote und der Schein seiner Laterne hinter den fallenden Flocken verschwunden war, trat Malachias in's Haus zurück. Auf der Stiege kam Rosi mit einem Lichte entgegen.

„Wo bleiben Sie so lange, Herr Pfarrer. Gott, wie sehen Sie aus; voll Schnee — Sie zittern — Was giebt's." Sie faßte besorgt die zitternde Hand des Seelsorgers.

„Nichts giebt's," sprach der, „ich habe nach dem Wetter geschaut, bin auf die Straße getreten, und da weht und stürmt es so entsetzlich."

„Ein Heidenwetter," bestätigte Rosi, „man soll heute keinen Hund vor die Thüre jagen."

„Das soll man auch nicht," sagte der Pfarrer schnell, „viel weniger einen Menschen. Kann das Gott lieb sein, wenn in den Bergen Einer erfriert, der zu Hause im

warmen Zimmer, bei Scherz und Gläserklang wie ein Fürst leben könnte!"

„Gott im Himmel, also richtig ein Speisgang!" rief Rosi aus.

„Was sprichst Du da," sagte der Pfarrer und hielt ihr den Mund zu, dann ließ er die Hand sinken und lachte laut auf. „Ein geschwätziges Ding, die Meßnerin. Das Suchen und das Wimmern um die schlechte Dose."

„Also doch nur die Meßnerin, Gottlob, und Sie bleiben bei uns! Die Herren sind so lustig. Wie gönne ich Ihnen den frohen Tag!"

„Du bist ein gutes Kind, Rosi, besser als — Höre doch wie lustig meine Gäste sind — kreuzlustig," und damit trat er in's Zimmer.

Wie war es da so traulich. Angenehme Wärme und Wohlgeruch webte zwischen den blauen, bildergeschmückten Wänden. Ueber Torten, Weinflaschen und Gläsern glänzte das lachende Gesicht des guten Kellermeisters, der dem Eintretenden zurief: „Also doch keine Amtspflicht, weil Du so fröhlich bist. Es hätte sein müssen. Gut, daß es unterbleiben kann."

„Gut, daß es unterbleiben kann!" wiederholte Malachias. „Laß uns ein geselliges Lied anstimmen."

Alle waren's zufrieden, und der Hofrichter begann den schönen Rundgesang:

„Wir wünſchen allen Nationen
Ein ſolches Band wie unſer Band,
Dann gehen endlich Millionen
In Frieden ſelig Hand in Hand."

Blaſius ſtimmte das alte Lied an: Mihi est propositum.

Malachias, der ſeit ſeiner Ankunft jeden Scherz forcirte, ſang:

Ecce quam bonum
bonum et jucundum

mit ergötzlichen Zwiſchenſtrophen aus verblühten Studententagen. Und als er eben im Vortrage eines drolligen Verſes ſich ſelbſt mit olympiſchem Gelächter unterbrach, tönte wieder die Hausglocke, — der Pfarrer entfärbte ſich und verſtummte.

„Was giebt's ſchon wieder?" murrte Blaſius.

„Ich ſehe nach," antwortete Roſi, und eilte aus dem Zimmer.

„Nicht Du, ich!" rief der Pfarrer, war aber aus Schreck nicht im Stande ſich von ſeinem Stuhle zu erheben.

„Was iſt Dir?" fragte Blaſius erſtaunt.

„Nichts, die Glocke hatte einen ſo ſchrillen Klang."

„Du biſt ja blaß?"

„Nun ja, vor Schreck. Ich ſinge da meine Schwänke, da gellt die Sturm- und die Nothglocke."

„Nothglocke, welcher Unſinn!" lachte Blaſius.

„Nothglocke," wiederholte der Pfarrer und versank in ein dumpfes Schweigen.

Jetzt nahten sich von außen schwere Männertritte der Zimmerthüre. Dem Pfarrer stand der Angstschweiß auf der Stirne: „Freunde," sprach er, „jeder ist ein Mensch und kann fehlen, und Jedem von Euch würde ich verzeih'n, wenn er an meiner Stelle" — — da öffnete sich die Thüre und Rosi trat ein — hinter ihr des Hofrichters Kutscher.

„Gestrenger Herr," sprach der Knecht, „es hört nicht auf zu schneien. Es ist das Beste, wenn wir jetzt fahren, ehe die Wege noch gefährlicher und unkenntlicher werden."

„Hat Recht," sagte der Hofrichter, „hat Recht, aufgesessen!"

„Na, einmal muß es sein," stimmte Blasius bei.

„Wollt Ihr denn schon gehen," sprach der Pfarrer aufathmend, und in sichtbarer Aufregung. „Ach, wartet bis es Tag wird. Ob Ihre Bauern, Herr Hofrichter, ein paar Stunden mehr oder weniger vor der Kanzlei stehen! bleibt da! — Ich weiß ein paar Trinklieder, bleibt da. Das Haus wird mir schrecklich öde vorkommen, wenn Ihr mich werdet verlassen haben."

„Sei ruhig, Malachias," sagte der Kellmeister, „im nächsten Winter bist Du bei uns im Kloster — dann sitzen wir öfter beisammen und bringen das Versäumte ein."

„Verſäumtes läßt ſich nie wieder einbringen," entgegnete der Pfarrer heftig, „nie wieder! Wer weiß, wo ich im nächſten Winter bin, bis dorthin bringt mich vielleicht die Einſamkeit um, die Todesangſt."

„Du wirfſt heute alle möglichen Affekte durcheinander, wie ein Komödiant," ſagte Blaſius, dem Klagenden die Hand ſchüttelnd. „Leb' recht wohl, bis wir uns einſt wiederſehen."

Der Schlitten fuhr vor's Haus. Die Gäſte ſuchten ihre ſieben Sachen zuſammen, Roſi mußte ſich vom Hofrichter küſſen laſſen, wofür er ihr einen Dukaten verehrte. Der Förſter bekam in Berückſichtigung ſeines geringen Einkommens und auf Verwendung des Kellermeiſters einen Gratiskuß. Der Pfarrer ſtand theilnahmlos bei allen dieſen Schäkereien. Während Blaſius in den Schlitten ſtieg, reichte er ihm die Hand und ſprach: „Grüße mir die Brüder alle herzlich, recht herzlich, und unſern hochwürdigen Herrn Prälaten laſſe ich die fromme Hand vielmals küſſen." Ein Peitſchenknall und der Schlitten glitt in die dunkle Nacht hinein und verſchwand.

Der Pfarrer ſah den Freunden lange nach, dann wendete er ſich um und beſchaute ängſtlich die Straße in jener Richtung, in welcher ſie tiefer in's Gebirg führt. „Roſi," ſagte er nach einigen Minuten, „ſiehſt Du dort etwa einen Menſchen mit einer Laterne näher kommen?"

„Nein," sagte Rosi, „wer wird denn jetzt auf der Straße sein." „Keinen Hund soll man hinausjagen," wiederholte der Pfarrer und eilte in's Haus. Rosi folgte ihm, sich die Schneeflocken aus den Augenwimpern und den braunen Haaren streifend. Sie trat in die Küche und wollte sich Licht machen, der Pfarrer aber widersprach diesem Beginnen: „Komm Du nur mit mir herauf."

„Herr Pfarrer, ich muß ja doch das Geschirr aufräumen."

„Das thue morgen, und rufe Dir dazu die Meßnerin, heute bleibe noch ein Stündchen bei mir; ich trinke noch ein Glas Wein. Erzähle mir von Deinem Bräutigam, oder was Du willst, nur lasse mich nicht allein, denn sonst müßte ich in meinem so schnell wieder zur Einöde verwandelten Hause verzweifeln." Rosi folgte verwundert dem Priester, den sie noch nie in so aufgeregtem Zustande gesehen hatte. Wieder im Speisezimmer angekommen, setzte sich Malachias an den noch immer reich beladenen Tisch, schenkte sich Wein ein, lobte die warme Stube, den vergnügten Tag, erzählte dem Mädchen alle Possen, die seine Freunde heute gesprochen und getrieben, ergötzte sich, wenn Rosi lachte, nöthigte sie zu trinken und zu erzählen, wie sie in das Verhältniß mit dem fürstlichen Büchsenspanner gerathen sei, wie lange ihre Liebschaft bestehe, und was sich dabei alles zugetragen. Rosi erzählte genau und immer feuriger, und nahm sich allerliebst aus. Der weiße Rock und die

schwarzseidene Schürze flossen in langen Falten herab, nur hier und da an die Form der vollen Glieder sich anschmiegend, ein graues Schnürleibchen hob den von einem blauen Seidentuche bedeckten Busen, auf welchem, je lebhafter sie sprach, ein goldenes Kreuzchen desto schneller sich bewegte. Der Pfarrer mußte sich selbst gestehen, daß er seine Magd heute mit ganz anderen Augen als je betrachte; eben wollte er, wie von Theilnahme bewegt, einen ihrer bloßen vollen Arme fassen, als sie ihre Erzählung mit den Worten schloß: „Auch freue ich mich, wenn ich einmal meinen Paul werde geheirathet haben, meinem lieben alten Vater recht viel Gutes thun zu können. Er ist ein guter Mann und verdient jedes Opfer."

Der Pfarrer verbarg mühsam seine heftige Bewegung, zog mit zitternder Hand seine Taschenuhr aus der Weste und sprach: „Hoho, schon 9 Uhr — dann müssen wir schlafen gehen. Gute Nacht, Rosi!"

„Herr Pfarrer", sagte diese, „Sie scheinen mir heute unwohl; läuten Sie ja recht schnell, wenn Ihnen in der Nacht etwas zustoßen sollte, ich will mit offenen Augen schlafen."

„Sei außer Sorge, bin gesund, wohlauf, lustig." Das Mädchen küßte seine Hand und entfernte sich.

Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder und redete mit sich selber: „Jetzt ist er schon todt. Was hätte es auch genützt, wenn ich mich auf

den Weg gemacht hätte. Aber morgen, wenn man erfährt, daß ich nicht zu ihm gekommen bin. Pah! ich schütze Unpäßlichkeit vor. Mir glaubt man. Ich habe ja noch immer meine Pflicht erfüllt." Vom Winde getriebene Schneewolken stießen klirrend an die Fensterscheiben. „Ich bin auch krank, zittere am ganzen Leibe, in's Bett, in's Bett!" Er ging in sein Schlafzimmer, entkleidete sich, blies das Licht aus und vergrub sich in Polster und Decken. Anfangs hatte er ein Gefühl, als müsse er gleich einschlafen — da krachte es draußen im Speisezimmer — er fuhr auf — horchte — Alles blieb stille. Es war nichts anderes als das Knacken der Dielen und Möbel eines erwärmten Zimmers, das sonst nicht geheizt zu werden pflegt. Er legte sich wieder nieder.

Er belächelte sein voriges Erschrecken. Von Neuem dasselbe Geräusch. Er fährt wieder auf. Stille. Weiter nichts als die Möbel, — denkt er sich, und nun erhebe ich meinen Kopf nicht wieder. Da trabt es auf dem Gange. Der Pfarrer erschrickt — horcht — die Katze ist's. Das kleine Haus zittert, denn der Sturm heult fürchterlich. Die Gläser auf dem Tische klirren, der Pfarrer erkennt gleich den Klang und fürchtet sich nicht. Er zählt bis hundert und fängt an zu schlummern; in dünnen Fäden beginnt ein Traumgewebe sich anzuspinnen — es klirrt und klingt. Das sind die Schellen der Rosse, welche die Gäste nach Spital ziehen, kling, kling, kling — bim!

Teufel — die eine Schelle hat einen ſtarken Klang — oder iſt ein Glas geſprungen? — bim bam! Die Hausglocke iſt's nicht — bim bam, bim bam! Das ſchallt vom Kirchthurm! Das Zügenglöcklein! Das Zügenglöcklein! es läutet von ſelbſt! o Gott — Roſi, Licht!!" Er zieht ſeinen Pelz an und rennt aus dem Hauſe — der Meßner ſtürzt eben auf die Kirche zu.

„Um's Gotteswillen, Herr Pfarrer, wer läutet?"

„Ich!" rief der Pfarrer, „fort, ein Speisgang."

„Wohin?"

„In's Baumſchlagerreit — Marſch!"

„In dieſem Sturm, in dieſem Geſtöber? wir kommen nicht hinauf."

„Iſt's nicht unſere Pflicht?" —

„Da haben Sie Recht, Herr Pfarrer, Sie haben es heute gepredigt: Euer Wille ſei nie im Kriege mit Eurer Arbeit." Hurtig holte der Meßner die Laterne, ſperrte die Kirche auf, mit zitternden Händen und niedergeſchlagenen Augen nahm der Pfarrer das Ciborium aus dem Tabernakel und begann dann im wüthenden Schneegeſtöber mit verdoppelten Schritten den weiten Weg. Der Pfarrer erſtieg den erſten Berg in ſtummer Haſt, nur einen Gedanken denkend: wenn nur der Alte noch lebt! Der Meßner unverdroſſen voranleuchtend, und von Zeit zu Zeit mit ſeinem Glöcklein läutend. Unter den Füßen der Wanderer knarrte der Schnee. Wolken von

gefrorenen Flocken und Eisnadeln, welche der Wind von den Tannen herabwehte, stießen ihnen in's Gesicht, rieselten auf ihre Kleider nieder, und froren in demselben Augenblicke daran fest.

„Ich hätte mir den Weg viel schlechter gedacht," sprach der Meßner, „und wenn uns der Wind die Laterne nicht auslöscht, werden wir ohne Gefahr an Ort und Stelle gelangen."

„Hätte mir's selbst ärger vorgestellt", versetzte der Pfarrer, „aber eile! eile!"

Eine gute Strecke Weges wurde wieder schweigend zurückgelegt.

„Wenn wir aber den Alten schon todt treffen," begann Malachias.

„So haben wir dennoch unsere Pflicht gethan," versetzte der Meßner, und begann mit seinem Glöcklein zu läuten, da eine Bauernhütte in der Nähe war, aus welcher einige Personen mit einem Lichte traten, in den Schnee knieeten und von dem Pfarrer mit dem Ciborium gesegnet wurden.

Nun ging's wieder fort, immer höher hinauf. Der Weg blieb fest, die Gegend wurde wilder, endlich baumlos; der Sturm blies ungehindert den beiden Männern in's Antlitz.

„Des Bauers Bube, welcher mich herauf berief, sagte selbst zu mir: „„sein Vater könnte wol schon gestorben sein, während er herablief.""

„Was verſteht der blöde Franzl," verſetzte der Meßner, „ich will zwölf Vaterunſer und Avemaria's beten."

„Thue das mein Sohn," ſprach der Pfarrer, und verſank, während der Alte das eintönige Gebet ſprach, in den ſchlummerähnlichen Zuſtand, in dem man oft bei Nacht auf ebener Straße wandelt.

In der eiskalten Bergluft hatte ſich ſein Todesſchreck, den er beim Klange der Zügenglocke empfunden hatte, allmälig verloren; ſein Blut wurde ſo ſehr abgekühlt, daß er das Geläute dem Sturmwinde und ſein erregtes Gemüth dem genoſſenen Weine zuſchrieb; dabei erinnerte er ſich der Scherzreden ſeiner Freunde, der hübſchen Roſi und gedachte ſeines künftigen Küchenmeiſterlebens im Kloſter.

„Meßner!"

„Herr Pfarrer!"

„Ich wollte, wir wären ſchon wieder auf dem Rückwege."

„Ich auch."

„Kommen wir heim, ſo gehſt Du zu mir hinauf, und wir trinken im warmen Zimmer ein Glas Wein, wie Du nie ein's verkoſteteſt."

„Bezahl' es Gott im vorhinein, Euer Hochwürden."

„Und ſpeiſen dazu Kuchen und kaltes Wildpret — ach! ſäße ich daheim!"

„Geben Sie Acht, Herr Pfarrer, Sie glitſchen beſtändig aus.“

„Der Weg wird ſchlechter.“

„Hier iſt er etwas gefährlicher, ſeien Sie auf Ihrer Hut!“

„Ich will langſam gehen. Man wagt ſein Leben. Daß der Graukopf gerade heute ſterben will!“

„Geben ſie Acht, hier iſt's ſchmal, daß Sie nicht in den Abgrund fahren!“

„Ich ſage Dir, Meßner, der Alte iſt ſchon lange todt, und wir gehen umſonſt.“

„Kann ſein, aber die Pflicht!“

„Der Alte iſt gewiß todt, kehren wir um.“

„Sie wollen mich auf die Probe ſtellen, ich kehre ebenſowenig um als Sie, ich bin zu fromm.“

„Der Henker hole die —“

„Herr Pfarrer, Sie glitſchen — ſehen Sie doch auf den Weg!“

„Ich zittere. Verdammte Pflicht, die mich ſtundenweit in einem Wetter treibt, in das man keinen Hund hinausjagen ſollte. Mir brechen die Kniee. — Bin ich darum Geiſtlicher geworden, um wie ein Wilddieb mein Leben zu wagen; mußte ich darum von Jugend die heißeſten Wünſche meines Herzens unterdrücken, um im Alter bei Schnee und Sturm einer ſichern, warmen Stube zu entbehren. Wie leicht falle ich hinab, breche das Ge-

nick. und wer giebt mir dann die letzte Wegzehrung. Peter. es muß ja nicht sein. — Meßner! es ist mein ernstlicher Wille, ich kehre um."

Der Meßner dachte sich: Du willst mich prüfen, aber ich gebe Dir keine Blöße. Ohne dem Pfarrer eine Antwort zu geben, begann er mit lauter Stimme ein Vaterunser zu beten und mit seinem Glöcklein zu läuten. Der Pfarrer ließ sich auch nicht weiter vernehmen und jammerte und haderte nicht mehr. Nach einer Weile endete der Meßner sein Gebet, und schaute sich nach seinem Herrn um, erblickte aber hinter sich nur Flockengewimmel und weiße abschüssige Wege. Er lief eine Strecke zurück, leuchtete mit der Laterne — rief — umsonst. Ringsum nur der brausende Wind und der stumme Schnee.

Da war es dem Alten, als erblicke er vor sich eine dunkle Gestalt, die sich aus dem Schnee aufwühlte und fortrannte. Er eilt ihr nach, verlor sie bald aus den Augen, bald kam sie wieder und immer schneller laufend zum Vorschein.

Der Meßner keuchte ihr nach, so schnell er es vermochte, endlich gewahrte er frische Fußstapfen in unbegreiflich weiten Zwischenräumen — im beschneiten Boden einen Blutstropfen — wieder einen — noch einen — sein Haar sträubte sich, in seiner zitternden Hand läutete das Glöcklein, ohne daß er es wollte — er folgte den

Blutspuren auf dem Wege, ohne daß er in seinem besinnungslosen Zustande die Richtung seines Ganges bestimmte.

Unterdessen saß der blödsinnige Franzl in einem Winkel seiner Hütte im Baumschlagerreit, kaute an einem Stück Käse, und erholte sich von seiner beschwerlichen Thal- und Bergfahrt, von welcher er vor einer Stunde zurückgekommen war, zum größten Schrecken seiner Mutter aber ohne den Pfarrer.

„Wo ist der Pfarrer?" fragte sie wol zwanzigmal den Sohn; der aber erwiederte immer: „Wird gleich kommen; ich bin hungerig," und als er zu essen erhalten hatte, schwieg er gänzlich.

Die greise Bauersfrau wußte sich vor Angst nicht zu fassen. Bald kniete sie vor dem Kruzifixe, bald legte sie dem sterbenden Gatten eine Feder auf den Mund und erfreute sich seines bewegenden Athems — dann rannte sie wieder mit der Laterne vor die Hütte, damit die Herannahenden ja nicht den Weg verfehlen: sie vernahm aber weder das Glöcklein noch die Stimme des betenden Meßners.

In die Hütte zurückeilend, fand sie ihren Mann noch regungsloser, bleicher, kälter, seinen Athem schwächer, seine Stirne mit kaltem Schweiß bedeckt.

„Wo bleibt der Pfarrer?" jammerte die Mutter.

„Ich glaub' zu Haus," verſetzte Franzl.

„Warum haſt'n nöt mitgnumma?"

„Mir ſcheint er hat nöt mög'n!"

„Was ſag'ſt?"

„Weil er Göſt had, àn geiſtling'n Herrn, än Hofrichter und än Jàgà von Spidàl, dö hab'n oben mit die Gläſ'ln gſchebàt, dàweil i drunt mit earm grödt hab!"

„Warum haſt as nöt ön Mäßner g'ſagt?"

„Da Pfarrer hat mas verbod'n!"

„Und dà Roſl —?"

„Das had er mà à verbod'n! I gàng à nöd auffa in den Wödà; der Pfarra had recht, der ſitzt dahoäm und trinkt Wain und ißt an Schobà.*)"

„Was wird d'Roſl machn'?"

„Dö ißt à an Schobà — i öſſàt à'oan wanni oan häd!"

„Buà, denk mà nöt alliweil auf's Eſſ'n; bet lirba — ſiagſt nöd daß dei Vadà nöd ſterb'n kann."

„A — er kan's ſchon."

„Wann nur dà Pfarrer kemàd, Jöſàs Màrià und Joſef — wia ſö mei Aldà umwalzt — dös is ſein lözts End. Stirb nöt, ſtirb nöt Mann, wart auf unſern Hergod, daß't nöd ungſöngt aus der Welt gehſt. Nà! wann der Pfarrer dohoarm blieb'n is, oder auf'n Wög um

*) Ein landesübliches Kuchengebäck.

kehrät, ſo ſoll's eärm à àmal in Grab kan Ruh laſſ'n, und ſoll'n umànand werfà, wie mein armàn Mann da in ſein lözt'n Stündl, und ſoll'n bo dà Nacht aui jaid'n*) aus Godsakà zhögſt ins Biri.**)"

Da flog es wie ein Lichtſchein an dem Fenſter vorüber, die Stubenthür ſprang auf und der Pfarrer ſtand auf der Schwelle. Er gab mit dem Ciborium den Segen, trat an's Bett des Sterbenden gab ihm die letzte Wegzehrung, ſalbte ihm die Glieder, und unter dieſem Beginnen ſtarb der arme Greis.

„No ſo ſchlaf, liabà Aldà!" weinte die Bäuerin, „und wie er ſo gut ſchlaft, weil er unſern Hergod no ànmal g'noſſ'n hat. Gelt's God, gelt's God, liabà Herr Pfarrer." Sie wollte dem Pfarrer die Hand küſſen, der machte aber eine verweigernde Bewegung. Die Frau ſchaute ihm in's Antlitz und ſchauderte zurück vor deſſen Bläſſe. In ſeinen Blicken lag der tiefſte Schmerz, ſein Auge füllte ſich mit Thränen — ein heißer Tropfen fiel auf die Hand der Bäuerin herab — und als ſie darauf ſah, war es Blut — „Pfarrer, was is eng?" rief ſie. Der aber faltete ſeine Hände, wies damit gegen den Himmel und verſchwand lautlos aus der Stube. Ehe ſich die Zurückgebliebenen von ihrem Schrecken erholt

*) Jagen.
**) Gebirg.

hatten, stürzte schon der Meßner athemlos und beschneit herein und rief: „War der Pfarrer hier?“

„Ja, Mößner!“

„Ja, ja, ich sehe seine Blutspur. Betet, betet, der Pfarrer ist todt.“

„Was is eàm g'scheg'n?“

„Betet, betet —“ und damit rannte der fromme Kirchendiener wieder fort — zurück an die Stelle, wo er den Pfarrer zuerst vermißt hatte, und grub in den Schnee — — — dann trachtete er in's Thal zurückzukommen, verirrte sich im Tannenwald — fand wieder den rechten Weg, um ihn im nächsten Augenblicke wieder zu verlassen — er vergeudete so wider seinen Willen kostbare Stunden und kam erst am lichten Morgen, als die Stunde zur Messe schon geschlagen hatte, im Dorfe an. Es hatte endlich zu schneien aufgehört.

Der Vormittag des heiligen Stephanstages war eben so schön, so schneeprächtig, als der des verflossenen Christfestes. Vor der Kirche standen die Bauern, bestürzt — mitten unter ihnen Rosi weinend, erzählend — und dunkle Vermuthungen ausstreuend. Der Meßner erschütterte mit seiner Schauderkunde die Bewegten auf's Höchste. Später kam auch Franzl herab und erzählte seine Unterredung, die er gestern Abend mit dem Pfarrer am Thore gehabt hatte. Rosi bekam nun schnell einen hellen Blick in der Sache, ihres Herrn Benehmen fing sie an zu be-

greifen, im Stillen gelobte sie ihm zwanzig Messen, den Bauern theilte sie aber nur ihren lauten Schmerz mit. Die Bauersleute stiegen nun mit Leitern, Seilen und Spaten in's Gebirge, kamen aber am Abende heim — wie sie ausgegangen waren.

Auch im Frühlinge, als der Schnee zu Wasser geworden, von der Erde aufgesaugt und von der Steyer aus dem Thale geführt war, fand man in den Schluchten keinen Leichnam, sondern nur würziges Alpenkraut und schöne Blumen, die vor den Suchenden ihre duftenden Häupter schüttelten, als wollten sie sagen: Was wissen wir von der traurigen Geschichte!

Ohne Spur ist aber der Pfarrer nicht aus dem Thale verschwunden. Leute, die Nachts seine Nachfolger in der Seelsorge zu einem Kranken holten, wollen, wenn sie am Thore ihr Anliegen ausgesprochen, ein flatterndes Licht, einen Schatten, ein leises Pochen an die Fenster, trippelnde Schritte, kurz eine wesenlose und doch wahrnehmbare Unruhe in der Nähe des Pfarrhofes bemerkt haben, welche erst, nachdem sich der Pfarrer auf dem Weg gemacht hatte, verschwand. Selbst wenn sie mit dem Meßner und dem Priester schon in den Bergen gingen, bemerkten sie an schmalen Stellen einen Vierten, der den Zug schloß und die Arme ausbreitete, als wolle er Jedem den Rückweg versperren.

Wenn es in Winternächten weht und stöbert, oder

in Sommernächten donnert, blitzt und Regenströme niedergießt, ſchwankt noch heute im Gebirge von einer Hütte zur andern ein einſames Licht; und liegt irgendwo eine ſchwache Wöchnerin, ein ſiecher Greis oder ein krankes Kind, ſo ſchaut nicht ſelten, voll Beſorgniß, ein blaſſes, fremdes, aber freundliches Geſicht durch's Fenſter in die Krankenſtube. Alte Leute ſagen, das ſei der Pfarrer Malachias.

Der Erzähler ſchwieg. Der Bauer, die Bäuerin und der Wagner nickten beſtätigend mit dem Kopfe.

Es war ſpät geworden, wir ſtiegen unter's Dach hinauf um zu ſchlafen.

Wir lagen im duftenden Heu, über uns fiel der ſchwächer werdende Regen hörbar auf die Bretter des Daches und ſchläferte uns ein.

Als wir am andern Morgen vor die Hütte traten, war das herrlichſte Wetter. Der Sturm hatte den Himmel rein gefegt, nur einzelne, vom Azur durchſchienene Federwölkchen bezeichneten den Weg, den er genommen.

Die Hütte, in der wir übernachtet hatten, lag mehr als dreitauſend Fuß über der Meeresfläche, dennoch umgaben ſie Klee- und Kornfelder. Hinter dieſen begann ein dunkler Tannenwald, der ſich bis in jenen Winkel hinabzieht, wo die Felswände des Sonnenſteins und des Oſtrowitz zuſammenſtoßen. In dieſem Keſſel unten ſtehen

die Bäume übergroß und dicht gedrängt, grünen Wogen gleichend, die an einer Klippe hinaufschwellen. Auch das Grün der Nadeln scheint hier saftiger. Dieses, ein sanftes Rauschen und ein leichter Nebel, der aus den Wipfeln in die dünne Bergluft stieg, verriethen das Dasein einer bewegten Wassermasse. Dieser Tannenhain heißt das Baumschlagerreit und unter seinen Baumwurzeln entspringt die Steyer, die grüne Steyer, die starke Gehülfin der fleißigen Schmiede im Traungau, die schöne Zierde der schönsten obderennsischen Thäler. Ihr Wasser ist das schönste, welches ich je gesehen, immer grün, gleicht es flüssig gewordenen Alpenwiesen. Sie behält dauernd ihre Reinheit und Frische, da sie immer zwischen Gebirgen im felsigen Bette fluthet; wo ihre Ufer flach werden, hat sie auch ihren Lauf vollendet. Nach ihrem Ursprunge hüpft sie ein paar Stunden lang über das Gestein fort, sorglos mit den Uferblumen spielend. Im Passe Klam sind ihr die verfinsternden Felswände verhaßt, sie peitscht die gefühllosen mit ohnmächtiger Wuth und entflieht zuletzt mit zornigem Gebrause. Im lichteren Thale stellt man ihr ein Rad in das Bett, das treibt sie als ein willkommenes Spielwerk; nun folgt ein zweites, drittes — viertes — sie stutzt — endlich kommt sie an ein Wehr, stumm grollend hält sie einen Augenblick vor dem Hindernisse an, und während im Zorne ihre Kraft anschwillt, entwendet der Mensch einen Theil derselben und leitet

sie seitwärts, wo sie wieder Räder zu treiben hat. Auf diese Weise vielfach überlistet, eilt sie doch immer wieder der neuen Knechtschaft entgegen; wenn sie aber in der Steyr bei jedem Schritte vorwärts, wie ein Handwerksgeselle einen Hammer schwingen oder einen Schleifstein drehen muß, verliert sie die Geduld und stürzt sich mitten in der alten Stadt nach einer raschen Wendung in die blasse Enns, in der man noch lange ihre unvermischten Fluthen wahrnimmt. Dieser grüne Wasserstreif ist nichts anderes, als die grüne Erinnerung der sterbenden Steyer an die genossenen Alpenfreuden. Glücklich lebe jedes Wesen, das ihr Anblick erfreut, vom Vöglein an seiner Quelle bis zum schönsten Herzen in der schönen Steyrerstadt.

Ueber den Wipfeln des Baumschlagerreit, zwischen dem Sonnenstein und Ostrowitz, dehnt sich ein abschüssiges Steingerölle, aus dem zerklüftete Felsriesen aufsteigen. Diese Gegend heißt die Dietlhöhle.*) Vor Zeiten soll hier ein Drache gehaust haben, und dieser Aufenthalt mag für einen solchen wirklich sehr komfortabel gewesen sein. Hier konnte er ungestört in den tiefen Höhlen Schwefel dampfen, schlafen, oder Mittags auf den heißen Steinen seinen Schuppenleib in ekler Behaglichkeit winden. Auf dieser Stelle wächst noch heute kein Halm; es gehört wenig Phantasie dazu, beim Hinabschauen den bunten Wurm

*) Dietl, Diminutiv von Dietrich-Theodorich, eine Erinnerung an den alten Gothen-Helden?

zu erblicken, wie er mit gelbem Bauche und goldblaugeſchupptem Rücken, auf kurzen ungeſchickten Füßen der beſchatteten Flußquelle zukreucht. Ein purpurrother Kamm ſtarrt auf ſeinem Nacken, purpurrothe Fleiſchlappen ſchlottern an ſeiner Kehle — mit den ſmaragdgrünen Flügeln weht er ſich Kühlung zu — es ſcheint ihm heiß zu ſein, und haſtig haucht er Flammen aus dem weißgezähnten Rachen.

Keine Sage hat den Namen des Helden aufbehalten, der dieſen fürchterlichen Lindwurm erlegte; wenn dieſer aber nach der Gewohnheit ſeiner mittelalterlichen Brüder ſich von dem zarten Fleiſche ſchöner Jungfrauen zu nähren pflegte, ſo zweifle ich keinen Augenblick, daß er in dieſem Thale verhungert iſt. —

Wir ſtiegen nun unverdroſſen die ſchiefe Ebene hinan, an deren Ende wir uns auf dem Rande eines Felſenkeſſels befanden, deſſen Boden fette Alpentriften anfüllten.

Wir waren auf der Bärenalpe. Die Hütten waren verlaſſen, das Vieh war auf tiefere Alpen getrieben worden, wie man es hier im September zu thun pflegt.

Nach kurzer Raſt durchſchritten wir den Keſſel und kamen auf der andern Seite wieder mühſam aufwärts. Als wir noch unter der Bärenalpe gingen, hatten wir zwei Schüſſe fallen gehört, welche meinen jagdluſtigen, klugen Freund zu der Vermuthung trieben: „Hier jagt gewiß ein Wildſchütz.“ Auf unſerm ſteilen Felspfade

kam uns bald eine Schwaigerin entgegen, die einen ſchweren, mit weißen Tüchern bedeckten Kübel auf dem Kopfe trug.

„Was trägſt Du denn da?“ fragte der Kluge.

„Butter,“ war die Antwort, und die Dirne ſetzte nach einem Griffe an ihre Laſt, als würde dieſe durch längeres Stillſtehen das Gleichgewicht verlieren, unaufgehalten ihren Weg fort.

Der Kluge verſicherte, den Abdruck von Gemshörnern an dem Tuche gewahrt zu haben. Weiter oben kam uns ein Mann entgegen, ohne Stock, als liefe er über einen Wieſenhang, grüßte uns und verfolgte, über die Felsblöcke ſpringend, ſeinen ſchmalen, abſchüſſigen Pfad. Der Kluge wettete ſeinen klugen Kopf, daß dieſer Mann mit jenen Schüſſen, die wir vernommen, jene Gemſe geſchoſſen habe, die uns auf dem Kopfe der Schwaigerin begegnet war.

In dem Gebirge, das wir durchzogen, giebt es ungewöhnlich viele Almen. Auf der kaum vier Stunden langen Strecke von der Bärenalpe bis an den Sumper zählten wir weit über hundert Schwaighütten. Viele trafen wir verlaſſen, viele aber noch bewohnt.

In der Stadt denkt man ſich bei dem Worte Alpenwirthſchaft: im Lenze treibt die Sennerin die anvertrauten Rinder auf die Alm, ein Bube treibt die Ziegen und Schafe, im Sommer weidet das Vieh, die Schwai-

gerin aber „rührt" Butter, singt „Schnadahüpfel" und „jodelt"; in den Ferienmonaten bewirthet sie Reisende mit frischer Milch 2c., und wenn sie kein Stück ihrer Heerde verloren hat, so schmückt sie im Herbste die Hörner ihrer Schützlinge mit Blumen, Glocken und Bändern, und zieht jubelnd mit ihnen zu Thal; hat sie einen Verlust zu beklagen, so schleicht sie traurig hinter der schmucklosen Rinderschaar.

Das ist Alles wahr, aber noch lange nicht die ganze Alpenwirthschaft; auf der Alm wird oft ganz sonderbar gewirthschaftet, wie ich im Folgenden anzudeuten hoffe. Stadtherren, die in's Gebirge steigen, sind den Almerinnen eben nicht sehr willkommen. Sie gelangen ermattet in die Höhe, sind neugierig, zudringlich, schwärmen, machen der Kühhirtin den Hof, wollen den Becher der Alpenfreude wie ein Glas Champagner leeren und sich am frühen Morgen wieder in's Thal trollen, um im nächsten Badeorte oder in der flachen Heimath recht viel von den Schwaigerinnen erzählen zu können.

Solche Leutchen erreichen ihren Zweck nur in jenen Almhütten, die nahe an starkbesuchten Bädern, oder überhaupt auf bequemeren, modernen und verkünstelten Gebirgstouren liegen; in jenen Hütten, unter deren Dache an jedem schönen Tage Studenten, Musterreiter, anonyme Journalisten und humoristische Juden Schmalzkoch essen, deren verderbte Bewohnerinnen ihre Alpenfrische und

Alpenfreiheit als eine Erwerbsquelle benutzen. Das was die benannten Herrchen erfahren, gleicht ebensowenig der eigentlichen Alpenluft, wie etwa die sächsische Schweiz ihrer republikanischen Schwester.

Von dem Gebirge am Almsee bis in das Ennsthal zieht eine Kette von obderennsischen Alpenhütten; sie liegen an unübertrefflich schönen, aber unberühmten und sehr schwer ersteiglichen Stellen. In ihnen findet man das wahre kecke Bergleben.

Auf der Alm herrscht die Schwaigerin in unbeschränkter Freiheit. Sie bewahrt und verwaltet des Bauers Viehstand, seinen größten Reichthum; verliert sie kein Stück und liefert sie genug Butter, so läßt er sie thun, was sie will.

Die schönste Schwaigerin ist die glücklichste — wie natürlich. Die schönsten und reichsten Buben steigen aus dem Thale zu ihr herauf. Heute erfreut sie sich des Jägers, der von seinen Streifereien und Wachten in ihren Armen ausruht, morgen öffnet sie seinem geborenen Feinde, dem Wildschützen spät Abends noch die Thüre. Der Wildschütz steht noch in höherer Gnade als der Jäger. Dieser ist ein Diener, jener ein Freier, — er hat das Gesetz abgeschüttelt, und die Weiber lieben die Emanzipation; ich erinnere an Semiramis, die Damen der Halle, Georges Sand, und jenes schönen Mädchen auf der Wildseealm — dessen Name mir entfallen ist.

Hübsche Bauernbuben und legale und illegale Jäger sind die Schwalben, welche die Schwaigerinnen am liebsten kommen sehen. Oft aber pochen an ihre Thüren auch Edelleute, deren Ahnenschlösser im Thale unten stehen, wo sie in guter Jahreszeit dem edlen Waidwerk leben, oder junge Förster und Gerichtsbeamte, gebildete Bergleute, die in irgend einem Bergstädtchen angestellt, und mit den Kanzleihockern und Salonschwätzern der Residenz nicht zu verwechseln sind. Diese kräftigen Männer, deren von Geist erhöhte Genußfähigkeit alle erfreut, die mit ihnen zusammentreffen, sind den Schwaigerinnen Paradiesvögel, welche sie gern an den glänzenden Fittigen festhalten. Doch muß man die Schwaigerin nie lüstern auf halbem Wege entgegenkommen denken; sie ist scheu wie ein Reh.

Ich ging einmal mit zwei soit disant Paradiesvögeln von den beiden Offensee über den schwarzen Wildensee, in die Wildsee-Alm hinauf. Als uns noch ein zerklüfteter Felsrücken die Almhütten verbarg, hörten wir schon das Almen*) der Dirnen. „Gewiß", meinte der eine Paradiesvogel, „hat uns eine von der Höhe bemerkt." — Kuhglocken läuteten, einzelne Rinder begegneten uns, glotzten uns an und weideten, nachdem wir vorübergegangen waren, ruhig fort.

*) Eigenthümlicher Gesang.

Wir traten in den Almgarten, d. h. den Weideplatz, der mit Zäunen und Verhauen eingefriedet ist, damit kein Stück Vieh in einen Abgrund fallen kann. Im Almgarten stehen auch, dort wo man eine Quelle fand, die Schwaighütten. Der Raum zwischen einer jeden ist immer moorig, von hundert Wasserfädchen durchrieselt, vom Vieh weich getreten; wo man seinen Fuß hinsetzt, steigen Wasserblasen auf. Die Schwaigerinnen, welche ihre Hütten gerne rein erhalten, tragen daher im Freien Holzschuhe, die sie immer an der Schwelle ihres Gemaches stehen lassen.

Auf der Wildsee-Alm sind zweiundzwanzig Hütten, die wir alle verschlossen fanden. Nirgends ein menschlicher Laut, ein menschliches Wesen. Wir aber wußten, was wir von diesem Stillschweigen zu halten hatten. Es ist nichts weiter als ein Versteckenspielen, eine Koketterie, ein Vorspiel der verliebten Neckereien, welche gerngesehene Gäste zu erwarten haben. Wir pochten an alle Thüren, schimpften, schrieen, schossen unsere Stutzen ab', warfen Steine durch die offenen Fensterchen — und das gefiel. Eine Schwaigerin öffnete ihre Hütte und trat heraus.

Die Schönste war es, die wohl wußte, daß sie die Schönste sei, und warum wir gekommen.

„Ah, seid Ihr es!" sagte sie mit Gleichgültigkeit, „was wollt Ihr denn noch so spät am Abende?"

„Ueber Nacht bleiben," gaben wir zur Antwort.

„Was fällt Euch ein, ich kann Euch nicht behalten," sprach die Schöne scheinbar entrüstet, wie sie es noch immer gesagt hatte, wenn sie Einen von uns über Nacht behalten hatte.

„In's Thal können wir nicht mehr, Du siehst, es wird finster," versetzte einer meiner Gefährten.

„Da müßt Ihr Euch mit einem Bunde Heu begnügen, ich habe nur ein Bett." Da nahm sie einer der Paradiesvögel, der durch diese unschuldig vorgebrachte Rede ganz entzückt war, beim Kopfe und küßte sie zu wiederholten Malen. Sie lachte. — „O, Du Hauptnarr!" Der andere Paradiesvogel folgte nun dem Beispiele des ersten. — Ein Kuß hat schon manche Thüre geöffnet, und wir hatten vermuthlich zwei und zwanzig Küsse geküßt, da jetzt alle zwei und zwanzig verschlossene Hüttenthüren sich öffneten, und freundliche Mädchen heraustraten, große und kleine von verschiedener Schönheit, wie nun die Kinder der Menschen eben sind.

Wir hatten durch unser Küssen das zurückhaltende Schweigen gebrochen, und Alle eilten uns zu bewillkommnen, zu bewirthen. Alle brachten ihr Bestes, ein hübsches Alpenmahl stand vor uns.

Die untergehende Sonne röthete die Felsenhäupter während es im Thale gewiß schon Nacht war.

Mond und Sterne traten aus dem Hintergrunde des Himmelszeltes, wo wir sie schon lange wahrgenommen

hatten, in immer hellerem Glanze hervor. Unsere Wirthin und zwei fast ebenso schöne Gefährtinnen leisteten uns fröhliche Gesellschaft, und so saßen wir bei schwatzenden Mädchen im Angesichte stummer Alpenriesen. Wie aber hübsche Frauenzimmer, wenn sie einmal lustig sind, die Stimmung ihrer ganzen Umgebung mittheilen, so konnten auch, als einige Mädchen vor unserer Hütte ihre Almweisen zu singen begannen, die benachbarten Felsen nicht länger schweigen; aus ihrer Brust hallten die süßesten Töne wieder.*)

Wir durften nicht auf dem Heu schlafen. Als wir uns am andern Tage vom Lager erhoben, war Sonntag, wir merkten es aber nicht; dort oben ist es alle Tage Sonntag, wenn sich auch nicht alle Tage am Herde der Spieß dreht.

Wir gingen auf die Jagd, kamen Mittags wieder in die Almhütte zurück und hielten ein olympisches Mahl. Ein paar Flaschen Tokayer, die wir in unseren Waidtaschen mitgebracht hatten, wirkten wie Nektar; die Spender dieses Trankes wurden von ihren drei Tischgenossinnen wie Götter behandelt und man weiß, was für ein Leben die Götter führten. — Die Schwaigerinnen lieben, wie alle Gebirgsbewohner, geistige Getränke; Jäger und Wild-

*) Sollten diese höchst melodischen Alpenweisen nicht Überreste italienischer Volkslieder sein, die von den Gesängen italienischer Säumer, welche ihre beladenen Saumrosse durch diese Gebirge nach Westdeutschland trieben, an den Felsklippen hängen geblieben sind?

ſchützen kommen nie ohne ein Fläſchchen Branntwein in eine Almhütte; auch der Bauernburſche trägt ſeinem Schatze, nebſt dem treuen Bauernherzen, ſtarkes Kirſchenwaſſer in's Gebirge hinauf.

Die Kleidung unſerer Gaſtfreundinnen war allerliebſt. Sie trugen ſchafwollene Strümpfe, die unter dem Knie anfingen, und über dem Knöchel endigten, ſo daß der ganze Vorderfuß nackt blieb, einen blaukattunenen Rock mit Achſelbändern, ein Schnürleibchen, ein ſeidenes Buſentuch, ein ſchwarzes Kopftuch von gleichem Stoffe; um den Hals an einem Sammtbande ſilberne Zierrathen, die Arme waren voll und bloß. Auch muß ich zum Schluſſe der friſchen Lippen und blendenden Zähne gedenken, welche in klugem Vereine — —

Gegen Abend zogen wir über die Auxtwieſe zum alten Auſſee hinab.

Links, von unſerm Wege durch eine breite Triſt geſchieden, erhob ſich Felsgebirge, auf deſſen grün bewachſenen Abſtufungen wir mit ſcharfen Augen Alpenhütten entdeckten; auch ſaßen am Rande Schwaigerinnen, deren bunte Kleider wir unterſchieden. Als ſie unſer anſichtig wurden, jauchzten ſie herab; dann ſtimmten ſie eine Alpenweiſe an, und obſchon wir wol eine Stunde bis zu ihnen zu klettern gehabt hätten, vernahm unſer Ohr dennoch jeden Ton ihrer kräftigen Bruſt. Die Mädchen, die uns begleitet hatten, antworteten.

Am Fuße des Weißhorns ſchieden wir. Unſeren Gaſtfreundinnen verehrten wir unſere ſeidenen Sacktücher, welche ſie, wie wir ſie ihnen aus unſerer Taſche reichten, lachend um den Hals ſchlangen. Wir konnten uns kaum der Dankſagungen der Mädchen entwinden. — Eine rechte unverdorbene Schwaigerin nimmt nie Geld, es wäre denn ein beſonderes glänzendes Stück, deſſen Werth ſie nicht kennt.

Als wir zu Thal ſtiegen, kamen uns ſchmucke Burſchen entgegen. Sie grüßten uns höflich und blickten uns mißtrauiſch an. Es waren unſere Nachfolger im Reiche. Mit welcher Verwunderung werden ſie die neuen Halstücher ihrer Freundinnen betrachtet haben! Wir hörten die Mädchen noch immer über unſeren Häuptern jauchzen.

So viel iſt gewiß, daß die Schwaigerinnen in Geſellſchaft der Bauernbengel es weit übermüthiger, geſchmackloſer, ja ſogar frevelhaft und unſinnig treiben. Als Beiſpiel führe ich die „übergoſſene Alpe“ auf dem Dachſtein an. Sie war die beſte weit und breit. Die Kühe, die auf ihr weideten, gaben die fetteſte und die meiſte Milch, und warfen die ſchönſten Kälber. Einmal waren viele Dirnen und Burſchen beiſammen, und da ſie gar ſo im Ueberfluſſe ſaßen, fingen ſie an, zu muſiziren, deckten ihre Hütten mit gelber Butter und freuten ſich der goldenen Dächer. Die goldenen Dächer aber zer-

rannen, und des alten Gottes Geduld nahm auch ein Ende. „Das wäre mir eine saubere Alpenwirthschaft," rief er, und deckte mit einer Schneelawine das ärgerliche Treiben für ewig zu. Noch heute zeigt man einige Erhöhungen im Karl's Eisfelde, welche die Dächer jener verschneiten Alpenhütten sein sollen.

Wären damals, statt der betrunkenen Bauernbengel, Leute von der Sorte, welche ich Paradiesvögel nannte, oben gewesen, jene Alm auf dem Dachstein würde heute noch grünen, von Heerdeglockenklang, glänzenden Rindern, Gesängen und schönen Dirnen belebt, so wie sich auf der Wildsee-Alm noch Viele ihrer Jugend erfreuen werden, wenn wir drei Freunde und die drei schönen Almerinnen längst schon alte oder todte Leute sind.

Während ich mit diesen Erinnerungen meine Begleiter auf dem Wege durch das Grimingthal und über den Sumper unterhielt, hatten wir die letzte Höhe erreicht. Unter uns lag das steyermärkische Ennsthal mit seinen vielen Wiesen, deren jede eingefriedet, in ihrer Mitte die luftige Scheune zur Aufbewahrung der eigenen Heuernte trägt.

Einige Hundert solcher Scheunen, natürlich nur lose aus Holz erbaut, sind im Thale zerstreut. Ein Theil der französischen Armee, die im Jahre 1805 am Geburts-

:age Napoleon's ſich hier befand, wollte, ſeinem Kaiſer zur Ehre, bei ſtiller Nacht alle anzünden. Eine Bewegung der öſterreichiſchen Truppen nöthigte aber die Franzoſen, ihre Stellung zu verlaſſen, und erſparte dem Thale die koloſſalige Illumination.

Alles was in den vorhergehenden Blättern gedruckt ſteht, habe ich am Anfange der vierziger Jahre, unmittelbar nachdem ich mit meinen beiden Freunden den geſchilderten Alpenweg von der Steyer in's Ennsthal zurückgelegt hatte, in der ganzen Friſche meiner freudenvollen Jugend niedergeſchrieben. In den jüngſt vergangenen Jahren bin ich denſelben Weg noch einmal gegangen; doch mit minder leicht beſchwingtem Fuße, mit ſchwerem Gemüthe und — allein. Wie Vieles, was mich auf meiner damaligen Jugendwanderung ſichtbar und unſichtbar begleitete, war zu Grabe gebracht — —

Von Preiſek bis zur letzten oberöſterreichiſchen Alpenhöhe, von der man in's ſteyermärkiſche Ennsthal hinabblickt, traf ich Alles wieder, wie es vor mehr als dreißig Jahren war — auch die Menſchen hatten ſich kaum verändert — aber glücklicher geworden waren ſie auf keinen Fall. Die meiſten Senſenhämmer ſtanden ſtille, oder hämmerten nur müde und ſpärlich. Die ſchweren Fuhrwagen mit den glänzenden Hengſten in meſſingreichen

Geschirren, mit hohen Kummeten, von deren Spitze das Dachsfell und das rothe schwarz gestreifte Prunktuch wehte, beladen mit Sensenfässern „hinaus", mit Getreide und dergleichen „herein" begegneten mir nicht mehr so häufig, wie damals. Die Leute von damals waren zwar Alle noch im Thale, aber nicht Jeden bekam ich wieder zu Gesichte, die Erde des kleinen Friedhofes hatte ihre bekannten Züge bedeckt. Der Forellen versagende Pfarrer, der Schmied, der Wagner, die Wirthsleute, sie alle waren hinüber. Aber Berg und Thal, Wiese und Feld, Fels und Wald lebten in alter unveränderter Schönheit, noch immer störte im Steyerthale keine Eisenbahn mit ihren schnurgeraden, hochaufgeschütteten Dämmen, mit ihren Einschnitten, Viadukten und Materialgräben die anmuthigen Linien der Landschaft, schreckte mit dem Donnergerassel ihrer Wagenzüge die Singvögel von den Aesten, beizte mit ihren Rauchwolken die Augen oder zerriß mit ihrem höllischen Gepfeife die Ohren des harmlosen Wanderers. Als ich aber diesmal von jener Länder scheidenden Alpenhöhe in das steyermärkische Ennsthal hinabsah, blickte ich in die neue „Ära". Da lagen weithingestreckt auf lichtem Unterbau die einförmigen Schienenstränge, da drüben rasselte, läutete, rollte, dampfte, pfiff und keuchte es in modernster Weise, während unter mir Tausende von fleißigen Händen am Baue der neuen Salzkammergutbahn arbeiteten.

Das war ein Getöse, ein Gewimmel — eine ganz andere Welt, als die vor dreißig Jahren.

Damals fanden wir das Thal, wie einen ſtillen Garten von der Enns durchronnen; nur das Mittagläuten von den Thürmen von Lietzen und ein Poſthorn von der Straße klangen herauf.

Auf der Chauſſee von Auſſee her fuhr mit ſeiner Gemahlin und ſeinem Gefolge der Kaiſer Ferdinand von Oeſterreich, im Begriffe von Iſchl nach Mariazell zu wallfahrten. Die ſchwerfälligen, grünen, goldbeſchlagenen Hofkutſchen, das reichgefütterte Kammergeſchwader, die übermüthigen Livreegeſichter, Alles in ſo patziger Sicherheit, als wäre die ganze Weltgeſchichte ein Märchen, als ſchliefe das Schickſal einen ewigen Schlaf auf den Zündlöchern der Kanonen.

Das Schickſal iſt ſeither wachgeworden, und begann ſofort die Kanonen abzufeuern; noch gellen uns davon die Ohren! Was aber das Schlimmſte iſt: das Schickſal hat dieſelben Kanonen und noch viele friſch dazu gegoſſene, von Neuem geladen und voll banger Sorge blickt die Welt in die, trotz aller Bemühungen wohlbezahlter und ſchlechtarbeitender Wohldiener, nur mehr allerhöchſt mangelhaft verhüllte Zukunft.

Oberösterreichische Frauen.

Wenn Ackersleute, Schnitter oder Mähder auf den Fluren geschäftig sind, stehen die Bauernhöfe lautlos und verschlossen im Obstbaumschatten, als wären ihnen Fenster und Thüren schläfrig zugefallen, wie die Augenlider einem gelangweilten Menschen. An Sonntagen aber, wenn in des Feldes Furchen sich nur Hasen und Rebhühner, Krähen und Tauben bewegen, Bauer und Bäuerin, Knecht und Magd im vollen Staate aus der Kirche heimkehren: dann halten sie Fenster und Thüren offen und zeigen genug zufriedene Leute, welche der schönen Sonntagsruhe genießen.

Auf der Holzbank neben der Hausthüre sitzt die Bäuerin mit der Nachbarin. Die beiden Weiber plaudern vom Vieh, von der Hausleinwand, von der Verwandtschaft, oder, um in ihrem Idiome zu sprechen, von „der ganz'n Freundschaft"; sie richten aber nicht viel aus, denn die gedehnte Aussprache ihres Dialektes raubt viele Zeit. Unter den Obstbäumen geht der Bauer mit dem Nachbar, beide rauchen aus kurzen Pfeifen, blicken in die Äste hinauf, besehen vergnüglich die vielen Früchte, und wenn

der Bauer von Zeit zu Zeit wiederholt: „Ah, heuà kriege mà schon à weng àn Most!“, so erwiedert der Nachbar regelmäßig: „Mit'n Troàd *) is à nöd aus.“ Die guten Leute haben sich's bequem gemacht, die Weiber haben ihre allzu kurzen Spenser, die Männer ihre allzu langen Röcke abgelegt, dadurch gelangten die weißen Ärmel der frischgewaschenen Hemden an's Tageslicht, und nehmen sich feierlich genug aus. Nur die Hauptstücke des Sonntagsstaates wurden am Leibe behalten, und zwar von den Männern der gewaltige Hut, von den Weibern das seidene Kopftuch.

Zuerst vom Hute. Ich kann von ihm, wie Heine von den Füssen der Göttingerinnen, sagen: „Wenn ich einmal wider Vermuthen hinlänglich großes Papier finde, so zeichne ich meinen Lesern ein solches Hutwunder darauf.“ Auf diese großen Hüte, welche im Traunkreise Oberösterreichs am besten fortzukommen scheinen, würde ein witziger Kopf ohne Mühe ebenso viele gute Epigramme machen, wie Herr Haug auf Wahl's berühmte große Nase. In der Hälfte ihrer bedeutenden Höhe verengen sich diese aus dickem schwarzen Filz verfertigten Thürme; dann aber erweitern sie sich und breiten sich ebenso schnell und unbegreiflich wieder aus, wie in vergangenen Jahrhunderten die Herrschaft der Spanier in

*) Getreide.

Amerika. Daß es nicht leicht ist, ein solches Unwesen auf seinem Haupte zu tragen, wird Jedermann begreifen; daß es ihm ohne eine von Kindesbeinen an geübte Kunstfertigkeit nicht möglich sei, leuchtet dem oberösterreichischen Bauer ein. Das ist die Ursache, warum uns von dem Ufer der Enns und Steyer bis gegen Kremsmünster und St. Florian die kleinsten Buben mit den größten Hüten begegnen, welche sie mit fabelhafter Geschicklichkeit auf ihren glattgeschorenen Köpfchen zu balanciren wissen. Oft stieß ich, wenn ich mich durch die dichten Bauernhaufen drängte, die an Sonntagen vor den Kirchen zu stehen pflegen, absichtlich an einen solchen Equilibristen, worauf der kleine eine Zeitlang schwankte, und zuletzt doch nur sein Hut umfiel. Ich that es aus strafbarem Muthwillen, der mir aber jenseits, in Anbetracht meiner besseren Eigenschaften, nicht zu hoch angerechnet werden wird, wie ich hoffe. Der gewaltige Hut ist dem Bauer die liebste Sonntagszierde: nur in der Kirche nimmt er ihn ab, im Wirthshause behält er ihn auf, und verfinstert und verengt damit sich und seinen Nebenmenschen die dunstige Stube.

So lieb wie den Männern der Hut, ist den Weibern und Mädchen das Kopftuch; aber mit besserem Rechte — mit jenem allgemeingültigen Rechte, womit sich das Geschmackvolle überall geltend macht. An der Bäuerin und Nachbarin nimmt es sich nicht so gut aus, beide sind verblüht und zu wohlbeleibt; ich gehe aber hinter das

Haus, dort kann ich das Kopftuch in seiner Pracht sehen, und zugleich, wie die jungen Leute den Sonntagsnachmittag zu benutzen wissen. In dem Schatten des Hollundergebüsches steht die Tochter des Hauses, eine eben nicht kleine, doch volle Gestalt, hübschen, länglichen Angesichtes, von weißer Hautfarbe, wie man sie bei Bauernmädchen nur in Oberösterreich antrifft. Die Arme sind wohl geformt, die Hände sind freilich grob von der Arbeit, auch die kurze Taille, durch die landesübliche Tracht erzeugt, ist unschön, aber ein Blick auf das Haupt des Bauernmädchens macht Alles wieder gut: der Anblick des Kopftuches versöhnt das beleidigte Auge. Das Tuch ist von dunkler Seide und von einem hellfarbigen Streifen eingefaßt, legt sich über den hohen Kamm und den gewölbten Scheitel, schmiegt sich ohne Falten um Stirn und Schläfen, und ist im Genicke zu einem künstlichen Knoten verschlungen, aus dem die langen Enden über den Rücken hinabfließen. Besser kann ich es nicht beschreiben, seine Wirkung muß man sehen.

Daß die Bürgermädchen zu Stadt Steyr, der uralten Hauptstadt des Traungaues, schön sind, ist vielfach bekannt; ebenso, daß sie sich eigenthümlich und reizend zu kleiden wissen. Sie haben dem guten Geschmacke zu Liebe Manches von ihrer herkömmlichen Tracht, z. B. die breiten und langen Schürzen, abgelegt und neue Mode, z. B. kurze schmale, mit Spitzen besetzte Schürzen, Manschetten, Favoritlocken u. s. w. angenommen; das

Kopftuch haben sie aber immer beibehalten — es wäre auch schade darum.

Neben unserer Bauerntochter steht des Nachbars Sohn, ein grobbeinigter, breitschultriger, gutmüthiger Bursche. Auch dieses Paar spricht nicht viel; er schaut mit verliebten Augen unter seinem gewaltigen Hute, sie mit gleichen unter dem Kopftuche hervor; seine Linke steckt in der Westentasche, ihre Rechte hält ein paar Feldblumen, aber der kleine Finger seiner Rechten hält den kleinen Finger ihrer Linken fest umschlungen, und die so verbundenen Arme schlenkern in der lauen Abendluft verständnißinnig hin und her. Tief unter den Beiden am untern Ende eines Wiesenhanges liegt an einem luftigen Bächlein, von Haselgebüschen und schlanken Erlen beschattet, auf seinem breiten Rücken der Knecht und schaut durch die grünen Wipfel in den blauen Himmel hinauf. Über ihm singen die Vöglein, was er nicht ungern zu hören scheint. Daß ihn unglückliche Liebe in die grüne Einsamkeit getrieben habe, steht nicht zu vermuthen. Ich könnte fast errathen, was er sich bei dem aus dem Stalle herabschallenden Gesange der Viehdirne denkt, die oben die Kühe milcht. Die Gute ist immer in Anspruch genommen, denn das liebe Vieh verlangt auch an Sonn- und Feiertagen seine Betreuung. Der Knecht im Haselschatten strotzt von Gesundheit und sieht dem Monde, der dort schüchtern und blaß über den Tannenwäldern

heraufkommt, und der ihm nachfolgenden Nacht behaglich entgegen. Doch ist er nicht blos Schwärmer — neben ihm liegt im hohen Grase ein abgenagtes Schinkenbein und ein Stück Brot, dessen Güte eben ein kecker genäschiger Sperling versucht.

So sieht es an einem Sommer-Sonntag-Nachmittag in und um einen Bauernhof in Oberösterreich aus. Man wird unschwer in meinem eben entworfenen Bilde die weiblichen Personen als die belebenden Elemente desselben erkennen; denn während dem Bauer und seinem Nachbar nur einzelne Reden entfallen, plaudern doch Bäuerin und Nachbarin, so viel in ihren Kräften steht, und stünde die Bauerntochter nicht hinter dem Hause, so läge des Nachbars Sohn gewiß auf der Wiese, wie der Knecht, und auch der wäre gewiß nach seiner Schinkenmahlzeit eingeschlafen, hätte ihn nicht der geliebten Viehmagd schallender Gesang wachgehalten.

In Indien herrschen die Engländer, in China die Tataren, in Frankreich herrscht das Volk und in Rußland der Kaiser; doch in Oberösterreich haben die Frauenzimmer an Lebhaftigkeit und geistiger Macht das Übergewicht. Dem forschenden Auge drängt sich diese Wahrheit in den kleinsten Erlebnissen auf. Eine Sommerwanderung, die ich an einem schönen Sonntage von Steyr nach Kremsmünster unternahm, brachte mir die verschiedenen Klassen

des oberösterreichischen Frauenzimmers in sprechender Aufeinanderfolge vor Augen.

Ich war frühzeitig von meinem Hause aufgebrochen, die Frühmesse hatte eben geendet, als ich durch die lange Sierninger Gasse aus der Stadt Steyr hinausschritt. Aus der Kirche heimkehrende Bürgermädchen rauschten in ihrer lieblichen Pracht an mir vorüber. Ihre weißen, gestreiften Röcke und ihre blendenden à jour gestrickten Strümpfe, über welche die schwarzseidenen Schuhbänder kreuzweise gebunden waren, bildeten einen hübschen Gegensatz zu dem Kohlenstaube, der in den Wochentagen aus den Fenstern der Schmiedewerkstätten geflogen war, und nun die Straße bedeckte. Bekannte Mädchen grüßten mich. Eines von ihnen sprach ich an: „Ihr Gesichtchen ist heute besonders fröhlich, meine liebe Wawi (Barbara). Sie freuen sich gewiß über den schönen Sonntag, der so lieblich angebrochen ist." Der Morgen war wirklich herrlich, ein wolkenloser, tiefblauer Himmel wölbte sich über die schwarzen Schindeldächer der Vorstadt, über das jenseit des Flusses hochthronende fürstlich Lamberg'sche Schloß und die angrenzenden grünen Waldgebirge. „So ist es," lautete meiner Rede die freundliche Antwort, „wir Mädchen haben uns zusammengeredet, Nachmittag auf den Damberg zu gehen." „Lauter Mädchen?" fragte ich, „und gar keine Männer?" „Was denn für Männer? der Vater, die Brüder, die Vettern? Mit denen ist nichts

anzufangen, die gehen Nachmittags zum Jägerbräuer oder zum Kegelschieben, können das Wirthshausgehen nicht lassen." So plaudernd war ich mit meiner Bekannten vor die Thür ihres Hauses gekommen; hier saß auf der grün angestrichenen Bank ihre wohlbeleibte Mutter, eine Frau mit strengen Gesichtszügen und scharfen Augen, das Haupt mit einem schwerseidenen Kopftuche, den dicken Hals mit vielen, im Nacken von einer breiten Goldschließe zusammengehaltenen Granatschnüren bedeckt. Die Alte nannte grüßend meinen Namen und fügte die landesübliche Frage hinzu: „Sie sind heute schon früh auf?" „Ich gehe nach Kremsmünster und freue mich auf den Spaziergang," gab ich zur Antwort. „Möchten Sie nicht mit mir gehen, Wawi?" „Es müßte prächtig sein!" meinte die Hübsche; ihre Mutter aber unterbrach sie mit den Worten: „Ich glaube gern, daß Dir das Mitgehen lieber wäre, als zu Hause kochen und anderes arbeiten. Tummle Dich, daß Du in die Küche kommst, das Feuer brennt schon auf dem Herde!" — und wirklich wirbelte der blaue Rauch lustig zum Schornstein hinaus. Ich empfahl mich, während die Mutter durch eine Masse von Befehlen ihr Töchterchen in die Stube trieb, wo dasselbe den Kirchenputz abzulegen hatte.

Zu den geschäftigen Frauenzimmern standen die beiden Söhne des Hauses im Gegensatze. Diese lehnten, aus silberbeschlagenen Ulmerköpfen Tabak rauchend, un-

beweglich an den Thürpfosten, auf ihren fleischigen Gesichtern lag bequem der feste Vorsatz, den ganzen Tag ja nichts zu arbeiten.

Bald hatte ich die Stadt hinter mir in ihrer sonntäglichen Stille, denn all' ihre Eisenhämmer, die sonst dem Scheidenden so lange nachhallen, ruhten, all' ihre sausenden Räder standen stille, und nur die unbeschäftigten Wassermassen rauschten muthwillig schäumend und lärmend über das sonnenbeschienene Wehr. Ein Viertelstündchen außer der Stadt links von der Straße über die Steyer hinüber liegt am kühlen Waldesrande das Schlößchen Rosenegg, einer jener alten „abgekommenen" Edelsitze, welche den Landschaften Oberösterreichs so viel eigenthümlichen Reiz verleihen.

Stelle sich mein lieber Leser unter dem Hause Rosenegg keine gebrochene Veste vor, auf hoher Felsenspitze von dunkeln Tannen und noch höheren Felswänden überragt, nur noch von heiteren Singvögeln, trägen Käuzchen, Uhu's und unheimlichen Schlangen bewohnt; bei Tage ist der grasbewachsene Schloßhof dem Rehe eine liebe Weide, bei Nacht pfeift in den leeren Thürmen droben der Sturm. Die Bewohner der einzelnen Häuser, welche tief unter dem gewaltigen Gemäuer im Thale stehen, wissen selbst nicht, wie und wann der Bau auf die Höhe kam, und wer ihn wieder zerwarf; höchstens der Hammerschmied, der in jenem Winkel, wo der Bach aus der Felsenverengung weiß-

schäumend hervorbraust, seinen Eisenhammer hat, könnte Kunde geben, denn er liest an Wintersonntagen, wenn schon wochenlang kein Sonnenstrahl in die tiefe Thalschlucht drang, eine uralte, in Schweinsleder gebundene und mit messingenen Haken und Schließen gezierte Chronik. Vielleicht hat er es gefunden, ob die Bewohner der Veste über ihm Straßenraub oder ehrliches Kriegshandwerk trieben, ob der letzte Burgherr von stürmenden Feinden unter den rauchenden Mauern begraben wurde, ob er als Abt eines fernen reichen Stiftes, den Krummstab in den Händen, oder von einer hehren Fürstenkrone gedrückt, sein Stammschloß vergaß und zerfallen ließ.

Auch an einen Palast im italienischen Style des sechzehnten Jahrhunderts, mitten unter kostbaren Glashäusern, prachtvollen Gärten und Pavillons, umrauscht von Springbrunnen und künstlichen Wasserfällen ist nicht zu denken, vor dem Pfauen und Goldfasanen stolziren, glänzende Equipagen rollen, englische Reitpferde harren, und reich gekleidetes Livreevolk geschäftig durcheinander rennt. — Nichts von Alledem. — Was da unten jenseit des Flusses liegt, ist der Edelsitz einer längst ausgestorbenen Familie des niedern Landadels Oberösterreichs — ein kleines leeres Schloß. Durch manches Jahrhundert stand an seiner Stelle ein schöner Meierhof mitten in den dazu gestifteten Wiesen, Äckern und Wäldern, und wechselte seine Besitzer, bis es in der zweiten

Hälfte des 16. Jahrhunderts in das Eigenthum eines angesehenen Mannes überging, dem die Lage gar wohl gefiel. Da der neue Eigenthümer auch in der Nähe viele Güter besaß, und ihm zur selben Zeit für seine Verdienste vom Landesfürsten der Adelstand verliehen wurde, so fühlte er sich bewogen, auf der grünen Anhöhe, von welcher man eine erheiternde Aussicht genießt, ein bequemes Schlößchen zu erbauen. Bald war das kompendiose Gebäude vollendet, das an jeder Ecke ein dünnes Thürmlein mit spitzem Dache zierte, ein schmaler tiefer Wassergraben und eine feste Zugbrücke schützten. Außerordentlich wohnlich war es gerathen und erfüllte seinen Zweck. Die Familie war drinnen gut untergebracht und lebte von den Erträgnissen ihrer Grundstücke, Unterthanen ꝛc. Endlich wurde das Schloß zu einem Edelsitze erhoben, und der Schloßherr hing sein Wappen über dem Thore auf.

Fromm, einfach und eingezogen lebte dieses adelige Geschlecht. Die Geschichte hat keine anderen Thaten von seinen Gliedern aufbewahrt, als daß sie in dieſem Stifte eine heilige Seelenmesse, in jener Pfarrkirche ein ewiges Licht gestiftet; daß sie hier als Zeugen einen Kauf, dort einen Schenkbrief mit unterfertigten; selbst die ununterbrochene Namenreihe der Besitzer des Schlosses zu finden, fiele schwer. Träge und bedeutungslos rollte damals der Strom der Zeit durch dieses Land und trug die

Leute mit ſich in die Vergeſſenheit hinab, und verſchwemmte ihre Spuren. Endlich aber kam der Ruhe und dem Frieden ein Ende. Im Jahre 1585 breitete ſich die Peſt im Lande aus, große Sterblichkeit und Trauer waren allenthalben. Zu derſelben Zeit zog der evangeliſch-lutheriſche Glaube ein; das Dominikanerkloſter in der nahen Stadt Steyr wurde zur Schule und Wohnung des Paſtors umgeſtaltet. Damals gab es große Sorge im Schloſſe: wie ſei die Geſundheit, wie der Glaube zu wahren? welche Diät, welche Religion ſei die beſſere? Endlich zog der Engel des Todes von dannen, und die Schloßbewohner, dem allgemeinen Beiſpiele folgend, bekannten ſich zur neuen Lehre. Wenige Jahre erfreuten ſie ſich des behaglichen Friedens, bis die beruhigten Gemüther ein neuer Schreckensruf aufſtörte; die Türken zogen in dichten Schaaren von Unteröſterreich gegen die Enns herauf, und paniſcher Schrecken eilte vor ihnen her in das bedrohte Land. Als dieſe Noth vorüber war, ſtanden im Jahre 1594 die Bauern gegen ihre Herrſchaften auf und verweigerten Steuer und Robot; das beunruhigte unſern Schloßherrn gewaltig. Kaum aber waren die aufrühreriſchen Haufen von den ſtändiſchen Truppen bei Neumarkt geſchlagen, kaum hatte er wieder freudigen Hoffnungen Raum gegeben, als von Neuem die Türken heranrückten. Allenthalben wurde Mannſchaft ausgehoben, gerüſtet und zur Muſterung auf die Schlöſſer

berufen. Nur zu Schloß Steyr weigerten sich die Bauern dem Befehl zu gehorchen, bis ihre alten Beschwerden abgethan sein würden; es kam zum Streite, zwei Bauern schlugen mit ihren Äxten nach dem Burggrafen, wurden gefangen genommen und ohne weiteren Prozeß im Schloßhofe mit dem Schwerte hingerichtet. Darüber entstand großes Geschrei im Lande, einige Tausend Bauern, unter der Anführung des Wirthes Tasch zu Pettenbach zogen vor Steyr und belagerten es am 1. Dezember 1596. — Zur selben Zeit gab es wenig frohe Tage in unserm Schlosse. Dem Schloßherrn schmeckte nicht Braten noch Wein, er ging mit langen Schritten im Gemache auf und ab und jammerte: „Handel und Wandel stocken, das faule Aufwieglervolk liegt unten im Thale, und ich muß ihm täglich zu fressen und zu saufen schicken, daß es mein Schloß verschont. Nichts arbeiten, gut leben, trotzen und raufen, das ist unserer Bauern Sache — und zu all' dem Unglücke rückt der Türke immer näher. Ich habe heute wieder zwei Dreiling Most den Lumpen schicken müssen. Wenn das so fort geht, ist mein Keller bald geleert, und wo nehmen wir dann den Haustrunk her. Frau! Frau!" Die saß am Fenster und betete den ganzen Tag. Auf die Rede ihres Gemahls rang sie die Hände, warf einen trostlosen Blick durch's Fenster in die schneebedeckte Landschaft und seufzte: „Ach! wenn doch bald der liebe Frühling käme, und die heiße Sonne die

lichten Schneeberge und die schwarzen Bauernhäuser zusammenschmölze und hinausschwemmte in die Donau und in's weite, weite Meer." Der Junker saß hinter dem Ofen, putzte sein Jagdgewehr und brummte: „Ich wollte, ich hätte noch Tausend solche, wie ich bin und könnte hinunter, den Kerls die Köpfe zu waschen." Die gar einfach erzogene Tochter des Hauses war in den Obstgarten hinter dem Meierhofe gegangen und betrachtete sich die Gänse, die mehlgenährt und melancholisch im halbgefrorenen Weiher ihrem nahen Todestage entgegenschwammen und seufzte im Übermaße ihrer Betrübniß: „Bin ich denn viel besser daran als ihr, ich unschuldiges Mädchen? Weiß ist meine Haut wie ihr, ich gleiche euch an Fülle der Glieder, und jeden Tag fürchte ich, daß die blutgierigen Bauern kommen, mich umzubringen, oder daß der heillose Türke hereinbricht und mich fortführt in seine sündhaften Häuser. O weh! o weh!" Da rauschte der beschneite Zaun und sie fuhr zusammen. Es war aber nur des Nachbars hübscher Sohn; er stieg herüber, bot ihr einen guten Abend, drückte ihr die Hand und begann sie zu trösten. Der liebe Mond ging eben auf.

Endlich zogen die Bauern wieder ab und die Türken verschwanden. Zwei Jahre darauf wurde durch kaiserlichen Befehl die evangelische Religion verboten, der Religionszwang erregte Unruhe und Unzufriedenheit. Am 19. März 1609 bewilligte zwar König Matthias wieder

die freie Religionsübung, aber die dadurch gewonnene Ruhe zerstörte im nächsten Jahre die Furcht vor dem berüchtigten Passauervolke, einem wilden Söldnerhaufen, der wohlerfahren im Brennen, Plündern und Morden war. Zum Glück kam diese Landplage, ebensowenig wie das Türkenheer, in die Nähe unseres Schlosses. Dieses erduldete seine ärgsten Leiden in den Tagen des Bauernkrieges unter Stephan Fadinger und Achaz Willinger von der Aue. Von Brandschatzungen vielfach gequält, lästigen Einquartierungen durchtobt und verstümmelt, gerieth es zuletzt in Brand, und konnte selbst, als Fadinger im Lager vor Linz an seinen Wunden gestorben und die Häupter der übrigen Rädelsführer auf den Blutgerüsten zu Enns, Linz ꝛc. gefallen waren, nicht mehr zum alten Wohlstande gelangen, so reich auch, beschirmt vom Fittige des Friedens, der blutgedüngte Boden Gras und Kräuter und goldene Ähren trug.

Es wäre kaum zu bestimmen, ob das Herrengeschlecht unseres Schlosses ausgestorben oder verschollen ist. So viel ist gewiß, daß dieser Edelsitz sich plötzlich in dem Besitze der nahen Benediktinerabtei Garsten befand, mit ländlicher Pracht aufgebaut und vom heiteren Abte und Konventualen in den schönen Sommer- und Herbstferien bewohnt wurde. Aber auch dieses Kloster ist seither aufgehoben, und so kam das Schloß wieder an Privatleute, welche die dazu gehörigen Unterthanen an andere

Herrschaften abtraten, die Landwirthschaft auf den dazu gehörigen Grundstücken fleißig betrieben, in den Franzoseneinfällen anno 1800, 1805 und 1809 sich mit den Blauröcken ärgerten und zankten, und denen nun die Erhaltung des Schloßgebäudes, das sie nicht wollen zusammenfallen lassen, das sie aber auch zu nichts weiter als zu einem Getreide- und Obstkasten verwenden können, nicht wenig unangenehme Auslagen verursacht.

Im ganzen Traunkreise liegen und lagen eine Menge solcher kleiner Schlösser zerstreut, wenige noch behaupten den Rang eines Edelsitzes, viele sind verschwunden, und die Steine ihrer hohen Wände wurden in die Mauern von Bauernhäusern und Kuhställen gefügt. Die meisten aber thun, wie das oben beschriebene, Dienste auf einem Bauerngute, worüber sich das adelige Gebäude vor Kummer zerklüftet und abschält. Diese armen Herabgekommenen dienen aber der Landschaft zur schönsten Zierde, wie denn überhaupt ein schilfbewachsener Schloßgraben, den Unken und Wildenten beleben, eine gebrochene Zugbrücke, eine morsches Thor, ein geborstenes Wappenschild, halb abgedeckte Thürme, auf denen statt des knarrenden Wetterhahnes der Storch in seinem Nest steht und klappert, leere Fensterhöhlen und bemooste Dächer mit umgebogenen Windfahnen selten ihre hochromantische Wirkung auf empfindsame Herzen verfehlen.

Durch Wiesen, Feld und Wald abseit der Straße

wohlbekannte Wege suchend, ging ich über Siering nach dem Badeorte Hall, wo ich speiste. Nachmittags — durch ein Nadelwäldchen voll Schatten, Eichhörnchen und Harzgeruch — kam ich in eine kleine Ortschaft. Ein Jäger, der auf einem bemoosten Baumstrunke saß, und seinen braunen Hund streichelte, hatte mir mit dem Finger den Weg gewiesen und zugleich erzählt, daß es heuer fast gar keine Rebhühner gäbe, und im Kloster speise man sie so gerne.

Die Ortschaft enthielt, wie dies in Oberösterreich gewöhnlich ist, außer Schule, Wirthshaus und Kirche nur noch wenige Bauernhäuser, da die meisten hierher eingepfarrten Höfe in der Mitte ihrer Grundstücke sich befinden, und so viertelstundenweit von einander entfernt unter Obstbäumen und zwischen wogenden Korn- und duftenden Kleefeldern liegen. Vor der geschlossenen Kirchenthüre spielten und sprangen fröhliche Kinder, der Wind trieb einige früh abgefallene Lindenblätter lustig unter ihnen herum. Die Lindenblätter kamen von einigen uralten Bäumen, welche das der Kirche gegenüberliegende Schloß umgaben, das alte, solid gebaute Schloß, dessen hohe Thore und Fenster mit rothem Salzburger Marmor geschmückt sind; das stille Schloß, in dessen Gehöfte weder Knecht noch Magd, weder Rindvieh noch Geflügel lärmten, auf dessen Dache selbst die Wetterhähne unbeweglich starrten und dem Südwinde nach-

schauten, der fast allzu heiß über die wohlbebaute Gegend strich, das vornehme Schloß, dessen Baustyl einen Sinn für dauerhafte Bequemlichkeit aussprach, der unseren allzu bewegten Gemüthern nun fremd geworden ist, welchen nur mehr Dichter und besonders vernünftige, lebensfrohe Menschen sich zueignen.

Begleitet von Guitarrentönen klang jetzt eine liebliche Stimme an mein Ohr. Mich gelüstete es die Sängerin zu sehen; ich ging an den Fenstern des Erdgeschosses hin, durch welche ich gut in das Innere des Gemäuers blicken konnte. Zuerst sah ich in die geräumige, lichte Küche, in welcher nach dem heißen Schaffen des Sonntagsvormittags bereits die friedliche Sabbathruhe eingetreten war. Die Bratpfannen lehnten abgekühlt an ihren Stellen, das Küchengeschirr hing wieder blank gescheuert an den Wänden, und glänzte im Strahle der Nachmittagssonne, wie die röthlich vergnügten Gesichter der Köchin und ihrer Gehülfin, welche in neugewaschenen Anzügen, das seidene Kopftuch nicht zu übersehen, an der Anrichtetafel saßen und an Wäsche und Kleidern nähten.

Durch ein anderes Fenster sah ich in ein Zimmer, das weniger mit Möbeln als mit Rapieren, Hirschfängern, Jagdmessern, Hüfthörnern, Hirsch- und Wachtelrufen, Flinten, Bürsch- und Scheibenstutzen, Reit- und Hundepeitschen, Tabakspfeifen, grünen, mit Schildhahnfedern und Gemsbärten gezierten Hüten, und einer langen, blank-

gewichsten Stiefelreihe angefüllt war. Der Bewohner dieses Zimmers (wer hätte nicht schon den herrschaftlichen Amtsschreiber erkannt?) rasirte sich eben vor einem nicht allzu großen Spiegel; dieses Geschäft machte ihm wenig Mühe, da er einen tüchtigen Schnurr-, Kinn- und Backenbart trug. Ein wichtigeres, wozu sich schon im Kohlenbecken das Eisen erhitzte, stand ihm noch bevor — ich meine das geschmackvolle Kräuseln des gesegneten Haarwuchses. Auf dem Tische dieses Lions des flachen Landes lagen neben der gestickten Cigarrenbüchse und der Reitpeitsche gelbe hirschlederne Handschuhe, über die nächste Stuhllehne hing mit seinen großen messingenen Knöpfen der grüne, wohlgebürstete Jagd- und Reitrock, kurz „der Held, der mir gefällt" hatte einen Spazierritt in die Nachbarschaft vor und — da ich in jener Gegend nicht fremd bin, auch Herzensgeheimnisse überhaupt leicht verrathen werden, so wußte ich recht gut, wem dieser galt. Wieder war es ein Frauenzimmer, welches den jungen Mann in Bewegung setzte.

Nach wenigen Schritten sah ich durch ein anderes Fenster in ein geräumiges, mit Bildern, und zwar den Porträts des allerhöchsten Kaiserpaares, des Statthalters der Provinz Oberösterreich, des damaligen gutherzigen und cordialen Landesbischofes, des ökonomieverständigen Abtes von Kremsmünster und des Kaisers Napoleon I. verziertes Zimmer, dessen Glasthür in den

Garten führte. Hier lag der wohlgenährte, verwittwete Herr Pfleger, Amts- Gerichts- und Rentenverwalter auf einem Divan und schlief. Seine treue Ehehälfte ruht seit Jahren im stillen Kirchhofe oben von den mannigfaltigen Mühewaltungen ihres Lebens aus, das sie in der Küche, im Meierhofe und am Spieltische, Kupferkreuzer verlierend und gewinnend, zugebracht hatte. Seine Tochter Pauline ist zur klugen Jungfrau herangewachsen, welche das Hauswesen mit Anmuth und Sorgfalt bestellt; auch weiß er, daß sie vernünftig genug ist, einst für ihr Herz die beste Wahl zu treffen, und darum ergiebt er sich jetzt nur noch den Amtsgeschäften, dem Tabaksrauchen, Zeitungslesen und der Ruhe.

Unter diesen Einblicken war ich an dem Schlosse vorbeigekommen, und ging an einem dichten grünen Zaune hinunter, der lange neben der Straße fortlief, die Scheidewand zwischen ihr und dem schönen großen Schloßgarten bildend. Ich kam an ein eisernes Gitter, durch welches ich in den Garten eintrat, aus dem die oben erwähnte Singstimme herausklang. Unter einer alten Linde saß die Sängerin — Pflegers Pauline; ihr gegenüber standen, in bunten Blumenbeeten vertheilt, alte, von Zeit, Wetter, vielleicht auch von Muthwillen mehr oder weniger verstümmelte Statuen; eine, die Göttin Flora, lag von ihrem Postamente gestürzt, von Gras, üppigen Ranken und duftenden Kräutern überwachsen,

am Boden. Es war, als hätte die gute Heidin eingesehen, daß ihre wachsame Sorge hier nicht fürder nothwendig sei, wo an Blumen und Blüthen so reichliche Hülle prangte, an Blumen und Blüthen, welche die Füße der einsamen Sängerin küßten und aus dem dunkellaubigen Gesträuche schmeichelnd über ihre weißen Schultern herüber fielen.

Als Pauline mich erblickte, eilte sie mir freundlich entgegen. „Welch' seltener Besuch," rief sie, „willkommen!"

„Ein Sommerwanderer sucht kurze Schattenrast, und ein erquickliches Gespräch bei Ihnen," gab ich zur Antwort.

„Begnügen Sie sich nach Gefallen, lieber Freund. Doch kenne ich Ihren Geschmack, und eine Schale frischer Erdbeeren werden Sie nicht verschmähen." Nach diesen Worten eilte sie in's Schloß, kam aber bald mit den frischen, rothen, über und über mit feinem Zucker bestreuten Beeren zurück.

Ich erfreute mich der herrlichen Gabe und sprach inzwischen: „Bei Büchern und Musikalien treffe ich Sie, das freut mich. Hier, wo so wenige, vermöge ihrer Bildungsstufe im Stande sind, die Schöpfungen der Kunst zu würdigen, ist dieses doppelt verdienstlich. Die Kunst ist ein Wandervogel, viele große Strecken der Welt sind ihm eine Wüste, wo er keinen Zweig findet, sich darauf

niederzulaſſen, ſind ihm ein Meer, wo er keine Inſel findet, darauf zu ruhen. Sie ſind eine ſolche Inſel, ein grüner Baum in einer erſehnten Oaſe."

„Ihr überſchwengliches Lob will ich, unſerer guten Freundſchaft willen, ungerügt dahin gehen laſſen;" erwiederte Pauline, „nicht leugnen kann ich aber, daß mir aus Büchern und Muſik in meinen freien meiſt einſamen Stunden die ſchönſten Freuden erblühen. Und der freien Stunden habe ich nicht wenige, da mir im Hauſe doch nur das Anſchaffen und Nachſehen obliegt."

„Was leſen Sie jetzt?"

„Bulwer's Werke."

„Bulwer's Romane? — ach, die ſind mir zu langweilig. Sie ſind mir keineswegs amüſant und geſtaltenreich genug; die Reflexionen, durch welche ſie gedehnt werden, entbehren der Urſprünglichkeit, welche mich allein feſſeln kann."

„Lieber Freund! Sie und ich beurtheilen ein Buch von ganz verſchiedenen Standpunkten. Sie kennen die Welt beſſer als ich und haben in der Reſidenz, in der Sie oft und viel verweilen, keinen Mangel an geiſtreicher Unterhaltung. Geiſtreich iſt Bulwer doch, geiſtreicher als Alle, die mich gewöhnlich umgeben; leſe ich ihn, ſo denke ich mich in einem willkommenen Geſpräche mit einem geiſtreichen Manne, ich lerne viel von ihm und die Stunden fliegen. Auch das, was ſich in ſeinen Ge-

schichten zuträgt, hat gegenüber den Alltäglichkeiten meiner Tage eine erfreuliche Gestalt. Ich liebe die vielbändigen Romane, es trägt sich immer doch in ihnen mehr zu, als in meinem Leben. Sie, dem sich täglich so viel ereignet, sind mit aufgelösten Resultaten zufrieden und vermögen sich selbst die Wege nachzuweisen, auf denen Alles so kommt. Nichtsdestoweniger würden Sie mich daher verbinden, wenn Sie mir wieder einmal einige Bände von Tieck schicken würden, und Lenau's Gedichte, die ich leider nur einmal gelesen habe, haben Sie mir schon so oft versprochen!"

„Sie sollen das Verlangte durch den nächsten Haller Boten haben. Ihre Einsamkeit wird jetzt bald belebt werden, das Schuljahr geht zu Ende, Ihr Bruder kommt ehestens von der Universität heim. Wird er nicht heuer absolviren?"

„Ja, ja — so ist es."

„Und sein Freund mit ihm. Der kommt wol auch?"

Eine leichte Röthe überflog Paulinens Antlitz, dann versetzte sie, mir offen in's Auge schauend: „Wohl kommt auch er wieder, und mit ihm mein Glück. Sie sind zartfühlend, zu Ihnen habe ich alles Vertrauen. Er kommt wieder — ja, ja, er kommt wieder, und mit ihm meine schönste Jahreszeit."

„Grüßen Sie ihn freundlich von mir, wenn er wieder gekommen iſt.“

„Es wird ihn herzlich freuen.“

„Und nun,“ ſprach ich mit humoriſtiſchem Pathos, aufſtehend und die Hände über den Garten ausbreitend, „ſegne ich Dich, Du ſchöner Garten, und weihe Dich für die nächſten Monde zu einem Tempel der Liebe, ſegne jede Blume, welche die Liebenden erfreuen wird, jeden Weg, den ſie gehen, jede Raſenbank, auf der ſie ruhen, jeden Baum, durch deſſen Zweige Mond und Sterne auf ſie ſcheinen, alle Vöglein, die über ihren Häuptern ſingen werden, und die ganze Gegend, Wald, Wieſe, Feld und Anger, wo ſie wandeln, und ſoll es ſie gelüſten, in jene Gebirgswelt, die dort am Rande des Horizonts ihre Kuppen hebt, zu pilgern, ſo reinige ich im Vorhinein von allem Fehl und aller vorhandenen Gefahr, von allen falſchen Freunden, wie allen offenen Feinden jene zauberiſchen Thäler, Hütten, Pfade, Wildbäche und Seen durch meinen beſten Dichterſegen. — Amen!“

Pauline begleitete mich bis zum Gitterthore. Hier flog ein Vogel vorüber — ich machte ſie darauf aufmerkſam: „Sehen Sie dieſe Schwalbe, die in ihrem Schnabel ein Hälmchen zum Neſte trägt? Dieſelbe Macht, die den Halm auf den Weg legt, daß der Vogel ihn finde, hält lange ſchon die Balken zu Ihrem Hauſe bereit. Vielleicht iſt es längſt ſchon aufgebaut, und Sie

gehen täglich, ohne es zu kennen, an ſeiner Schwelle vorüber."

„Wohlwollender Prophet!" ſagte die Pflegerstochter und wir ſchieden fröhlich.

Dieſes kurze Geſpräch hatte viele Gedanken in mir erweckt, die ich hier aufzuzeichnen mich nicht bewogen finde, welche mir aber den anmuthigen Weg bis Kremsmünſter ſo ſehr verkürzten, daß ich plötzlich vor des Ortes erſten Häuſern ſtand, und gewiß unterwegs viel Bemerkenswerthes überſehen habe. Ich erinnere mich, auf der ganzen Strecke von Außen her nichts vernommen zu haben als Blätterrauſchen, das Rieſeln eines Baches und Vogelgeſang.

Als ich auf dem Marktplatz anlangte, war der Abend ſchon angebrochen, das Abendroth lag in gleicher Schönheit auf den Dächern des impoſanten an Grund und beweglichem Geldeswerth, aber auch an edlen Schätzen des Wiſſens reichen Benediktiner-Kloſters und der anderen niedrigen Häuſer. Auf den Bänken, welche neben den Thoren der letzteren angebracht ſind, ſaßen in eifrigen Geſprächen viele Frauenzimmer, alte und junge, hübſche und nicht hübſche, wie eben ein Haus geſegnet war. Alte, lange, Penſionen genießende Jungfrauen, in verſchollenen Modehüten und kurzleibigen ausgewaſchenen Kleidern, führten an grünen Schnüren ihre kleinen, dicken Möpſe heim, und gedachten voll Wehmuth der

vergangenen Jugend, des allzu theuren Kaffee's und der strengen Hundegesetze. Zwischen diesen Schönheiten der völlig vergangenen Zeit und jenen blühenden der gegenwärtigen, die vor den Häusern saßen, trieben sich die Studenten des Lyceums mit muthwilligen Reden und wohlersonnenen Schalkheiten herum; was davon den jungen Frauenzimmern am besten gefiel, mißfiel natürlich den alten am meisten. Würdige geistliche Herren kehrten von ihren Ausflügen in Feld und Wald und entfernten Geschäften in's stattliche Kloster zurück; sie trugen Bücher in den Händen, oder waren mit gesammelten Pflanzen, Käfern, Schmetterlingen oder Anderem, was ihnen unterwegs am besten behagt hatte, beladen. Mit scharfem Auge beobachteten sie allerorts ihre Zöglinge, ob diese sich beifallswürdig benähmen. Ehrerbietig gegrüßt schritten sie vorüber.

Endlich kam ich in's Gasthaus, wo ich mein Nachtquartier zu nehmen beschlossen hatte. Vor den Thoren scharrten zwei fette Hengste, an eine altväterische Carette gespannt, deren Kasten mit grüner Farbe und drüber mit einer gelben Rosenguirlande und einem lateinischen Namenszuge wohlbemalt war. Dieses Fuhrwerk bestieg eben ein Sensenschmiedepaar; ob es aus Kirchdorf, Scharnstein, dem Mollnerthale oder sonst woher war, weiß ich nicht zu sagen.

Die große dicke Frau, welche eine schwere Goldhaube,

Spenzer und Schürze von schwarzem gros de Naples, einen großgeblümten seidenen Rock und goldstaubfarbene Schuhe trug, ermahnte ihren Mann ernstlich, endlich einmal den Fuß auf den Wagentritt zu setzen. Dabei schauten ihre schwarzen stechenden Augen unter buschigen Augenbrauen und über die scharfgezeichnete Nase imperatorisch genug auf ihren kleinen, dicken Gemahl herab, der sich in seinem Hute mit breitem Sammetbande, in seiner langen Weste mit silbernen Knöpfen, dem langen blauen Rocke, der kurzen Hose, den blauen Strümpfen und Schuhen mit silbernen Schnallen ganz stattlich ausnahm. So ernst auch seine Gattin sprach, ein unvergängliches, weinseliges Lächeln schwebte um seinen breiten Mund; oft hob er den Fuß, um ihn auf den Wagentritt zu setzen, immer aber sah der Fuß die dringende Nothwendigkeit ein und kehrte als feste Stütze auf die sichere Erde zurück. Dabei schwankte der Sensenschmied mit dem Oberleibe, senkte sein Haupt und lächelte seine blauen Strümpfe und Schuhschnallen an. Neben ihm stand der Beamte, mit dem er heute ein Geschäft zu verhandeln gehabt hatte, mit demselben Lächeln. Dieser war von der Gattin seines Klienten zur Mittagstafel geladen worden, und nach dem heißen Geschäfts- und Eßtage hatte sich jene erhöhte Stimmung seines Gemüthes bemeistert, die ein stiller rosiger Sommerabend ausströmt, von dem Empfangenden bald Sehnsucht, bald Begeiste-

rung, bald Wehmuth u. s. w. genannt wird, immer aber ein Räuschchen bleibt. Durch mit diplomatischer Schonung angewendete Hülfe des Wirthes gelangte endlich der Eheherr in den Wagen, welcher fortrollte; die Eheherrin aber sprudelte nun während des Fahrens einen Verweis, der halb dem Gemahl, halb dem Kutscher anging, da sie in der Zäumung der Rosse einen wesentlichen Fehler bemerkt haben wollte. Noch einen Blick sendete ich dem Rechtsgelehrten nach, der in einem müllergrauen Fracke von gewesener Schönheit, weiten Nankingbeinkleidern und großen Schuhen die Straße hinabstolperte; in der Linken trug er den Fischbeinhut und das spanische Rohr, in der Rechten ein Tuch voll Bisquits und andern guten Gebäckes für die „Familie".

Im Gastzimmer grüßte mich der Wirth freundlich, doch ließ er sich in kein langes Gespräch mit mir ein; noch hing sein stolzer Sinn an der reichen Tafel, die er den eben geschiedenen Gästen gerüstet, und an der Erinnerung wie reichlich die große, dicke Frau Alles bezahlt hatte; ich aber war ein Mann, der sich mit ein paar Coteletten und einem Glas Wein begnügte. Er verließ bald das leere Gastzimmer, auch der vollwangige Hausknecht zog an der großen, silbernen Kette die übermäßig große, silberne Uhr aus dem gemsledernen Beinkleide, sprach gähnend den Wunsch aus, ein Sensenschmied zu sein, und verließ die Stube, um sich ein ruhiges Plätz-

chen zu suchen, wo er, bevor er in's Bett stieg, ein Stündchen ungestört schlummern könnte. Die Kellnerin (das schwarze Kopftuch stand ihr allerliebst) blieb aber in ungestörter Munterkeit bei mir, brachte mir Wein und Wasser in geschliffenen Flaschen, da sie mich als einen distinguirten Mann wol kannte, versprach mir mein Abendessen in Bälde und kürzte mir mit abwechselnden Gesprächen die Zeit. In ihre schwarzen Augen kam kein Schlaf, nur klagte sie über Hitze und schob die Ärmel höher hinauf, wodurch zierliche Arme zum Vorschein kamen. Dann erzählte sie mir, daß der neue Amtsschreiber so schön Orgel spiele und es mit der Heirath der Riemerstochter allerdings seine Richtigkeit habe. In der Grünau hatte man zwei Wildschützen gefangen, welche sie gut kannte; in der Nähe lebten die Bauernburschen und die einquartierten Husaren immer in Streit und Hader, zu Wels aber harmoniren Soldaten und Einwohner auffallend. Nun kam mein Souper. Ich verlangte für den nächsten Tag einen Wagen und meine Kellnerin sprang auf die Straße hinaus, um den Hausknecht zu wecken. Der lag draußen der Länge nach auf der Hausbank und schnarchte, unbekümmert um die Wald- und Wiesendüfte, die der Nachtwind hereintrug, unbekümmert um die Millionen Sternenaugen, die am tiefblauen Himmel schimmerten, unbekümmert um das schöne Schubert'sche Lied, das im Dach-

stübchen gegenüber ein Student mit klarer Tenorstimme zur Guitarre sang. „Also einen Wagen um sechs Uhr," hörte ich die Kellnerin draußen kommandiren, „und verschlaf' sich der Hausknecht nicht wieder. Um fünf Uhr müssen des Herrn Stiefel und Kleider geputzt sein."

„Na, na!" murrte der Angeredete, „Tag und Nacht hat man keine Ruhe." Gleich darauf hörte ich ihn wieder schnarchen.

Die kurze Zeit der Abwesenheit der Kellnerin hatte eine Amsel, die am Fenster hing, benutzt, ihre Stimme geltend zu machen, jetzt aber trat meine Hebe wieder ein und übertönte Alles.

Ich verlangte schlafen zu gehen und sie leuchtete mir die Stiege hinauf in mein Zimmer. Sie machte mich aufmerksam auf die frische Wäsche, die einladende Weiche meines Bettes und ob ich sonst noch etwas befehle. Ich sei hier im Hause ein hochgeehrter Gast und thäte wohl daran, nicht in das andere Wirthshaus zu gehen, dort seien Fleisch und Schmalz nicht frisch, die Servietten zerrissen, die Betten unrein, die Kellnerin unfreundlich und bis über die Ohren in den Hausknecht verliebt, und das thue nicht gut. Eine Kellnerin müsse frei und mit Allen gleich freundlich sein, nur feine, freundliche und angesehene Gäste auszeichnen. Also goß sie einen Schwall von Worten über mich aus, und hätte

ich der Sache nicht ein Ende gemacht, sie stände noch vor meinem Bette und spräche noch immer.

So wie an dem beschriebenen Sommertage bin ich oft durch Kornfelder und Wiesen, von Ort zu Ort, von Schloß zu Schloß gewandert, die Einwohner traten mir in den bezeichnendsten Gruppen entgegen, die Männer bequem genießend, die Frauenzimmer behaglich waltend. Nur noch wenige kurze Notizen zur Charakteristik jener Frauenzimmer, die ich meinen Lesern oben vorgeführt habe, lasse ich noch folgen. Einige Bemerkungen sind in den siebziger Jahren nachträglich eingeschaltet worden.

Die Bürgermädchen in Städten, deren nettes Äußere ich oben beschrieben habe, gehören der gewerbtreibenden Klasse an, die Töchter der Kaufleute und anderer Honoratioren versuchen sich nach großstädtischen Mustern zu kleiden, auf großstädtische Weise zu leben, zu sprechen und sich zu benehmen, was ihnen, je nachdem ihnen die Natur mehr oder weniger Geist, Geschmack und Gemüth verliehen, mehr oder weniger gelingt. Die Bürgermädchen zeichnen sich durch schlanken Wuchs und besonders schön geformte, fein gebogene Nasen aus, welche aber im vorgerückten Alter zu schneidig hervortreten und von Geschichtsforschern auf die römischen Kolonisten in den norischen Waffenfabriken zurückgeführt werden wollen.

Ich möchte die Züge der Frauen nach ihrem vierzigsten Jahre zu streng und männlich nennen; ein Gleiches gilt von ihrem Gange und ihren übrigen Bewegungen.

Bei dem weiblichen Geschlechte der Bauersleute gilt dieses schon in jungen Jahren und noch in höherem Grade, doch fehlt es auch hier unter den Mädchen nicht an länglichen, weißen, vornehmeren Gesichtern, nur erscheint der übrige Körper durch die weit über die natürliche Taille hinauf emporgeschobene Tracht reizlos.

Wer übrigens das Bauernleben, zumal dessen über die tägliche Arbeit und deren Ertrag hinausgehenden Interessen kennen lernen will, dem rathe ich, Hochzeiten, Kirchweih- und Faschingstänze zu besuchen, welche immer in Wirthshäusern abgehalten werden. Zwei Violinen, eine Baßgeige, eine rauhstimmige Klarinette und eine sehr vorlaute Trompete bilden das Orchester. Unter der Bank, auf welcher die Musikanten sitzen, stehen steinerne Bierkrüge, neben dem Primgeiger befindet sich der Teller, auf den die Tänzer auflegen, d. h. ihre Geldspenden werfen.

Wenn die Mädel und Burschen in gedrängtem Kreise den phlegmatischen Ländler schreiten und schleifen, entsteht ein eigenthümliches Gescharre und Gesumse, unter dem der Klang der Saiteninstrumente, selbst das grobe Blöken der Klarinette unvernehmbar wird. Nur den Vorgeiger hört man mit dem grobsohligen Stiefel den

Takt treten, nur der Trompeter benutzt den Athem, welchen ihm die Stillung seines endlosen Durstes freiläßt, zu weder harmonisch noch rythmisch zu rechtfertigenden Fanfaren. Plötzlich aber gerathen die Kreise der Tänzer in lebhaftere Bewegung, der Kopf der Tänzerin neigt sich zu immer längerem Verweilen auf die Schulter des Tänzers, der aber neigt sein Gesicht zum Brusttuch der Tänzerin, seine und ihre erhobene Rechte vereinigen sich über dem Haupte Beider, ihr Zeigefinger krümmt sich um seinen, und taktgerecht den Boden stampfend, dreht er die Erkorene in wirbelndem Kreise um ihre eigene Achse, so schnell, daß ihre Kleider wie im Winde flattern, und eine gutgebaute Dirne sich ihrer wohlgeformten Beine nicht zu schämen hat. Dann faßt er sie um die Mitte und schwingt sie hoch in die Luft, aus der sie auf den Starken und Gewandten herablächelt, während er hochaufjauchzend der glücklichen Gegenwart und der landesüblich-wahrscheinlichen nicht allzufernen Zukunft sich erfreut.

Endlich mäßigt sich der Lärm, und das ungeregelte Getöse regelt sich zur Tonfolge einer Allen wohlbekannten Melodie. Eine Stimme beginnt und die anderen, eine um die andere fallen ein. Ein beliebter Vorgesang ist:

Sàn mà fein luſtig
Allſaud beinandà,
Wög'n dà luſtingà Weif'
Sà mà z'ſammà kemmà.

Hiermit hat die Reihe der „Schnadàhüpfl'n" begonnen, jener charakteristischen vierzeiligen Liederchen, welche aus den Bergen stammen, und längst weithin auf den Ebenen heimathlich geworden sind; jener satyrischen, oft erotischen, oft wieder so unschuldsvollen Gesänge, die bald bengelhaft roh, bald unnennbar zärtlich, theils Jahrhunderte alt sind, theils vom Augenblicke immer neu geboren werden.

Wer zu hören versteht, vernimmt in ihnen nicht nur das Leben und die Beziehungen des Bauernvolkes unter sich und zu seinen übergeordneten Honoratioren, sondern auch die Klänge an die politischen, nicht selten an die finanziellen Fragen der Zeit.

Treten wir in die weite, immer schlecht beleuchtete und niedrige Tanzstube eines großen Wirthshauses, in dem die Bauern Ball halten. Hören wir zuerst die angetrunkene, trotzige Wirthshausluft:

Mein Vodà hat g'sagt,
I soll mi lusti mochà,
Wann d'Zwànzgà net glöck'n*)
Schickt á Tholá nachà.

Hàßt àllweil „des Lump'erl
Sitzt allweil beim Wirth"
Abà dös versteht neàmd,
Daß mà alliweil dürst.

*) auslangen, zureichen.

Was is denn um's Geld?
Han kans her mit auf d'Welt,
Bring kans fort, spar kans z'samm —
S'dauert eh' nimmà lang.

Wann schon alli Leut sag'n,
Daß i liàdàli bi —
Is do no koanà kemmà,
Der's zalt hätt für mi!

Hierauf beginnen die „Lieder der Liebe", zuerst die neckische Anfrage:

Grasgreàn*) is d'Hollerstaud'n,
Weiß is die Blüah —
Diarndl, i hätt' Di gern!
Wiar is denn Dir?

Nun kommen die zärtlichen Liebesgesänge an die Reihe, in denen der Glückliche seines Besitzes in naiver Weise sich freut:

Mei Diarndl is handsam,
Zu'n Tanzen schön langsam,
Zu'n Busserl geb'n g'schwind,
Und zu'n Halsn schön lind.

I kann earm**) nöt feind sein,
Den Stutzerl, den kloàn,
Weil's gar à so umawurlt,
À so umawurlt um àn.

I kann earm nöt feind sein,
Den Stutzerl den kloàn,
Weil's allömal woant,
Wann i sag, i geh hàm.

*) Grasgrün.
**) ihm.

Ein Knecht, deſſen Liebſte mit ihm auf Einem Hofe dient, preiſt ſeine bequeme Lage:

Wann dà Gattàn*) ſchwer aufgeht,
Geht da Gattàn ſchwer zuà,
Wer ſein Diarn im Haus hat,
Der z'reißt làni Schuà.

S'Diarndl in Haus,
Is mà liabà als drauſd,
Derf i nöt ſo weit geh'n,
Wann da Wind à ſo ſauſt.

Aber es bleibt nicht immer bei ſo friedlichen Geſängen. Nichts kann den Burſchen mehr erzürnen, als wenn er die Dirne, „zu der er ein Gemüth hat", in dem Arme eines andern Tänzers mit den ſichtbaren Zeichen flatterhaften Sinnes erblickt. Mit einem giftigen Seitenblicke auf das anſtößige Paar und mit ſpitzem Tone ſingt er:

Wög'n àn Diandl wànà,
Das fiel'**) ma nöt ein,
Dös müßt'n ſchon fünfzehni,
Sechzehni ſein.

Die Angeſungene, des Eiferſüchtigen Nachbarstochter, hat aber den Stich empfunden und ſchnell „beſchoſſen" erwiedert ſie:

Was is's um àn Buàbm
Was is's um à zween,
Was is's à um d'Nachbàrnbuàbm —
San's do nöt ſchen.

*) Gitterthor.
**) fiele.

Der Eifersüchtige weiß das aber besser; in jüngst vergangenen Tagen hat er an der hübschen Nachbarstochter Erfahrungen gemacht, welche ihn an ihre gänzliche Gleichgültigkeit nicht glauben lassen. Um ihre Erinnerung an jene Stunden aufzufrischen, singt er zurück:

Juhe! han i g'sungà,
Juche! han i g'schriàn,
Bei dà Mitt' han i's gnummà,
Den Nachbàrn sei Diàrn.

Diese Undelikatesse trifft die nicht Unschuldige schwer, voll Kränkung und Trotz singt sie spöttisch:

No, wannst mi nöt mogst,
Bua, so thuà mà à Post;
I zahl schon den Both'n
Damit's dà*) nix kost!

Er aber kann noch nicht schweigen; noch einen Pfeil schnellt er vom Bogen:

Entà's Berg enten,**)
Steh'n d'Häuser in Grabm,
Dort habm's dö schön' Menscha —
Herent***) soll màs habm'n.

Damit endet dieser Liederstreit — bis auf Weiteres.

Aber nicht allein die Nebenbuhler beunruhigen den Liebenden; es giebt auch „höhere Mächte", welche das bereits nachgiebige Herz der Geliebten versteifen. So hörte ich die klingende Klage:

*) Dir.
**) drüben.
***) herüben.

Dà Pfarrà hat prödingt
Von jüngſt'n Gericht,
Hat mà's Diandl ag' ſchröckt,
Daß i nimma nix richt.

Unſa Herr Pfarrà
Der predigàt recht,
Dear lachàt*) ſi z'todt,
Wann mein Schatz nimma mecht.

Es giebt aber auch Seelſorger milderer Obſervanz, welche Anderen, vielleicht auch ſich ſelber, — durch die Finger ſehen. Man höre folgende Scherzliedel — Urkunden ſind es freilich nicht.

Z'nàchſt**) han i beicht:
„S'Diarndl g'ratḥ***) i nöt leicht"
Sagt dà Pfarrà zu mir:
„Geht mà g'rad ſo wie Dir!"

Sàn nàrriſche Leut',
Sagt da Pfarrà z' Bàrnreit,
Dö a ſchiàchs Diarndl liàb'n,
San ja ſchöni gnuà z'triàgn!

Wie ich ſchon oben anführte: auch die großen Weltbegebenheiten werfen ihre Lichter oder Schatten in das ſtille Bauernleben. In Bauernkreiſen lebt heute noch — ſei es aus den Zeiten des Bauernkrieges unter Kaiſer Karl V. anno 1527, ſei es ſeit der oberöſterreichiſchen Erhebung unter Stefan Fadinger und Achaz Willinger

*) predigàt, lachàt, mecht, ſind konjunktiv.
**) neulich.
***) entbehre.

im Jahre 1626 — ein Freiheitsideal, allerdings verschieden von jenem, welches die Wahlkandidaten in Städten und Märkten während der Dauer der Wahltage aushängen, nach Meinung der Bauerschaft jedoch ihrem Bedürfnisse ganz entsprechend. Die Zeit, wo die Bauerfreiheit in Sturm und Drang beginnen soll, nennen sie mit geheimnißvollem Tone den „Herrenstaub". Er bedeutet nichts geringeres als die Ausrottung aller Autoritäten, mit Ausnahme des Kaisers und des Pfarrers. Wie oft hörte ich schon vor 1848 die Bauern beim Tanze singen:

Hiätzt*) is aus, hiätzt is aus.
Hiatzt kummt dà Herrenstaub:
Hintà dà Ofenbänk
Staubt's schon à weng!

Ein anderer Herzenswunsch des Bauers lautete in allgemein beliebter Liedform:

Lusti wird's sein,
Wann die Zeit à mal kimmt,
Wo dà Bauer den Pfleger
Beim Ohrwàschl**) nimmt.

Diese feindseligen Lieder hört man jetzt allerdings seltener, das bäuerische Freiheitsideal, „der Herrenstaub", liegt heute in weiterer Ferne als je; Bischof und Kaplan, die scharfen Scheeren des rückwärts kriechenden, rothen,

*) Jetzt.
**) beim Ohre.

römischen Krebses, haben den Bauer auf's Jenseitshoffen und Diesseitszahlen gedrillt, ja — der einst „unterthänige" Landmann denkt nicht selten mit Wehmuth an die Tage der Patrimonialherrschaft zurück, an die guten Straßen, die kleinen Gemeindeumlagen, die billigen Taxen von Rechtsgeschäften, welche kaum das Drittel der heutigen Taxen betrugen, an den „gestrengen" Herrn Pfleger und seinen Adlatus den „Gegenhandler", an die für das Krediterforderniß des Bauers stets genügend gefüllten Waisenkassen — das billigste Realkreditinstitut, — an den herrschaftlichen Wald, der dem durch Feuer Verunglückten gegen die billigsten Zahlungsbedingnisse das nöthige Bauholz, an den herrschaftlichen „Getreidekasten", der in Mißjahren das Samenkorn und die nöthige Mehlfrucht bis zur nächsten Ernte borgte. Ein Blick in's „landesfürstliche Steuerbüchel" von heute, dessen Mehrschuldigkeit den damaligen Steuerbetrag um mehr als den Werth von Robot und Zehend übersteigt, welchen der Bauer obendrein mit schweren Summen ablösen mußte, verdüstert des Letzteren Stirne. Der pensionirte Steuereinnehmer, mit dem der Hofbesitzer Donnerstags nach Schluß des Wochenmarktes „beim goldenen Löwen" in der Stadt drinnen sitzt, hat ihm oft erzählt, daß am Anfange seiner Dienstzeit als Beamter die ganze österreichische Armee jährlich nur 43 Millionen Gulden kostete, und damals war Österreich ein einheitliches, großes,

starkes und hochgeachtetes Reich: und „die Ungarn und die Böhmen durften sich nicht mukſen; die Deutſchen thaten es ohnehin nicht!“ In dieſe triſten, den Wohlſtand des Bauers immer mehr herunterdrückenden Zuſtände hat auch die Kunde vom untilgbaren Defizit Eingang gefunden, und ich war nicht wenig überraſcht, als ich im letzten Sommer bei einem Hochzeitstanze in einem ſtattlichen Wirthshauſe zu Pinsdorf, oberhalb des Traunſees, wo die Gebeine von einigen Tauſenden rebelliſcher Bauern vergraben ſind, welche dort der Marſchall von Pappenheim in offener Feldſchlacht erſchlagen, plötzlich folgendes „G'ſangl“ hörte:

Luſtig is auf dà Welt —
D'Herrn hambt à tàn Geld,
Is für uns à tàn Schand,
Wann mà tàns hambt.

Dieſe Verſe ſind für den denkenden Staatsbürger von wirthſchaftlicher wie auch ſozialiſtiſcher Bedeutung. Es fehlt ihnen nicht an einem gewiſſen Humor, welcher jedoch — um volksthümlich zu reden — „nach dem Galgen riecht.“ Ich muthe einem Finanzminiſter nicht zu, über dies Liedlein nachzudenken; der hat ja für nichts weiter, als für das Budget des nächſten Jahres zu ſorgen; die nachfolgenden, ſowie das Brot und Wohl des Volkes liegen ohnedies in Gottes Hand.

Fort mit dieſen trüben Erwägungen! Zurück zum Glück der Jugend und der Liebe!

Einem reichen Bauerssohne der sich mit im Kreise dreht, wurde es nicht so gut, wie dem oben citirten Sänger

„Der sein Diarn im Haus hat."

Sein Schatz wohnt zwei Stunden weit von seinem Vaterhause, aber an jedem Sonntagmorgen spannt er sein Pferd vor den Wagen und fährt durch Wald und Feld zu — ihr. Endlich sieht er aus alten Obstbäumen ihr weißes Haus schimmern; ihm ist's als führe er geradewegs in den Himmel hinein. Leicht verständlich erscheint nach dem Gesagten die gewiß hochpoetische Strophe, die er bescheiden nnd erinnerungsreich in den nur allzubunten Kranz von Tanzliedern flicht. Sie lautet:

Heut Nacht hat mà tràmt,
I habs Rosserl aufzàmt,
I habs eing'spannt in Wag'n,
Bin in Himmel auffi g'fàh'n.

In einer im Kloster Benediktbeuern aufgefundenen lateinischen und deutschen Liederhandschrift aus dem dreizehnten Jahrhunderte stehen neben allerliebsten Miniaturen die Verse:

Qui pingit florem
Non pingit floris odorem.

Das trifft auch bei den von mir citirten Schnadàhüpfl'n zu: den Eindruck des lebendigen Gesanges konnte

ich in diesen Blättern kaum andeuten. Vielleicht hat Einer oder der Andere unter meinen Lesern ihn dennoch herausempfunden. Im Allgemeinen, das fühle ich wol, fehlt hier den kurzen Liedern die Melodie und der Strom von Liebe und Leidenschaft, Fröhlichkeit und Übermuth, auf dem sie wie fallende Blüthen und Blätter an mir vorüber trieben.

Von Bergen eingeengt liegen in grünen, waldbachdurchbrausten Thälern die stattlichen Sensenschmieden, welche dem Wanderer durch die schweren Schläge und das Geklapper der vielen, theils von Wasser, theils von Menschenhänden geschwungenen Eisenhämmer, sowie durch die stattlichen Wohngebäude, Stallungen und die gut gepflegten Ziergärten auffallen. Sie tragen deutliche Spuren der Wohlhabenheit, altmodisch reiche Ornamente an den bunten Façaden, luxuriöse Gitterkörbe vor den Fenstern, Springbrunnen, zierliche Lusthäuser und eine bunte Blumenfülle in tiefgrüner Waldeinsamkeit zur Schau. Überhaupt fand ich bei allen Eisenarbeitern des Traunkreises eine hervorragende Liebe für Blumen. Die Wände des Hauses sind fast immer von Reben umschlungen, eine uneigennützige Liebhaberei, da die Trauben hier nur selten zur Reife gelangen; im Vorgärtchen aber blühen Georginen, Pappelrosen, Sonnenblumen, Ringel-

blumen, Windling, duftende Wicken, Nelken und brennendrother Mohn. Dieses sind die Blumen, welche die Frauenzimmer, die sich an Sonn- und Feiertagen gern in grelle Farben kleiden, am liebsten ziehen und oft beneidet an mühevollen Wochentagen ein in grobe von Kohlenstaub bedeckten Arbeitskleider gehülltes Mädchen diese lieben bunten Sterne, die Tag für Tag ruhig im reinlichen, klaren Schimmer prangen.

Für die Herren der Sensenschmieden war ihr Gewerbe vordem eine Goldquelle. Der damals erworbenen Reichthümer erfreuen sich noch zum Theil die Nachkommen der alten Herren, zum Theil wurden sie von übermüthigen Descendenten versplittert, von schlimmen Zeitläufen verzehrt. Die Gastfreundschaft der reichen Vorfahren wird aber von den Erben, welche durch ihr Geschäft noch immer gute Nahrung gewinnen, heilig bewahrt und sie überrascht höchst angenehm. Ein Theil der heutigen Sensenschmiede kleidet sich städtisch und lebt in eleganten Formen. Die Söhne des Hauses ziehen auf die Universität, die Töchter heißen Fräuleins und tragen französische Kleider, sprechen französisch und spielen Klavier, heirathen Gelehrte, Beamte, Kaufleute in weitentfernten Städten, gerne in Wien.

Ein anderer Theil kleidet sich nach alter Sensenschmiedsweise in bäuerisch-geschnittene, doch aus feinen Stoffen gefertigte Kleider. In dem Hause, wo dieses

Sitte ist, kümmert sich der Herr nur um die Fabrikation — alles Andere kommandirt seine Frau. Ich muß aber solche Herren die „letzten Sensenschmiede" nennen, denn auch in ihren Kindern lebt schon zu viel moderner Sinn.

Man erzählte mir oft von den goldenen Zeiten, welche die Sensenschmiede in vergangenen Jahrzehnten hatten, und was es damals für originelle Individuen in ihren Familien gab. Am meisten gefiel mir folgende Mittheilung, welche zugleich als ein Beweis für die kräftigen und poetischen Charaktere der Oberösterreicherinnen gelten mag.

Da war ein reicher verwittweter Sensenschmied und seiner Töchter Eine, ein lebhaftes, schönes Kind. Sie tummelte sich im Grünen, wie es ihr beliebte, und ihre einzige Beschäftigung im Hause war, nach eingetroffenen Geldsendungen dem Vater Dukaten zählen zu helfen. Die Waare wurde damals häufig nach Rußland und in die Donaufürstenthümer verkauft, und Russen und Rumänen zahlten in Gold. Wenn des Mädchens Namenstag nahe war, steckte sie immer eine Hand voll Goldmünzen in ihre Schürzentasche, wozu der Alte lächelte, da er wol wußte, wozu sie das Geld bestimmt hatte. Am Festmorgen kamen nämlich die Buben vor's Haus und schossen, schrien und sangen, wofür sie Jene beschenkte, die ihr am besten gefielen. Später zur Jungfrau ge-

worden fing sie an zu kränkeln, ein Lungenleiden entwickelte sich, welches sie bald als unheilbar erkannte, oder hatte sie ein Gespräch des Doktors mit dem Vater belauscht? Kurz, sie sagte offen, daß sie jung sterben werde, bis dahin aber hoffe sie noch ihr Leben zu genießen. Ihr Vater widersprach ihr in keinem Stücke. Sie zog in eine nahe gewerbreiche Stadt, wo ihre Verwandten lebten, bewohnte aber, um ganz nach ihren Launen walten zu können, den besten Gasthof. Dort gab sie in ihren Zimmern Gesellschaften, Spiele und Bälle, lud zu sich, wer ihr gefiel, Herren und Damen, beobachtete aber gegen alle den feinsten Anstand. Alte Herren erzählten mir oft, wie schön sie gewesen war. Man sah ihr an, daß sie krank und ihrer Auflösung nahe war; feenhaft war ihr Anblick, zauberisch. Weiß und sanft rosenroth war ihr Gesicht, allenthalben durchdrang schon der aufwärts strebende Geist die Hülle, in dem Auge auf den Lippen lag er — auf der Schwelle des schönen Tempels, den er so bald verließ. Sie tanzte nie, aß und trank nur wenig, saß Abends im vollsten Putze, umgeben von einem Kranze heiterer Männer, und war muthwilliger als alle. Bei Morgenvisiten fand man sie in reichem Spitzennegligé in einem Armstuhle ruhend. Sie erwartete jede Stunde mit ruhigem Herzen den Tod und pflegte zu sagen: „Ich lebe in Scherz und Lust, weil es für meinen Lebensrest nicht mehr der Mühe werth ist, etwas Ernstes

zu beginnen“ Später zog sie nach Linz, wo sie an einem lichten Maimorgen gestorben ist. — —

Vor fünfzig Jahren war es wie heute, Gold allein machte nicht glücklich. Das erfuhr auch ein anderer Sensenschmied, von dem mir meine Mutter erzählte. Er hatte eine allzu herrschsüchtige, mürrische Gemahlin, welche ihm seine Tage verbitterte. Er wich ihr überall aus, betrat zuletzt sein schönes Wohnhaus nicht mehr, sondern ließ sich an seinem Hammer ein Stübchen bauen, zu dem man auf einer hölzernen Außentreppe emporstieg. Hier blieb er bei seinen Büchern und Papieren und verriegelte die Thüre. Die Hammerschläge, welche ihm in die Ohren donnerten, schienen ihm sanftes Geliſpel gegen die keifende Stimme seiner Ehehälfte. Sein einziges Vergnügen waren zwei gezähmte Hirsche, die er an einen leichten Wagen spannte und mit ihnen in der Gegend herumfuhr.

Seine liebe Gattin gönnte aber dem guten Manne nicht die Ruhe seines freiwilligen Exils, wußte ihn oft auf seiner Warte zu überrumpeln und ihm namenlose Kränkungen zuzufügen. Bei solchen Gelegenheiten räumte der Gepeinigte so schnell als möglich das Feld, spannte seine Hirsche vor und kutschirte davon.

Einmal war ein schöner Sonntagsabend im Sommer, der goldene Sonnenschein und der liebe Gottesfrieden lagen über das ganze Thal gebreitet. In der Nähe rauschte nur das Wasser und läuteten nur die Glocken

der Hauskühe, die wiederkäuend auf einer eingezäunten Wiese lagen. Die Hunde bellten nicht, und die Hühner schliefen schon. An dem Rande des aufsteigenden Buchenwaldes sangen einige Vögel, aus seiner Tiefe wehte, in den Blättern rauschend, ein kühler, duftender Wind.

Unser Sensenschmied saß auf seiner Warte und beschaute sich die schöne Natur. Er blickte in eine ferne Thalschlucht, wo sein Lieblingsplätzchen war, eine Waldwiese, die bis zum Saume einer Felswand hinlief, über welche sich ein Bach schäumend in den Abgrund stürzte. Dorthin pflegte er nach häuslichen Stürmen mit seinen Hirschen zu fahren, spannte, angelangt, die zahmen Thiere aus und ließ sie weiden; er aber trat an den Rand des Abgrundes und schaute, nichts Gutes im Sinne, hinab. Immer hatte ihn aber aus dem Rauschen des Wasserfalles und aus dem Laubgebrause des Waldes eine gute Stimme angerufen, und er kehrte immer wieder geduldig nach Hause zurück.

Jetzt hat sie mich schon durch zwei Monate in Ruhe gelassen und die schönen Abende stört sie mir überhaupt nicht mehr, dachte er, eben in die holde Fernsicht versunken, als er einen Stoß in's Genick empfand und die keifende Stimme seines Weibes, das herangeschlichen war, vernahm: „Du Faulpelz, Du Lungerer schaust dem Walde nach, wie ein Versemschmied, und kümmerst Dich schon Monden lang nicht um Sensenschmiede und Haus. Wer

hat Dir denn das Geld in's Haus gebracht, als ich, um die Du Dich nicht mehr kümmerſt?! Ich will Dir ſchon Deine ſchönen Abende verderben, und wenn Du Dich auch einſperrſt, will ich an Deine Thüre pochen, mit Steinen in Dein Fenſter werfen und Dir in die Ohren ſchreien, was Du für eine Kunde biſt."

Unſer Senſenſchmied wußte wol, daß ſeine Gemahlin im Stande war Alles zu halten, was ſie in dieſer Weiſe verſprach. Furchtbar aufgeſchreckt aus ſeinen ſüßen Träumen und Hoffnungen rannte er entſetzt in den Stall hinab, ſpannte ſeine beiden Hirſche vor den Wagen, jagte mit ihnen tief, tief in den grünen Buchenwald hinein, und — iſt nie wieder herausgekommen.

Der Gosauer Franz.

Der Gosauer Franz.

Die heiteren Sonnenſtrahlen, welche der frühe Morgen in meine Fenſter ſendet, mahnen mich an das Dörfchen an der ſchäumenden Traun, um deſſen Dächer goldene Lichter ſpielten, und an den heitern Glanz der ſchönen Augen jenes Mädchens, das mit mir auf der Brücke ſtand, um die Hallſtädter Salzſchiffe zu erwarten, welche hier die lebensgefährliche Fahrt über das donnernde Wehr zu beſtehen haben.

Das Dörfchen, von dem ich rede, heißt Lauffen, und das Mädchen mit den ſchönen Augen nannte ſich Reſi. Ihr Bruder war am linken Traunufer aufwärts gegangen, bis zur Krümmung des Fluſſes, von wo er eine lange Strecke der Waſſerbahn überſehen und die nahenden Schiffe ſchon von Weitem wahrnehmen konnte. Während er dort ſpähend auf einem Felsſtücke ſaß, lehnte ſein Vater, ein fetter Bierbrauer, am Brückengeländer und rauchte vergnüglich ſeine Morgenpfeife. Mich feſſelte das tolle Spiel der Wogen; doch plauderte ich unter dem Rauſchen mit meiner Nachbarin, der ich für mein geſtriges Souper und das gut beſorgte Nachtlager vielen Dank

ſchuldig war; ich plauderte ſo bunt und heiter, wie es an einem friſchen Auguſtmorgen und in einer wunderbar ſchönen Gegend einem fröhlichen Dichter nur gelingen mag.

„Der Sommer verfliegt Ihnen lieblich?“ ſagte ich zu ihr.

„Das wollte ich meinen,“ war die Antwort, „fehlt es doch nie an lieben Gäſten. Die Einen bringen Geld, die Anderen frohe Stunden, man ſieht manches hübſche Geſicht und hört manche kluge Rede, nebenbei intereſſirt mich der neue, niegeſehene Putz — kurz die Zeit läuft ſchneller.“

„Sie ſind zufrieden?“

„Mir geht es gut. Ei, mein Bruder winkt — dort kommen die Schiffe!“

Das Erſte bog eben ruhig um einen Felſen. Die Schiffsleute hatten die Hüte abgenommen und beteten; als aber die beſchleunigten Wogen das Fahrzeug heftiger fortriſſen, bedeckten ſie ſich und nahmen die Ruder zur Hand.

Die Traun fällt wenige Schritte oberhalb der Brücke zu Lauffen, gerade unter der ſchwarzen Mauer des Bräuhauſes, über einen gewaltigen Felsblock. Kein Fahrzeug würde unzerſchellt mit dem Schwalle darüber raſen. Menſchliche Kühnheit und Vorſicht haben aber am rechten Ufer einen abſchüſſigen Kanal aus ſtarken Tannenſtämmen ge-

baut, in welchem die einmal hineingelenkten Schiffe gefahrlos, aber pfeilſchnell neben dem Falle hinuntergleiten und ſo wieder in's ruhige Fahrwaſſer gelangen. Die Schiffsleute ſteuern gerade auf einen beſtimmten Punkt los, der nicht unterrichtete Zuſchauer meint, das Schiff ſei ſchon von den Wellen des Falles ergriffen — haben ſie aber den rechten Punkt getroffen, ſo reißt es die Strömung rechts in den ſichern Kanal.

Ich genoß das ergreifende Schauſpiel der glücklichen Durchfahrt dreier Schiffe. Die Weiber mit ihren bunt flatternden Kopftüchern ſaßen, die Hände gefaltet, am Boden, die Männer ſtanden felſenfeſt, von Schaum beſpritzt und ſchlugen das tolle Wellenvolk auf's Haupt. Die Schiffe fuhren ſchon wieder ferne und langſam zwiſchen den tannengrünen Ufern nach Iſchl hinab, als ich meine Sprache wieder gewann, und mit namenloſem, echt wieneriſchem Erſtaunen ausrief: „Das iſt eine Tour, Sapperment!“

Papa Braumeiſter trat hinzu, ſtrich ſich ſelbſtgefällig den Bauch und wiegte das fette Haupt, als wäre er der Urheber jener Siege über das Element.

„Gefährlich iſt's wol,“ ſagte Reſi, „aber die Uebung macht die Leute zu Meiſtern.“

„Die Lektionen und die erſte Probe dürften unangenehm ſein,“ meinte ich.

„Mein Gott,“ war die Antwort, „die Leute fahren

schon von Jugend an; zuerst führen sie das unbedeutendste Ruder, dann ein wichtigeres, endlich das Steuer. Freilich dürfen sie das Letzte nicht zu früh wagen — thun's auch selten. Vor zwei Jahren verunglückte ein Schiff. Es waren vier junge Burschen darauf, die sich vorwitzig wagten. Das Schiff gerieth in den Fall und zerschellte. Drei sprangen auf jene Felsplatte und wurden mühsam gerettet, Einer ertrank.

„Es war der Gosauer Franz," sagte der Brauer.

„Ein tüchtiger Bursche, wie von Eisen," fügte sein Herr Sohn, der wieder zu uns gekommen war, bei, und blies eine tüchtige Tabakswolke von sich.

In diesem Momente war ein allgemeines Rauchen los. Das Thal rauchte von Morgennebel, der Fall von Wasserdünsten, aus dem Schornsteine rauchten Frühstücksfeuer, und meine beiden Nachbarn qualmten Tabak.

„Wie von Eisen," wiederholte der Herr Sohn.

„Und wirklich hübsch," sagte Resi.

„Armer Teufel," murmelten Vater und Sohn und trollten sich von der Brücke in's Haus.

„Wirklich hübsch," begann Resi wieder; „ich wollte, Sie hätten ihn gesehen in unserer Gaststube sitzen. Der graue Lodenrock mit den grünen Aufschlägen stand ihm so gut — die grünen Strümpfe, wirklich hübsch! Stellen Sie sich vor: pechschwarze Haare und große feurige

Augen, Zähne wie Elfenbein, friſche Lippen — Schade um ihn!"

„Ging er Ihnen denn ſo nahe?" fragte ich ruhig.

Da maß mich die kleine Kokette ganz verwundert und ſagte naſerümpfend: „Ich hatte gemeint, mein Herr, daß Sie mich und meine Umſtände zu gut kennen ſollen, um eine ſolche Vermuthung laut werden zu laſſen. Einen Traunſchiffer? Hahaha! — Glauben Sie, ich kenne die Welt nicht weiter, als von dem Brauhaus zu Lauffen bis zur Poſt in Iſchl? Ich habe drei Viertel Jahre kochen gelernt in der biſchöflichen Küche zu Linz, kann überdies ſticken, zeichnen und nahm franzöſiſche Lektionen. Oh! ich bin auch auf Redouten geweſen zu Linz und auf dem Schützenball, verſtehe eine Konſervation zu führen und habe ſogar mehrere Beamte gefeſſelt. Glauben Sie, weil ich ein Kopftuch und eine Schürze trage, ſo weiß ich nicht, was eine Koiffure iſt oder eine Bajadere? Oh! ich habe wol noch Anſprüche auf einen höhergebildeten Mann, dem ich auch nicht mit leeren Händen in's Haus kommen werde, denn meines Vaters Braupfannen und Schornſteine dampfen nicht umſonſt."

„Das hoff' ich eheſtens zu erfahren!" ſchob ich ein, unwillkürlich in meiner Taſche mit den Münzen klingend.

„Sie müſſen mich nicht für ein gewöhnliches Landmädchen halten," eiferte Reſi, „ich lerne von Tag zu Tag Vieles und Elegantes von ausgezeichneten Reiſenden.

Der ſelige Goſauer Franz erfuhr nur darum eben ſo großes Lob von mir, weil ich ihn in ſeinem hübſchen Koſtüme gezeichnet habe. Schade um ihn, meinte ich nur, weil er einem geübteren Künſtler jetzt nicht mehr zugänglich iſt, ſonſt touchirt mich eben nicht ſehr ſein obwol bedauernswürdiges Ende. Iſt's nun gefällig, zu frühſtücken, delikate Sahne, feinen Kaffee?"

„Ich werde ſo frei ſein, mein Fräulein," ſagte ich mit einem tiefen Bückling; „wollten Sie vielleicht auch die Gewogenheit haben, Ihrem unterthänigſten Anbeter huldvollſt die Rechnung zu überreichen?"

„Wie Sie befehlen," ſagte die Kleine ganz verdutzt und lief von der Brücke.

Die Geſchichte von demſelben verunglückten Traunſchiffer ward mir in der nächſten Woche noch einmal erzählt, aber ganz anders, als das erſte Mal.

Das kam ſo. Mit froher Laune und frohen Geſellen trat ich, kaum graute der Tag, aus dem Wirthshauſe am Steg, in dem ich, eingeſchläfert von dem Wellengeräuſche des Hallſtädterſee's, die Nacht über erquicklich geruht hatte, in ein Schiff, das rüſtige Fergen durch die grünen Wogen trieben. Die Nebel hatten ſich noch lange nicht von den Bergſpitzen gehoben, als wir ſchon an der

Mühle, die unter dem Gosauzwange liegt, landeten, und fröhlich wanderten wir am sausenden, tropfensprühenden Mühlrade vorbei und dem lärmenden Bache entgegen in's stille grüne Gosauthal.

Unser Weg führte zu den beiden schönen Seen und ist oft genug beschrieben. Der Tag wurde lichter, die Felskuppen schnitten ihre grandiosen Umrisse in's reine Himmelblau. Äcker und Wiesen lachten herauf, ärmliche Häuser spiegelten in trüben Scheiben die helle Sonne. Die Nadelwälder dufteten, Vogelsang ist so hoch oben selten. Wir kamen auf eine Bergwiese, wo mächtige Felsblöcke aus dem grünen Rasen brachen; gegen die Abgründe waren sie mit Verhauen von dürrem Reisig begrenzt, damit das Vieh nicht hinabstürze. Heerdglocken grüßten uns von ferne, glänzende Kühe lagen im Thau und Sonnenschein, endlich standen auf schwarzer, nasser Dammerde einige Almhütten vor uns.

Wir ließen uns vor der einen auf eine Bank nieder, unser Führer packte Wein und kalte Hühner aus und wir erfrischten uns. Ich war ausgelassen und laut wie immer in reiner Bergluft; die scheue Almerin öffnete ihre Thür und schaute neugierig heraus auf den übermüthigen Touristen. Ich nahm sie grüßend bei der Hand und zog sie in unsern Kreis. Das Mädel war schön, verdarb mir aber die Laune. Ein sehnsüchtiger Schmerz schien an ihren Reizen zu nagen und theilte sich mir unwillkürlich

mit. Um ihre Mundwinkel spielte ein dunkles Zucken, wie der enteilende Schatten eines untergegangenen Glückes.

„Wie Du so herrlich da oben wohnst," sagte ich ausholend; „unbeachtet und frei, und von allen Seiten führen anmuthige Steige vom Thale zu Deiner Thüre. Dein Schatz kommt wol oft herauf?"

„Nimmer!" sagte sie ernst.

„Untreu geworden?"

„Nie!" rief sie feurig.

„Fortgezogen?"

„Was hilft's, wenn Sie's wissen, lieber Herr!"

„Ich weiß schon, er ist unter den Soldaten; sage mir wo? vielleicht komme ich hin und kann ihm einen Gruß von Dir bringen. Ich versichere Dich, ich thue Alles für die Liebe."

„Oh! Franz!" seufzte die Almerin und brach in Thränen aus, als hätte meine Rede sie gerührt.

„Meinst Du den Gosauer Franz?" fragte ich seltsam bewegt.

„Mein Gott," rief sie, „kannten Sie ihn?"

„Ich habe von ihm gehört."

„Wo?"

„In Lauffen."

„Dann wissen Sie Alles! der war mein Schatz."

Ich hätte sie nun gerne getröstet und fand vor Rührung keine Worte.

„Er wählte ein gefährliches Brot;“ sagte ich endlich.

„Ach,“ entgegnete sie, „das Salzführen war eigentlich gar nicht seine Beschäftigung. Er war Holzknecht und führte die Fremden zum Karls-Eisfeld oder sonst in's Gebirge. Oft, wenn es keinen andern Verdienst gab, half er für geringen Lohn auf den Schiffen. Plötzlich kam ihm in den Sinn, mit drei Kameraden ein ganzes Salzschiff allein zu übernehmen, er lenkte das Hauptruder. Er wollte es öfter thun, sagte er mir am Abende, an dem er nach Hallstadt ging, um von dem reichlichen Verdienste uns ein fröhliches Hochzeitsmahl und manches Nützliche in's Haus herzustellen, denn ich war seine Braut. Als er ging, hatte ich nicht einmal eine Ahnung, daß er nicht wieder kommen könnte — und am andern Tage ertrank er unter der Brücke zu Lauffen. — Das ist Alles mir zu Liebe geschehen!“

Ich weiß nicht zu sagen, wie ich wieder in's Thal hinunterkam. Als ich am Hallstädter See wieder in's Schiff stieg, erschrak ich vor meinen trüben Mienen, die in den dunkeln Wellen sich spiegelten. Immer verfolgte mich das bleiche Gesicht und der trostlose Schmerz von der Alm.

Meine Freunde speisten im Stegwirthshause Forellen, plauderten und lachten dazwischen — ich saß noch immer im Kahne und ließ mich von Wind und Woge wiegen, und dachte an des Mädchens furchtbare Lage. Im Sommer

oben auf der einsamen Höhe, preisgegeben jeder blutigen Erinnerung; der Pfad, den er gegangen, läuft noch immer vom Thale herauf in den Wald — er aber kommt nimmer wieder. Im Winter schmachtet sie verschneit in drückender Leibes- und Liebesarmuth.

Auf der Heimfahrt rauschte mir die Traun immer und immer die trübe Geschichte in die Ohren, und die zerrissenen Abendnebel rangen sich aus dem stillen Walde, wie aufgegebene Hoffnungen aus einem trostlosen Herzen.

Herbsttage im Mühlviertel.

In den Tagen, in denen heimkehrende Badegäste alle Eisenbahnzüge, Postkutschen und Dampfschiffe füllen, reife Äpfel durch die Äste poltern und welke Blätter nachrieseln, in denen auf Sturzäckern das Mariengarn von Scholle zu Scholle sein glänzendes Netz strickt, Rothkehlchen und Feldlerchen fortziehen und zur Nachtzeit über den Auen das fremde Geschrei hochsegelnder Nordvögel erschallt, wiegte mich ein schneller Wagen aus meinem Aktenstaube in die unbekannten Marken eines vielbeschrieenen Landes.

Wer auch nur kurze Zeit in Oberösterreich verweilt, wird über den Grad der Achtung nicht lange im Zweifel bleiben, welchen jedes der vier Landesviertel (die Amtssprache nannte sie später Kreise) in der öffentlichen Meinung genießt. Vor Allem wird er das Traunviertel preisen hören, welches vom rechten Donauufer aufsteigend, den wohlbestelltesten Korn- und Weizenboden aufrollt, dessen Ährenwogen an den Prachtbau reicher Klöster branden, im Hintergrunde aber eine Wunderwelt aus Wald und Fels aufthürmt, ein Luftgebiet der Gemse, ein Eldorado

des Hirsches, der ungestört im grünen See sein Prachtgeweih spiegelt, während vom anderen Ufer Kloster, Schloß und Stadt in die einsame Bergschlucht hineinleuchten. Hier verzweigen sich in tausendfachen Reizen wasserreiche Thäler, das Brausen der Stromschnellen und der Wasserfälle überbietet den Schlag des Eisenhammers, Zerrennfeuer gähnen wie feurige Rachen in der Wildniß, während blaue Flämmchen wie neckende Kobolde aus der Oberfläche des Kohlenmeilers züngeln. Im nächsten Thale sieden gute Leute um schlechten Lohn das Salz für die Krone; streift ein Luftzug den Dampf von ihren Pfannen, so können sie auf dem Platze des weltberühmten Badeortes die königlich bairischen, die königlich preußischen Equipagen, wol auch die vaterländisch angebornen grüngoldenen Hofkutschen rollen sehen, ohne daß ihnen die edle Buchhaltung deshalb einen Kreuzer vom Taglohne abbricht. Erfährt man zu Allem diesem noch, daß im Traunviertel das gewerbreiche Steyr, die Stätte der norischen Waffenschmiede, die alte Hauptstadt Steyermarks und Oberösterreichs und das stillheitere Enns, die alte Trutzburg gegen Hunnen und Avaren, beide einst Stapelplätze des venetianischen Welthandels, als beredte Denkmale ruhmvoller Zeiten, Thurm und Giebel in die Lüfte halten, so wird Niemand sich darüber wundern, daß dieses Viertel vor den anderen genannt wird.

Das Hausruck- und das Innviertel halten sich

gegenseitig das Gleichgewicht. Überall Reichthum an Korn und Obst, guten Wasserstraßen, vortheilhaften Märkten, an Schlössern, Klöstern und geschlossenen Orten mannigfacher Schmuck der lieblichen Gegend; Stellen, reich an geschichtlichen Erinnerungen: zwei hübsche bescheidene Geschwister mit einem Worte, und Jedes von ihnen besitzt ein Kleinod, das heutzutage in hohem Werthe steht: ich meine im Hausruckviertel die Steinkohle, die dort in reichen Lagern vorkommt, die schwarze Hoffnung und der rußige Heiland unserer Tage; im Innviertel aber das kostbare Märzenbier, das Alpha und Omega der modernen Jugend, das seine Fluth so gewaltig auf die Schaufeln des Zeitenrades ergießt. Das Hausruckviertel macht noch obendrein in neuester Zeit einen konsequenten Fortschritt und baut am linken Traunufer eine Reihe sumtuoser Spinn- und anderer Fabriken. Bier, Steinkohlen und Maschinen, und — von Zeit zu Zeit noch ein Glas Bier!!

Das Mühlviertel begreift den ganzen Theil Oberösterreichs in sich, der an dem linken Donauufer zwischen Böhmen, Baiern und Unterösterreich liegt, es wird vom Volke, wie vordem auch vom Staate, in das obere und untere Mühlviertel geschieden. Das untere Mühlviertel*), dessen Breite die Donau in ihrem Laufe

*) Früher auch Machlandviertel.

von Linz bis etwa eine Stunde unter ihrem „Strudel" und „Wirbel" durchmißt, ist an den Donauufern reizend und keine seiner Gegenden genießt eines absonderlich schlechten Rufes. Über das obere Mühlviertel, dessen südliche Grenze die Donau von Linz aufwärts bis Engelhardszell (vier Stunden unterhalb Passau) bildet, vernahm ich nie ein freundliches Wort. Versetzung in dieses Land macht den fröhlichsten Beamten ernsthaft. Er starrt das Abberufungsdekret an, als wäre es das Thor mit der berühmten Aufschrift: „Per me si va tra la perduta gente!"

Nichts ist natürlicher, als daß der Trieb in mir erwachte, dieses vielbeschrieene Ländchen aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Die Einladung eines vieljährigen Freundes gab mir endlich den Anlaß zu der erwünschten Reise und an einem schönen Oktobermorgen fiel einem Linzer Fiaker das Loos, mich nach Lembach, dem nächsten Ziele meiner Reise, zu befördern.

Bevor ich die Beobachtung einer flüchtigen Reise von wenigen Tagen hier mittheile, muß ich es mir angelegen sein lassen, die Erwartungen meiner Leser auf einen mäßigen Höhepunkt herabzudrücken.

Die nachfolgenden Blätter wollen nicht die Frage entscheiden, ob das Mühlviertel die unschöne Nachrede verdiene oder nicht. Ich hätte es hier mit einer Volksstimme zu thun, deren Gründe wol in den Tiefen liegen,

welche das Auge aus meinem schnellen Wagen nicht ermessen konnte. Ich gebe hier die Eindrücke dieser Reise, wie sie ohne Vorurtheil empfangen und mit unbefangener Hand gezeichnet wurden. So gut wie den meisten Touristen meines Zeitalters ist es mir nicht geworden, daß interessante Novellen stundenlang wie Bettelbuben neben meinem Wagen herliefen und mit aufgehobenen Händen baten, um Gottes willen aufgeschrieben zu werden. Auch fand ich nicht in jeder Schenke ein Stück Roman, oder auf jedem Kirchhofe einen alten Küster mit der Biographie eines unglücklichen jung verstorbenen Mädchens. Ob solche Schriftsteller mehr Glück und Beobachtungsgabe als ich haben, oder ob ich weniger von der Wahrheit abweichen will als sie, mag dahin gestellt bleiben.

Die Fahrt am linken Donauufer von Linz bis Ottensheim war wie ein grüner Traum. Lange Reihen und dichte Haine von Obstbäumen, die eben reich mit Früchten prangten, drücken die Straße immer näher an die Donau; kleine Häuschen stehen friedlich in ihren Gemüsegärten und schützen ihre alten Wände vor der Kühle des Morgens mit dichten Bohnen- und Windling-Ranken, hier und da mit einer halbwelken Weinrebe. Am jenseitigen Ufer reihen sich die letzten Häuser der Linzer Vorstadt Kalvarienwand. Dabei die kleine Ortschaft Mar-

garethen, darüber ein altes Kirchlein auf einem Felsen.

Große Flösse rannen auf der Donau, die hier still hinabfluthet und von den nahen Waldhöhen eine sanfte Färbung erhält. Kinder spielten in den Kähnen, die am Weidengebüsche des Ufers festgebunden waren. Größere Knaben machten die Kette los und ruderten unerschrocken und geschickt in den Strom hinaus, kleinere begnügten sich am Schaukeln des Kahnes, oder zogen sich höchstens an den Weidenästen stromaufwärts. Nicht anders als unangenehm überraschten mich in dieser friedlichen Landschaft die Festungswerke, die hier die Donau sperren sollen. An jedem Ufer ein gewaltiger Thurm, mit Geschützen gespickt, von dem eine massive Mauer über den waldigen Bergrücken hinausläuft. Diese Thürme und Mauern gehören einem System von Festungsbauten an, mit denen man die oberösterreichische Landeshauptstadt Linz in einen formidablen Paß und ein befestigtes Lager ersten Ranges zu verwandeln gedachte. Der damalige oberste Artillerie-Direktor Erzherzog Maximilian von Este war in den Zwanziger-Jahren dieses Jahrhunderts der Erfinder und Vollzieher dieses — seinerzeit als höchst genial gepriesenen — Gedankens. Allgemein wurde damals die Sage verbreitet, der Erzherzog habe die Kosten dieser Fortifikationen aus seinem kolossalen Vermögen bestritten und die aufgewendeten Summen als patriotisches Opfer

auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt. Obwol Österreich damals kein konstitutioneller Staat war (jetzt sind im Sturme des Fortschrittes gar zwei konstitutionelle Reiche daraus geworden und wer kann wissen, was Alles noch daraus werden wird), besaß das Volk doch schon eine große Empfindlichkeit gegen hohe Militärauslagen und man war — damals — von Obenher bedacht, jedem tieferen Griff in den Säckel der Steuerträger ein Mäntelchen umzuhängen, wenn dieses auch nur ein paar Jährchen vorhielt. Für die Anwendung eines solchen Mäntelchens bestand aber in diesem Fall noch ein ganz besonderer Grund. Der genannte Erzherzog war nämlich ein intimer Freund der Jesuiten und hatte an dem Befestigungsthurme Nr. 1 ein sumtuoses Jesuitenkollegium sammt schöner Kirche und Schule angebaut, eine Ausgabe, die, wenn bekannt gewesen wäre, daß sie aus Staatsmitteln erfolgte, auch damals schon böses Blut gemacht hätte. Wer aber konnte etwas dawider haben, wenn der Erzherzog in majorem dei gloriam aus eigenen Mitteln sich diesen Luxus erlaubte? Später hieß es dann, der Prinz habe die Baugelder nur vorgeschossen — man wird sie ihm wol nicht lange schuldig geblieben sein!

Das Schicksal dieser Bauten war aber das übliche österreichischer Festungen. Als der Feind später in's Land brach, wählte er sich mit gutem Erfolge einen der vielen Wege, die man unbefestigt gelassen hatte. Die Linzer

Wälle und Thürme verfielen ohne Kampf und ohne Nutzen, zuletzt wurden sie, insofern sich Käufer dafür finden ließen, um den Materialwerth an Private veräußert. Nur der Thurm Nr. 1, das Jesuitenkollegium, steht heute noch in frischer unverfallener Pracht. Was haben jetzt die Steuerträger für die vielen Millionen, die sie für diese Fortifikationen zahlen mußten? Zerworfene Steinhaufen, unter denen der Maulwurf wühlt, wo Blindschleiche und Natter sich sonnen und ihre Eier legen und — ein oft angegriffenes, doch immer uneinnehmbar befundenes Schloß für Jesuiten. Oder lag das vielleicht schon im ursprünglichen Plane?! Hat es mir doch während meiner politischen Kämpfe und bis in die jüngsten Tage herab nicht selten geschienen, als glaube man in gewissen Regionen, Österreich durch nichts besser befestigen zu können, als durch Jesuiten.

Die Sonne schien warm und vergoldete die Wände des Schlößchens Buchenau, eines kleinen aber uralten Sitzes, der schon in der Zeit der Hohenstaufen in Urkunden erwähnt wird. Die Kirche, welche mit ihren Nebengebäuden von einer niedrigen Mauer umschlossen, in Saatfeldern und Wiesen nahe am Strome liegt, erinnerte mich durch ihre Bauart an die neugeborenen Klösterlein, wie man sie auf gleichzeitigen Bildern, auf die Hand erlauchter Stifter und Stifterinnen gestellt, in alten Kreuzgängen abgebildet findet.

Die alte Abtei Wilhering schaut stolz vom rechten Ufer herüber; als die Grabstätte vieler edler Geschlechter des Mühlviertels werde ich sie noch oft zu erwähnen haben. Gestiftet wurde dieser Konvent im Jahre 1146 von zwei Brüdern, den Ulrich und Colon Kyernberg, die auch Freiherren zu Waxenberg waren; in einer Wildniß an der kleinen Rottel standen zu Anfang dieses Jahrhunderts noch die Rudera ihres Stammschlosses Altwaxenberg. Schloß Wilhering war ihr Lieblingssitz wegen der wildreichen Forste, die es umgaben. Die Ufer der Donau wimmelten von allen Arten Wasservögeln, die da seit Jahrhunderten nisteten, und wo heutzutage der Markt Ottensheim steht, hielten Biber ihre ungestörten Fischmahlzeiten und bauten ihre unterirdischen Paläste. Der Kyernberg (Gehörnberg) hinter der Abtei soll seinen Namen den vielen Hirschen verdanken, welche ihn einst belebten. Es kam keine Kunde davon in unsere Tage, und nur der Himmel mag die geheime Ursache kennen, welche die edlen Grafen vermochte, ihr lustiges Schloß in ein stilles Münster zu verwandeln, Land und Leute sowie die schöne Jagd den frommen Mönchen zu überlassen und mit stummem Horne aus dem Reviere zu reiten. Zum ewigen Angedenken an das frohe Waidwerk, das sie hier getrieben, setzten sie ein silbernes Hirschgeweih in rothem Felde in das Klosterwappen.

Ottensheim, dessen ich zuvor erwähnte, erblickt man

zugleich mit Wilhering. Das Schloß liegt auf einer bedeutenden Anhöhe über der Donau. Während ich noch in einem engen Waldthale fuhr, blickte ich schon überraſcht in eine von Herbſtnebel bedeckte Fläche hinaus, in welcher die breite Donau, durch Auen und Sandbänke in zahlreiche Arme getheilt, blinkend herabwogte. Dies ſind jene Fluthen, auf denen der Burgunder König Günther mit ſeinen Brüdern und dem falſchen Hagen, dem Narren des Lehens, an König Etzel's Hof hinabſchiffte, um dort mit Schuldigen und Unſchuldigen des feigen Mordes Strafe zu erdulden.

Schloß Ottensheim iſt durchweg nicht alterthümlich, es iſt ganz unſchön gebaut; ein ſowol durch ſeine Form, als durch ſein Verhältniß zum Hauptgebäude höchſt geſchmackloſer Thurm beleidigt das Auge. Der Markt iſt groß, hat mehrere Gaſſen und wohlhäbig ausſehende Häuſer, er ſoll von Holzhandel und Schiffahrt eine gute Nahrung haben. Ich fand ihn todtenſtille. Oder war es eine boshafte Laune des Zufalls, daß die Hausthüren alle geſchloſſen waren, kein Fenſter ſich öffnete als ich vorbei fuhr, keine neugierige Stirne ſich an die Scheiben drückte? Der Feind kann in einen verlaſſenen Ort nicht ruhiger einziehen, kein Hund und keine Katze ſchienen zurückgeblieben zu ſein, und nur Tauben und Sperlinge pickten vor den zahlreichen Gaſthäuſern Hafer aus den vertrockneten Geleiſen längſt dahin gerollter Wagen, und

über ihnen schaukelten sich an vergoldeten Tragstangen rothe Rössel, goldene Löwen, grüne Greife und anderes Fabelvieh, als wollten sie die langweiligen Tage in kindischem Spiele verdehnen.

Ich ließ meinem Kutscher freie Wahl, vor welcher Schenke er sich und seine Pferde erfrischen wollte; er hielt vor einem kleinen Hause, das der Pfarrkirche gegenüber lag. Ich stieg aus dem Wagen, ein Hausknecht kam endlich die Pferde zu bedienen, ohne sich um mich zu bekümmern. Ich betrachtete mir die Kirche, die zwischen vergilbten Akazien verlassen dastand, wie auf einem alten Kupferstiche, dem die Staffage fehlt. Ich ließ meine Augen über den Platz hinabstreifen — auch nicht ein Huhn schritt durch das Gras, das zwischen den Steinen emporwucherte. Ich hörte das Plätschern der Donau, die weit unten an das Ufer schlägt. Der Markt schien Leben und Habe furchtsam zu verleugnen, wie in den schwer verwundenen Tagen des Jahres 1476, da Christoph und Heinrich von Lichtenstein, Anhänger des bösen Ungarnkönigs Matthias, im Schlosse Ottensheim saßen, und sengend und brennend die letzten Früchte eines fluchwürdigen Bruderzwistes von den unseligen Gefilden des Vaterlandes ernteten.

Ich suchte die allgemeine Gaststube auf, denn dort konnte ich mit Recht erwarten, Leute zu treffen. Eine niedrige Thüre ließ mich in ein schmutziges Zimmer blicken,

das Tabakdampf und Fuselgeruch erfüllten. Auf einer Bank neben der Thür saß ein Fleischerknecht, der den Kopf auf den Tisch gelegt hatte und schlief; ein großer weißer, schwarzgefleckter Bullenbeißer mit einem Halsbande aus alten, zusammengedrehten Wagensträngen beschnupperte die Blutspuren an den Kleidern und an dem niederhängenden Wetzstahle seines Herrn. Ein alter Mann mit einem Leierkasten brockte sich Brot in eine Schüssel, und ganz vorne am Fensterwinkel unter dem Kruzifix und einigen auf Glas gemalten fratzenhaften Heiligenbildern, hinter denen geweihte Weidenzweige steckten, lauerte hinter seinem Schnapsglase ein blonder, bärtiger Strolch, dem ich im Zwielichte „auf freier Weite" nicht begegnen möchte. Ich zog die Thüre wieder zu, ohne eingetreten zu sein, und bemerkte zu meiner Freude, daß meine Pferde ihr Heu schon aufgefressen hatten und eben vom Hausknechte getränkt wurden. Ich warf mich in meinen Wagen, bald rollte ich wieder auf der guten Straße und wünschte dem Markte Ottensheim wohl zu schlafen und gelegentlich eine fröhliche Auferstehung.

Von einem Markte, der so viel schläft, darf es Niemand wundern, daß er auch seine Träume hat, und so träumt denn das gute Ottensheim, seinen Namen dem Umstande zu verdanken, daß in einem Hause auf dem Platze ein Prinz, ein nachmaliger Kaiser Otto, geboren worden sein soll. Auf diesem Hause fand man ein Kind mit

einer Wiege, unter einen Baldachin gemalt, mit der Inschrift:

Im eintausend, zweihundert und achten Jahr,
Als Ottensheim noch nicht genennet war,
Ist Kaiser Otto auserkohren
Allhier in diesem Hause geboren.

Kaiser Otto IV. wurde aber schon im Jahre 1209 vom Papst Innocenz III. zu Rom gekrönt, nachdem sein Gegenkaiser, Philipp von Schwaben, der Rache Otto's von Wittelsbach gefallen war. Dieser Kaiser Otto IV. kann umsoweniger im Jahre 1208 geboren worden sein, da er zu derselben Zeit Beatrice von Schwaben, die Tochter seines Feindes, heirathete. Da obendrein nach Otto IV. kein Kaiser mit Namen Otto regierte, so brüstet sich Ottensheim ganz grundlos mit jenem Gemälde, und es wäre dem Ruhme des Marktes ersprießlicher gewesen, es hätte mich statt der ganz überflüssigen Kunde von einem erlogenen Kaiser aus einem seiner Häuser ein hübsches Kind begrüßt.

Ottensheim mag aber nun ruhig schlafen bis die Posaune es weckt, mein Herz ist in den stillen Frieden einer Landschaft versunken, wie sie die besten Niederländer zu ihren klassischen Kühen zu malen pflegten. Die Straße schmiegt sich leise an einer holzbewachsenen Anhöhe hin, als wolle sie das lautlose Pflanzenleben der fetten Thalwiese nicht stören, welche bis an das Ufer der Rottel grünt. Auch braune und scheckige Kühe fehlen nicht, die

zerſtreut weiden und mit den Glocken an ihrem Halſe angenehm läuten, wenn ſie die ſaftigen Kräuter vom Bachesrande abraufen.

Ein Bach blieb lange mein Begleiter und ging plaudernd neben mir. Plötzlich aber rief ihn ſeine Beſtimmung in ein Haſelgebüſch, aus dem er nicht wieder zu mir kam. Ganz oben im Thale ſah ich ihn noch einmal bei einem hölzernen Gebäude, vor dem auf grüner Wieſe Leinwandſtücke an der Sonne bleichten. Bald darauf bog mein Weg in ein Birkenwäldchen, und ſeitdem habe ich ihn nicht wieder geſehen. Unſere Freundſchaft war kurz, aber herzlich. Er hat mich nie hintergangen, an jeden ſeiner Schritte erinnere ich mich mit Vergnügen, und auch ihm ſchien mein Scheiden nahe zu gehen. Mit feuchtem Blicke ſchaute er mir nach, bis mir die welkenden Birkenzweige ſeinen Anblick — vielleicht auf immer — entzogen.

Als ich ſo aus einem fetten Weideſtrich in einen dichten Laubwald gekommen war, der an ſeinen rauſchenden Zweigen neben rothen und gelben Blättern noch genug grüne Erinnerungen an die Pracht des laubigen Junimonds trug, ſchüttelte ich den Kopf über den ſtiefmütterlichen Ruf, den dieſes Viertel im übrigen Lande genießt, und als ich gar aus den Bäumen über einen kleinen Wieſenrand an die luſtige Rottel kam, und von der Brücke nach den Windungen des Flüßchens hinauf eine

von mäßigen Bergen beschränkte Thalschlucht bemerkte, von den verschiedenartigsten Gruppen Laub- und Nadelholzes erfüllt, und von den malerischen Ruinen Rottenecks überragt, zweifelte ich — und zwar nicht das erste Mal — an der „Stimme des Volkes".

Es kam immer schöner; der Wald verwandelte sich allgemach in Obstgärten, in der vollsten Pracht ihrer gelb und rothen Früchte, es zogen sich Hecken und Zäune, dann solide Mauern zwischen den alten Stämmen durch; rein gehaltene Wege wanden sich im Grase — kleine Weiher — ein lustiger Brunnen mit einem ausgehöhlten Buchenstamm als Trog — ein Hahn mit seinen Hennen, der sich eben auf einem weiteren Ausfluge befand, kam mir entgegen — ein braunes Dach und ein Schornstein mit seiner blauen Rauchsäule tauchte über den Wipfeln eines Gartens empor — eine Wendung der Straße brachte mich zwischen eine Gruppe freundlicher Häuser — ein Wirthshaus mit grünen Jalousien und einem goldenen Hirsche, von blechernem Weinlaub umgeben über der Thüre — das Fleischerhaus mit rothangestrichenen Fensterladen und einem fetten semmelfarbigen Bullenbeißer auf der Hausbank, über welchen aus einem engvergitterten Querfenster die Lenden und die Rückenstücke eines fetten Landochsens lockend heraussahen — vor dem dritten Hause trieben Böttcher mit taktgerechten Schlägen den Reif an eine Tonne und über die Bewohner des vierten,

fünften und sechsten ließen die Scheere, der Stiefel und der goldene Schlüssel, die sie an der Stirne trugen, keinen Zweifel übrig. Endlich mischten sich wieder Rüstern und Eschen unter die Apfelbäume, Hecken und Zäune nahmen ein Ende, der Wald empfing und entließ mich nur wieder, um mich einem steilen Berge zu übergeben, auf dem sich die Straße zwischen gesprengten Felsenwänden und einer tiefen Schlucht nur allzu steil hinaufwand. Meine Pferde zogen, um nach der Landesart zu sprechen, „wie Schrauben," und ich schaute aus dem ächzenden Wagen befremdet in die Physiognomie der Gegend. Ich sah wol nicht mehr als die enge Schlucht unten, und die Felsen über mir, aber trotz jähen Absturzes und steiler Höhe fehlte aller Gebirgscharakter. Wo sind die hohen Tannen, in deren Nadeln der Wind schrillt und klagt? wo das feuchte Moos und die Farren zwischen den Stämmen, die von Flechten und Schwämmen bedeckt sind? wo das klare hastige Wasser und der Straße staubloser, steinerner Boden? Nichts von Alledem. Die Räder liefen bis über die Felgen im Sande, der Fels war verbröckelter Thonschiefer, der kein Pflänzchen trug, in der Schlucht — oder sagen wir besser im Graben — kränkelte niedriges Laubgebüsch und einige halb verdurstete Birken, denn der trockene Boden nährte kümmerlich das fahle Gras, das staubige Schafe mißvergnügt verschmähten, und hier und da zeigten die Gruben, die zur Schottergewinnung aufgeschlagen waren, dem

Reisenden, wie erbärmlich dünn der Humus auf den Steinen lag. Ich versparte mir aber den besten Schreck auf die Höhe des Berges, wo ich mit Recht eine weite Aussicht hoffen durfte.

Unterdessen begegnete mir ein Stellwagen, bergabfahrend. Seine Passagiere genossen der Bequemlichkeit neben dem Wagen im Staube herzulaufen. Die Bauart dieser Wagen ist für diese Art der Benutzung am geeignetsten, und man fährt jederzeit darin am besten, wenn man lieber zu Fuße geht.

Aber, theurer Leser, Du weißt vielleicht gar nicht, was ein Stellwagen hier zu Lande ist. Belehre Dich gefälligst aus der nachfolgenden Monographie dieses Ungethümes.

Der Stellwagen hat vier Räder, auf deren Achsen eine lange Flechte aus Weidenruthen liegt, die sich über die hintere Achse hinaus noch verlängert, um Koffer, Kisten und Heu für die Pferde aufzunehmen. In dieser Flechte hängen nun fünf bis sechs Sitze, meistens Breter, mit eisernen, schlechtgepolsterten Lehnen; sie sind mit ledernen Polstern bedeckt, die ohne Haft darauf geworfen sind. Vier oder sechs Stangen halten ein Dach aus Wachsleinwand oder Segeltuch über diese Arche der Unbequemlichkeit, und schadhafte Lappen flattern daran herab und können bei Wind und Schnee, oder bei Regen als Seitenwände vorgebunden werden, gewähren aber in der Be-

schaffenheit, in der sie gewöhnlich sind, mehr Unbequemlichkeit als Nutzen. So ist das Äußere des Thieres. Wo hat es seinen Aufenthalt, sein Nest oder sein Lager? Es bewohnt in den äußersten Vorstädten der Landstädte, oder in den letzten Gassen größerer offener Orte die Thorwege unscheinbarer Häuser, steht gern mit beiden Rädern einer Seite in der Jauche, die von dem Düngerhaufen des Hofes abfließt, welcher von nutzbarem Hausgeflügel reich belebt, wol auch von gedeihenden Schweinen durchwühlt ist. Dort steht der gute Stellwagen, vor Wind und Wetter wenig geschützt, in den einsamen Stunden der kalten Nacht, denn vor Tagesanbruch bis zur Wiederkehr des „holden Abendsternes" ist sein Leben ein rastloses Wandern. Dort steht er und der Wind saust durch seine Stangen, keine milde Hand fegt den Staub des dürren Weges von seinen Schultern, oder löst den lastenden Straßenkoth von seinen Felgen; gedankenlos setzt sich der Hahn mit seinen Hennen auf die Lehnen, macht sich's bequem und beachtet nicht, daß Menschen nach ihm kommen werden und auf den Kissen unten sitzen müssen. Endlich schlägt Aurora ihre Augenlider auf, ihre rothgeschlafenen Wangen leuchten über das braune Strohdach der Scheuer herein. „Henning der Hahn", mit seinem Geschlecht verläßt daß angemaßte Schlafhaus und trompetet den Fuhrmann aus dem Schlafe. In rothgestreifter Schlafmütze tappt dieser gähnend nach der Stallthür, wo

sich die Pferde prustend von der Streu erheben, er schwingt ihnen den Hafer und pfeift dazu, dann schleicht er eine Stunde lang im Gehöfte herum, greift bald nach diesem bald nach jenem, womit er nichts zu schaffen hat — endlich kommen die ersten Passagiere. Sie betrachten kopfschüttelnd den Zustand ihres Reisewagens, welcher in der kalten Morgenluft wie ein magerer Bettler unter Schmutz und Lumpen zu zittern scheint, und erwarten den Mann, welcher mit Bürste und Besen vorkehren wird, was die Menschlichkeit erfordert. Sie warten lange; es kommen neue Passagiere, die warten mit ihnen, bis die letzten der Zahl der fruchtlos Wartenden vermehren; nach diesen kommt der allerletzte, ein Mann, der in Geschäften wöchentlich ein paar Mal in diesen Wagen reist, setzt sich auf den Sitz, wie er ihn findet, zieht die große silberne Uhr aus der Tasche, und, nachdem er die Umstehenden gegrüßt hat, ruft er dem Knecht zu: die Zeit der Abfahrt sei da.

Jetzt werden Kisten nnd Koffer, Bündel und Ballen auf den Wagen geschnallt, die Achsen werden geschmiert, unter die Sitze werden zwanzig Päcke und Säcke gesteckt, endlich werden drei elende Pferde vorgespannt, über den Sitz des Kutschers werden weiche reinliche Pferdedecken gebreitet, und die Reisenden werden eingeladen ihre Plätze einzunehmen, so unsauber sie auch sein mögen. Jeder thut nun mit einer Hand voll Stroh oder seinem Tuche

das Möglichste, und alle steigen in Gottes Namen ein. Kaum haften sie auf ihren unbequemen Sitzen, und haben die Füße, die sich kreuzen müssen, erträglich rangirt, so werden ihnen noch einige Frachtstücke schonungslos auf die Hühneraugen geworfen, und unter allgemeinem Gemurre der Gequälten und der Versicherung des Fuhrmanns: es werde sich schon Alles in die Ordnung „beuteln", poltert der Marterkarren aus dem Thorwege und gewinnt „der Straße lichten Zug". Die Pferde versuchen einen erbärmlichen Hundetrapp, der aber bei 0,001 Steigung der Straße so zuverläßlich in einem jähen Schritt übergeht, daß man glauben sollte, jeder der Gäule habe das feinste Nivellir-Instrument im Leibe.

Während man so durch Hitze und Kälte, durch Staub, Regen oder Schnee, gleich wehrlos dahingeschleppt wird, beutelt sich wirklich alles recht gut zusammen. Kleine Fäßchen rollen aus ihren Verstecken unter die Füsse der Reisenden hervor und beginnen ihre unwillkommenen Tänze, scharfkantige Kistchen rücken aus dem Hinterhalte unaufhaltsam näher, Hüte und Hauben, welche die Weiber an der Wagendecke aufhingen, treffen in ihren Pendelschwingungen Gesicht und Nacken, das Haupt des schlafenden Nachbars fällt dir auf die Brust, die Schachtel von seinem Schooße siedelt auf Deinen über, unterdessen rutscht Dir der lose Polster unter dem Leibe weg, der

Handelsjude hinter Dir schält sich eine Knoblauchwurst und öffnet den Pfropf seiner Branntweinflasche, und um Deine Geruchsnerven zur Verzweiflung zu bringen, zündet sich der Hausirer eine Pfeife k. k. Galgenknasters an. Das herrenlose Dienstmädchen Dir gegenüber, beginnt Dich zum Vertrauten ihres letzten Dienstverhältnisses zu machen, während zwei fette, zahnlose Weiber aus einem abgelegenen Dorfe, die mit Hühnern, Enten und Gänsen nach der Hauptstadt handeln, mit greller Stimme die Skandale ihrer Heimath ebenso widerlich als weitläufig verhandeln. In den kleinen Pausen des Gespräches vernimmst Du den Fuhrmann, der das schlaffe Leitseil zuckt, und durch einen schläfrigen Gebrauch seiner Peitsche und mit einem unangenehmen Kehlton: hüh, hüh! den Anschein für sich gewinnen will, als sei es im Ernst, die Pferde anzutreiben. Da kracht es unter Dir und die morsche Achse ist entzwei. Es bleibt Dir nichts übrig als Mantel und alles Gepäck, das leicht verloren oder gestohlen werden könnte, auf Deine Schultern zu laden und in den nächsten Ort zu wandern, wo Du in einer schlechten Schenke warten kannst, bis der Wagen ausgebessert und wieder in dem Stande ist, Dich zu neuen Leiden aufzunehmen.

Dieses und Ähnliches aus vergangenen Tagen fiel mir bei, als ich die armen Leute, die bezahlt hatten um gefahren zu werden, den Berg hinabstolpern sah. Man

kann es Niemand verwehren, wenn er sich kasteien will, und ich weiß von Königen, die ihre Trüffelpasteten und Primadonnen verließen, und im Walde Gras und Wurzeln fraßen und dazu brüllten wie das liebe Vieh: aber unbeschadet allen singulären Neigungen und Bußbedürfnissen warne ich jeden gebildeten Menschen, sich in meinem Vaterlande eines Stellwagens zu bedienen, denn er verdirbt jedenfalls mehr an Kleidern und Humor, als die Kosten der Extrapost betragen.

In diesen unbequemen Erinnerungen und in der gemeinen Alltäglichkeit meiner Umgebung tröstete mich die Hoffnung auf eine entscheidende Aussicht, welche ich auf dem Gipfel des Berges, den ich hinauf fuhr, mit Sicherheit erwartete. Sollten die idyllischen Wiesenthäler und Laubhaine ein Ende haben und auf wie lange? Sollte die Stimme des Volkes wahr sprechen und sollte ich gekommen sein, um zu sehen und zu erschrecken?

Oben war ich.

Mein Blick flog gerade über ein trockenes Feld und blieb an einem kleinen spitzen, uralten Ziegeldache haften, das hundert Schritte vor mir wie aus der Erde aufzutauchen schien. Als ich höher hinaufkam, genoß ich den vollständigen Anblick des unter mir liegenden uralten Schlosses Eschelberg, welches durch Lage, Bauart und geschichtliche Erinnerungen das Recht hat, jedes männliche Herz aus den weichlichen und heuchlerischen

Bestrebungen unserer Tage in die Zeit zu entreißen, wo offene Kraft und Redlichkeit mehr als Alles galten.

Eschelberg steht auf einem hohen Felsen, der von zwei Seiten frei steht und von dem großen und dem kleinen Eschelbache umflossen ist. Zwei Schluchten sind das Rinnsal dieser Gewässer, an den steilen Abstürzen so reich mit Nadelholz bewachsen, daß das Auge die Tiefe derselben nicht ergründen kann. Bis zum Rande der einen Schlucht dehnt der Boden seine wellenförmig geschlungenen mageren Haferfelder. Jenseit der andern Schlucht steigt ein ausgebreiteter, aber keineswegs großartiger Laubwald auf, aus dem die weiße Pfarrkirche St. Gotthard wie ein verflogener Schwan herabschaut. Nordwestlich überblickt man durch die Schlucht einen großen Theil des Obermühlviertels, ein Hügelland, über das sich ein unangenehm-trockener grauer Farbenton verbreitet, hier und da klebt ein Schloß auf einer Anhöhe oder die längliche Häuserreihe eines Marktes; kleine Wäldchen stehen kümmerlich vereinsamt zwischen den Haferfeldern, der Böhmerwald schließt die Aussicht und bietet mit den politischen Nebengedanken, die er aufweckt, der Phantasie, die nicht, wie das Auge, am Rande des Horizontes Halt macht, wenig erfreulichen Belebungsstoff. Ich kam nicht hierher, die Waldespracht des Traungaues und den belebenden Drang seiner grünen Ströme wiederzufinden, aber grünes Weideland hätte

mich erquickt und das Silberband eines mäßigen Flusses mit Mühlenrädern, Schiffchen und Brücken, bald durch Matten und buschige Ufer gewunden, bald in saftgrünen Hainen verborgen, zu dem Gesange der Auvögel rauschend.

In der südlichen Fernsicht hingegen hebt sich die gleißende Pracht des weitverzweigten Isters leuchtend empor, auf dem „die Herren alle zu den Heunen fuhren". Der Weizenboden des Hausruckviertels lacht herüber mit seinen reichen Kirchen und den Bauernhöfen, gleich Schlössern. Das stille Wilhering schaut wehmüthig nach dem Thore Eschelsberg herauf — kein Bote reitet mehr heraus mit Schenkungsbriefen, Stiftungen, Ehrungen und anderen guten Gaben für den Konvent; kein Leichenzug schreitet mehr aus der Halle, um den Leichnam eines edlen Herrn von Abensperg und Traun hinabzutragen und im Chore einzusenken, als ein Samenkorn, das bald einen lustigen Baum mit breiten Ästen trieb, von denen sich die frommen Konventualen Bauernhöfe, Zehente, Dienste und dergleichen saftige Früchte pflückten, welche sie in Stolz und Freude verzehrten „zum Heil der armen Seele, der Gott genade".

Eschelberg ist nämlich das Stammhaus der Eschelberg'schen Linie der Grafen von Abensperg und Traun, welche sich durch den Theilbrief de anno 1482 konstituirte und von Herrn Johann, dem zweiten Sohne des Herrn Wolfgang von Abensperg und Traun, abstammt.

Obwol die Grafen von Traun heutzutage in Oberösterreich nur noch Schloß und Herrschaft Traun auf der Haide an der Traun besitzen, so waren sie doch vordem unter den begütertsten Kavalieren Oberösterreichs. Sie waren tüchtige Kriegsleute und verstanden so meisterlich die Blechharnische ihrer Feinde zu klopfen, daß der Älteste der Familie noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts das vogtherrliche Schutzrecht über alle Klempner und Blechschmiede in ganz Österreich von Rechtswegen ausübte. Sie stammen durch ihren Ahnherrn Babo von Abensperg von dem alten vornehmen Geschlechte der Grafen von Scheyern ab. Einer der zweiunddreißig Söhne Babo's, Wolfram von Abensperg, wanderte im eilften Jahrhundert in Oberösterreich ein, baute sich das Schloß Traun auf der Haide und nahm für sich und seine Nachkommen davon den Namen Traun an. Unter dem Namen „Landherr von Traun" ritt Wolfram im Jahre 1042 zu dem von Kaiser Heinrich III. ausgeschriebenen Turniere in Hall ein. Die Abstämmlinge der Abensperger standen durch Jahrhunderte im Rufe des größten Heldenmuthes, und als Herzog Christoph von Baiern gegen seinen Bruder Albrecht bei Freising zu Felde lag und unweit der Kapelle zu Weichensteffen den Nikolaus von Abensperg über das Gefilde gegen sich herandringen sah, gab er für den Heldenruhm dieses Abenspergers dadurch das unzweideutigste Zeugniß, daß

er auf seine Knie niederfiel und zu beten anfing. Ein fliegendes Blatt vom Jahre 1316 legt dem bedrängten Herzog nachstehende Worte in den Mund:

„O Jesu Christ sei heut bei mir!
In deinem namen wöllen wir streiten;
Ich säh den Herrn von Abensperg
Wohl über das Gfil (d) herreiten."

„O Gott vom Himmel, steh mir bei
Und hilf heut der Gerechtigkeit!
In deinem namen wöllen wirs wagen,
Heut Abensperg und nimmer mehr!
es wölls dann Gott nicht haben."

„Ir lieben Diener, merkt eben auf:
ein jedlicher hab zwei Finger auf
welcher heut bei mir will sterben."
Ein Diener von im Urlaub nam,
verließ seinen frommen Herrn.

Wahrscheinlich sind dem Beispiele dieses Einen noch Mehrere gefolgt. Der fromme Herzog Christoph stach aber im Verlauf des Gefechtes den tapfern Abensperger dennoch eigenhändig ritterlich zu Tode.

„Wohl! sei er Gottes Kriegsmann!
Hätt' ich so viele Söhn', als Haar' ich habe,
Ich wünschte keinem einen schönern Tod:
Das ist sein Grabgeläute."

Macbeth I. Akt.

Eschelberg kam durch Belehnung schon im Jahre 1283 an die Herren von Abensperg und Traun. Der tapferste und berühmteste dieser Herrschaft war Hans II.

von Abensperg und Traun, deſſen Blüthezeit in's zweite Viertel des vierzehnten Jahrhunderts fällt. Ein uraltes Leichengedicht, davon uns einige Bruchſtücke Hoheneck mittheilt, erzählt ſeine Thaten, die ihn jedem Paladin des großen Kaiſers Karl an die Seite ſtellen. In aller Herren Reichen ſammelte er ſich ſeine Lorberreiſer und brachte auch manche ſchöne Laſt an Gold, Silber und Kleinodien in ſein ſtilles Schloß zu Eſchelberg heim. Er focht zu Waſſer und Land, gegen Chriſten und Heiden, gegen weltliche und geiſtliche Herren.

Kaiſer Ludwig der Baier ſchlug ihn nach dem Treffen bei Lindau zum Ritter. In Ausübung ſeiner Würde ſtellte er ſich aber ſpäter auf die Seite des Biſchofs von Salzburg und des Herzogs Rudolph von Öſterreich und brannte den Baiern Dornberg und Ried ab. Er kämpfte mit den deutſchen Heeren in Litthauen, Liefland und Weißrußland und erſchlug den Herzog der Reuſſen mit eigener Hand. Mit König Johann von Böhmen lag er vor Krakau, der guten Stadt, die ſo viel Schwertesſtreichen widerſtand, bis ſie in unſeren Tagen einem Federſtriche erlag. Trieſt vertheidigte er gegen die Venediger mit dem beſten Erfolge, ſeine glänzendſten Thaten verrichtete er aber für den König Eduard von England gegen die Franzoſen. Er belagerte Calais, das er ſpäter als Hauptmann befehligte, bedrängte die Feinde zu Waſſer und Land und nahm ihnen mehrere Städte. Die ſonnigſte

Höhe seines Glückes erklomm er in der Schlacht bei Poitiers, wo er das englische Banner trug, den französischen Bannerführer niederstach und mit Jean de Morbec gemeinschaftlich den König Johann von Frankreich sammt seinem jüngsten Sohne Philipp, dem nachmaligen Kühnen von Burgund, gefangen nahm. Bei der Mahlzeit, die nach der Schlacht auf dem Kampfplatz gehalten wurde, setzte ihn der schwarze Prinz zwischen sich und den gefangenen König, verehrte ihm 100 Mark Silber und versprach dem Helden, wo dieser immer weile, jährlich 100 Mark nachzusenden. Außerdem bekam er eine goldene Kette, einen kostbaren Ring und „andere Haab".

Herr Hans hat im Kriege über 30 Jahre zugebracht, und als er heimkam, bestellte ihn Herzog Leopold der Junge, mit ihm einen Heerzug nach Preußen zu thun, „so ging aber die Reis' nicht fort". War der Herzog zu jung oder der Held zu alt? — ich weiß es nicht. Genug! Letzterer „begab sich nach Hause, und machte sich gar zu Ruhe, und lebte daheim mit Ehren und war seiner Herrschaft getreu." Es hat sich seine Treu noch spät bewiesen, denn als ein Haufe böhmischer Meuterer in die Güter seiner Unterthanen fiel, hob er den welken Arm auf und schlug die bösen Nachbarn aus dem Lande.

Schloß Eschelberg ist noch ein gewaltiger Bau; weitläufige uralte Stockwerke mit hohen Giebeldächern, finstere unbewohnte Thürme, durch die der Wind pfeift und die

Dohlen streichen, verfaulte Fußböden, eingestürzte Decken, lange Gänge voll Moder und Schimmel, uralte Bäume, ächzende Windfahnen; „leere Fensterhöhlen", und bei Nacht wird wol auch das „Grauen" nicht fehlen.

Als Herr Hans am Abend seines Lebens hier ruhte, mag Eschelberg nicht minder glanzvoll gewesen sein als heutzutage das Harrach'sche Aschach jenseit der Donau, und ich bezweifle nicht, daß im Schloßhof, wo jetzt des Pflegers Hühner und Gänse lärmen, damals Goldfasanen und anderes Prachtgevögel sich erging. Am Brunnenrande saßen weiße Pfauen, Pagen spielten mit weißen englischen Windhunden und edlen Falken aus der Normandie, der Schloßherr aber saß in seiner kühlen Halle, im Winde rauschten die eroberten Fahnen über seinem Haupte, er träumte sich zurück in die lichtvollen Tage seines starken Armes, und ich habe ihn im Verdacht, daß er der Erste war, der in Österreich Champagner getrunken hat. Jetzt ist der Alte lange schon todt und schläft im Chore zu Wilhering, und träumt oder — träumt auch nicht?! Oft soll er nicht einmal liegen bleiben, vollends bei Nacht, und als im Jahre 1809 die Franzosen in Linz waren, will man ihn oft um Mitternacht im Eschelberger Schlosse gesehen haben. Er trug einen goldenen Harnisch und einen Helm mit Geierflügeln, wie die alten Seekönige. So oft er den Fuß auf das Estrich setzte, meinte der Pfarrer zu St. Gotthard, es donnere. Im ganzen Schlosse konnte

Niemand die Augen ſchließen, aber keines wagte ſich aus dem Zimmer, nur die Beherzteſten ſchielten hinter den Vorhängen hervor. Da ſahen ſie alle Fenſter des Schloſſes beleuchtet, der alte Reke bog ſeinen Oberleib in die Nacht heraus und ſchrie mit erzürnter Stimme: „Sind es nicht dieſelben Kerls, nur noch windiger als bei Poitiers? Wär' ich nur nicht ſo matt von der eingeſchloſſenen Luft und dem langen Liegen, bei St. Michael's heiligem Berg, ſie ſollten mich wieder erkennen."

Danach blieb er viele Jahre in Ruhe, aber ſeit in der Pfleggerichtskanzlei an den Urbarialfaſſionen gearbeitet wird, auf deren Grundlage der Bauer berechtigt werden ſoll, ſeine Unterthanspflicht der Grundherrſchaft gegen Erlag einer Geldſumme abzulöſen, rumort es von Zwölf bis Eins im alten Schloß mehr als je.

Es ſchläft der Ritter Hans von Traun,
Zu Wilhering im Chore;
Oft ſpringt er Nachts vom Lager auf,
Geht durch verſchloſſene Thore.

Er ſchreitet über Fluß und Au
Mit Schritten eines Rieſen,
Er ſtreicht, wie Mondesſchatten thun,
Hinab die feuchten Wieſen.

Tritt er zu Eſchelberg an's Thor,
So dreht es ſich im Angel;
Drauf ſetzt er ſich im Saal zu Tiſch
Und leidet keinen Mangel.

Da duftet Wein im Humpen blank,
Von Wildpret ganze Hügel —
Er schüttelt trüb sein graues Haupt,
Dazu die Geierflügel.

Er tritt an's Fenster und beschaut
Im Mondenschein die Gegend —
Es kommt ein Lüftchen, an der Wand
Die alten Fahnen bewegend!

Er spielt mit einem Fahnentuch,
In Rußland einst gewonnen,
Im ganzen Lande regt sich nichts —
Die Donau kommt geronnen.

„Dort lag ein Schloß — dort wieder Eins,
Das fiel in Schutt und Aschen,
Die Korneswogen haben längst
Die Spuren weggewaschen.

Ein Drittes hier — ein Viertes dort —
In Staub sind sie verfallen,
Dort wohnten meines Landesherrn
Getreueste Vasallen.

Wer stand für's Vaterland so treu —
Wer kämpfte so verwegen?
Wer wagte stolzer Gut und Blut?
Wo sind die edlen Degen!?

Weh mir! Die edlen Herren von
Der Ritterbank copiren,
Sah einen Erb- und Bannerherrn
Dekrete expediren.

Ein Bierfaß dort visiret ein
Baron und seufzt: „„oh wäre
Ich Hofrath! — nähm' ich den Gehalt,
Jetzt dien' ich bloß um Ehre.““

„„Wo iſt dein Paß““ — „Herr Ritter hier.“
„„Unreife Birnen ſchaden!
Fort in den Fluß““ — „O Schonung Eu'r
Hochfreiherrliche Gnaden.“

Gewerbe ſtockt — das theure Brod!
„„Was hilft das Lamentiren!
Wer nicht am Steuertage zahlt,
Den läßt man exequiren.““

O hättet Roſſe ihr anſtatt
Der Stühle unter'm Hintern,
O müßtet ihr ſtatt im Salon
Im Felde überwintern.

Von Feindes Speeren angerannt,
Geſchaukelt zwiſchen Riffen, —
Ihr hättet bald was Adel heißt,
Was Edelmann, begriffen.

O hättet einmal ihr dies Land
Mit eurem Blut befeuchtet,
Ihr hättet den Beamtenſtaat,
Mit rechtem Licht beleuchtet!

Einſt bautet Schlöſſer ihr in's Land!
Wer hat jetzt eure Gulden?
Heut freßt ihr Brod aus karger Hand,
Und müßt euch feig gedulden.

Huh! kalt! — ein Stern — es kräht der Hahn —
Das Haar mir auszuraufen!
Ich greine hier und meine Zeit,
Ich merk's, iſt abgelaufen.“

Er brauſt hinab — zu Wilhering
Wird juſt der Prior munter:
„Der Teufelswind wirft noch das Kreuz
Von unſerm Thurm herunter!“

Die ziemlich breite Strecke Landes, die ich von Eschelberg bis Neufelden durchzog, befestigte durch ihre Details den Eindruck, den der Gesammtüberblick vom alten Geisterschlosse auf mich gemacht hatte. Die Straße bleibt über alle Beschreibung hüglig; nur selten steht ein verkümmerter Baum am Rande eines dürren Haferfeldes, und trotz der oftmaligen Senkung des Bodens trifft man selten ein frisches Thal mit Bach und Wiese, Laub und Schatten. Noch seltener trifft man Häuser an der Straße, nur ganz wenige sieht man zwischen den Feldern zerstreut. Dann stehen sie auf einem kahlen Hügel, recht dem Winde zum Spiel, der ihnen die Halme des Strohdaches emporsträubt, wie einem Straßenbettler die Haare. Auch sind dieselben nicht halb so groß, als die Wirthschaftsgebäude eines Bauernhofes im Hausruckviertel, das man, auf der Höhe dieses stiefmütterlich bedachten Bodens fahrend, jenseit der blinkenden, vielarmigen Donau, mit seinem Weizenboden, Fruchtgärten und Wohlstande immer vor Augen hat. Je treffender die Schilderung dieser trostlosen Gegenden ausfiele, desto langweiliger müßte sie dem Leser sein.

Der Anblick des großen Michelflusses bei Neufelden erfrischte mich wirklich, obwol sein Wasser schwärzlichgelb und trotz seines schnellen Laufes, wenn ich so sagen darf, ein welkes Aussehen hat. Ein großer Theil seiner Oberfläche war mit Schwemmholz bedeckt, das sich

theils an einem Wehre aufgehäuft hatte, theils hinabrann, theils an den etwas waldigen Ufern sich angelegt hatte. Die Flösser, die dabei beschäftigt waren, belebten doch endlich die Landschaft. — Mir war von dem schlafenden Ottensheim bis auf die Michelbrücke, außer den beneidenswerthen Passagieren des gedachten Stellwagens, keine Seele begegnet.

Ziemlich hoch über dem Michel liegt der Markt Neufelden. Er besteht aus zwei Gassen, die recht ansehnliche Häuser haben, aber auch er war wie ausgestorben. Während ich mir frische Pferde vorspannen ließ, ging ich die Hauptgasse hinab. Es war da so still und einsam, daß es mich nicht gewundert hätte, wenn ich einen Hasen oder ein Volk Rebhühner im dichten Grase, welches die Wege überwuchert, aufgegangen hätte, oder in ein Nest voll Kiebitzeier getreten wäre. Am obern Ende des Marktes stehen an einer langen Mauer einige majestätische Pappeln, an denen sich, nach der eigenthümlichen Art dieser Bäume, jedes Blatt bewegte. Ihr herbstliches Laub rauschte im Abendwinde so vernehmlich, wie ich es bis jetzt nur auf Kirchhöfen zu hören gewohnt war. Es fing an geradezu unheimlich zu werden, ich eilte in meinen Wagen.

Während meiner Weiterfahrt leuchteten mir stellenweise ungewisse Mondesstrahlen, die durch eilende Wolken brachen; einmal befand ich mich in einer waldigen Schlucht,

die ziemlich lang andauerte, dann wurde der Wagen unter vielseitigen Stößen bergauf, bergab geschleppt, bis ich vor einem erleuchteten Hause hielt, in dessen Thorwege Lichter und bekannte Gestalten in freudiger Hast erschienen. Als ich aus der Nacht in die Helle eintrat, erkannten mich Freund und Freundin, und die Herzlichkeit des Grußes bezeugte, daß man auch getrennt in meilenweiter Ferne die früh entkeimte Freundschaft fröhlich grünend zu erhalten gewußt hatte. Ich war in Lembach.

Am andern Morgen, den die freundlichste Oktobersonne beleuchtete, wandelte ich durch die einzige, tiefkothige Gasse, aus welcher der Markt Lembach besteht. Sechs weiße Gänse begegneten mir und einer der beliebten Grünröcke aus Österreichs Gefälls-Armee, d. i. der Finanzwache, einer jener Helden, die mit Flinte und Säbel, und obendrein mit vorgedruckten Thatschriften und Verhörsprotokollen hinter jedem unversteuerten Eimer Bier, jeder unverzollten Cigarre und hinter jedem Briefe her sind, der nicht standesmäßig mit der Post reist.

Auch Lembach ist ein recht stiller Ort. Der Landstrich, in dem er liegt, ist überhaupt dünn bevölkert; daß er aber eine gar so menschenleere Physiognomie zur Schau trägt, hat seinen Grund in der Beschaffenheit des Bodens

und in dem Haupterwerbszweige der Einwohner. Der Boden ist mager und wird hauptsächlich nur mit Hafer, theilweise mit Flachs bebaut. Der Landmann ist froh, wenn diese eine Saat ihm reichlich reift, er denkt nicht daran, der schwachen Scholle mannigfachere Arbeit aufzubürden, und so kommt es, daß außer einer Bau- und einer Erntezeit die Felder verlassen stehen. Dazu mangeln Wiesen, Obstbäume, und auch das Holz steht dünn und kümmerlich und beschäftigt wenige Arme.

Ganz anders jenseit der Donau, wo Sommer- und Wintersaat gesäet wird, wo alle Getreide-Gattungen reichlich reifen, wo vielerlei Futterkräuter und Knollengewächse noch nach der Ernte dem reichen Boden anvertraut und noch im Herbste demselben mit Zinsen wieder abgenommen werden. Da rastet Egge und Pflug nur wenige Wochen in der guten Jahreszeit; verklingen die Sicheln, so schwanken knarrend die vollen Erntewagen, die bethauten dreimähdigen Wiesen und die üppigen Kleefelder lassen die blanke Sense nicht trocken werden, Kartoffeln und Rüben fordern die scharfe Haue, inzwischen fällt das reife Obst von den Bäumen und beschäftigt die Sammlerinnen mit den Körben. Im Herzen des hohen Bergwaldes aber tönt der schwere Schlag der Axt, die gefällten Stämme donnern durch „die Riese" in's Thal; hier wird das Holz zerklaftert, dort zur Sägemühle gebracht, hier schichtet man Kohlenmeiler, dort führt man einen Eichenstamm,

bestimmt die Welle eines Eisenhammers zu bilden, und wenn es unbezweifelt ist, daß diese land- und forstwirthschaftliche Thätigkeit einem Lande den lebhaftesten Anstrich leihen muß, so läßt es sich andererseits nicht leugnen, daß auch gewissen Gewerben vorbehalten ist, eine Gegend malerisch und vielfach bewegt zu gestalten. Die Eisenmanufakturen an der Steyer, Enns und Krems sind meine Zeugen. Diese brausenden Wasser, diese stäubenden Räder, diese dampfenden Schlotte, diese sprühenden Essen, dieser betäubende Lärm von dem donnernden Zerennhammer und dem klingenden Hammerschlag vom sehnigen Arme des Schmiedes bis zum Geklapper der Nägelschlagerinnen hinab! Was haften daran für landschaftliche Reize, für effektvolle Beleuchtungen, was für kräftige Stellungen und Gestalten? Alles im Scheine lodernder Feuer, fast auf offener Straße neben schäumenden Wogen mit hallendem Klang —

Mein Schatz ist ein Schmied,
Den Hammer er schwingt,
Das donnert und klingt
Durch Gassen und Platz.

Die Einwohner jenes Striches des Mühlviertels, in den ich meine Leser geführt habe, leben größtentheils von der Leinwandweberei. Ein deutscher Leinweber! Woher soll bei ihm frischer Sang und Klang, woher fröhliches Leben kommen? Es ist nur zu bekannt, daß

ein deutscher Leinweber kaum das nackte Leben hat. Wo duftende Waldesfrische, wo lodernde Feuer? wo kühlender Wellensturz und flimmernde Tropfen? In einem halb in die Erde gesunkenen Häuschen, hinter erblindeten Fensterscheiben eine dumpfe Stube, ein klappernder Webstuhl in wahnsinnbrütender Einförmigkeit, kühle, feuchte Wände und — flimmernde Tropfen an den rothgeweinten Augenlidern einer hungernden Mutter, zu der halbnackte Kinder um Brod schreien. Von Tagesanbruch bis in die sinkende Nacht bearbeitet der Vater Leinweber mit zitternden Beinen die Fußtritte seines Webstuhles, wirft mit abgemagerten Händen die Schütze und kämpft so mit Händen und Füssen gegen die Noth und erliegt ihr endlich dennoch. Bei solchen Zuständen bleiben freilich Schenken und Straßen leer. Wer gerade im bequemen Wagen, seine Trabugos-Cigarre dampfend, vorüberfährt, dem wird in der lautlosen Leere so unheimlich, wie dem alten Schiffer, der mit geübtem Auge in der Tiefe der schlafenden See den ungeheuren Sturm, gleich einem schwer Träumenden seine Riesenfittige, entfalten sieht; es dringt ihm ein Frost, er weiß nicht woher, bis in seine Adern, er fängt sich nachgerade zu fürchten an

— wie Einer, dem in tiefem Wald
Auf dunklem Pfade graut,
Er weiß, ein Feind ist hinter ihm,
Sein Herz schlägt bang und laut.*)

*) „Der alte Matrose", von Samuel Taylor Coleridge.

Daß die vermöglichen Leinwandhändler kleine grands seigneurs in einer solchen Gegend sein müssen, versteht sich von selbst. Sie klagen aber bitter über die Zollverträge, die mechanischen Flachsspinnereien, die Maschinenwebereien und über die elenden Handelsläufte. Mein Freund zeigte mir mehrere Häuser, die solchen Händlern gehören: ziemlich große Gebäude mit ängstlich geschlossenen Thüren und eisernen Fensterbalken, reglos, als wäre der plündernde Feind im Lande; verschwiegene Mauern und lautlose Zimmer — ich glaube, der Hausherr wagt es nicht, mit dem Gelde in seiner Hosentasche zu klimpern, aus Furcht, er locke einen Dieb oder noch einen Gewaltigeren. Das Alles giebt nun diesen Häusern und Märkten ein so trockenes, ungebleichtes, steifleinenes Aussehn, und ich bin überzeugt, wenn man einen solchen Ort mit den besten Hunden durchjagte, es spränge nicht ein fröhlicher Kerl aus seinen Thüren!

Mein Freund führte mich zu einem solchen Leinwand-Nabob. Wir stiegen von der Straße einige Stufen hinauf und pochten an die verschlossene Thür des lautlosen Hauses, das uns mit seinen Fenstern, wie mit eben so vielen verglasten Augen ängstlich ansah. Unterdessen lief der Schall unseres Pochens über die Stiege unter das Dach hinauf und sah heimlich durch's Dachfenster auf uns herab, ob wir nicht Diebe oder von einem andern verdächtigen Orden wären, eh' er uns im Ohre

des Hausherrn anmeldete. Gleich darauf flüsterte ein verzagter Hund etwas, das einem Gebelle ähnlich klingen sollte, und nach einer Weile schleifte die Hausmagd durch die Flur, drückte einige Vexire des Schlosses auf, schob einen schweren Riegel zurück und ließ uns ein. War es Zufall, daß ein handfester Knecht hinten an der Hofthüre stand und sich zurückzog als ich und mein Freund*) in der ganzen offiziellen Anständigkeit unserer Gestalten ansichtig wurde?

Wir traten in's Wohngemach. Der verjagte Mops mit eingekniffenem Schwanze machte sich wieder durch einige Töne lächerlich, zwei hübsche Hausmädchen grüßten uns ländlich sittlich und fuhren dann fort an den feinen Hemden (wahrscheinlich für Mynherr Nabob) zu nähen. Der Hausherr war ein großer dicker Mann und ganz blaugrau gekleidet. Aus der weitklaffenden Weste prunkte das feine schneeweiße Hemd, und das noch schneeweißere weite Halstuch, aus der Hosentasche aber lugte ein weißes Schnupftuch, das an schneeiger Weiße Hemd und Halstuch übertraf. Mynherr hatte einen ziemlich abgegriffenen Roman vor sich auf dem Tische liegen, daneben lag eine gelbe, mit Messing beschlagene, eben so abgegriffene Elle. Ich zweifle keinen Augenblick, daß Mynherr die Kapitel oder Charaktere des Buches, über deren Werth er nicht

*) Unter uns gesagt: eine Gerichtsperson.

schnell genug mit sich in's Reine kommen konnte, ohne Weiteres mit der Elle nachmaß. Nachdem er meinen Freund erkannt hatte, stand er auf, und als er uns sein Gesicht zuwendete, bemerkte ich, daß sein Teint eine unverkennbare Ähnlichkeit mit sanftgrauer, geglänzter Futterleinwand habe, auch die Falten seines gealterten Gesichtes hatten etwas Steifes, Sprödes, ich kann nicht anders sagen, als etwas Leinenes. Kurz der Mann sah charakteristisch genug aus.

Als er von meinem Freunde hörte, daß es mich sehr interessire, etwas über die Leinwandmanufaktur dieser Gegend zu vernehmen, warf er mir einen mißtrauischen Seitenblick zu, als wolle er aus meinen Manieren den geheimen Emissär einer Flachsspinnerei oder Maschinenweberei herausschälen, aber seine Leinwandkenntniß ließ ihn mich bald für das erkennen, was ich wirklich war, und er maß mir christlich fünf Ellen Klagen über den Maschinen- und Zollunfug vor, echte Leinwandklagen, $^{1}/_{4}$ Ellen breit. Ich bat ihn, mir in seinem Depot die verschiedenen Sorten jener Leinwand zu zeigen, die an einer so unglücklichen Sonne gebleicht wird. Mynherr führte mich im hintern Theil des Hauses in ein paar Gewölbe, in denen die blassen Leinwandstücke in Halbdunkel düster herumstanden, wie die Mumien verhungerter Leinweber. Er zeigte mir augenscheinlich, daß das Innere seiner Stücke eben so fein sei, als der äußere Umschlag,

für welche beruhigende Überzeugung ich ihm mittheilte, daß schon zu Kaiser Max I. Zeiten fälschender Unfug unter den Leinwandhändlern in Wien gebräuchlich war und Held Theuerdank am Abende seines Lebens ein Edikt dagegen erlassen habe, „geben am Eritag (Dienstag) nach sand Veits Tag, anno Domini 1516."

Mein Leinwander war über diese historische Notiz entzückt, und wenn er Bedacht trägt, sein Inneres so echt und rein zu erhalten als das Innere seiner Leinwandstücke, so fährt seiner Zeit seine Seele von Mund auf in den Himmel. Ich stelle auch das gute Gewissen Mynherr's nicht in den mindesten Zweifel, aber mit so vielen Leinwandstücken, die auf meine Rechnung gewebt worden sind, möchte ich doch um keinen Preis unter einem Dache schlafen. Denn die Geister der Leineweber, welche ihren Anstrengungen erlagen, müssen so lange in den von ihnen gewebten Leinwandstücken wohnen, bis unbeschäftigte Advokaten und Tagschreiber die soziale Frage gelöst haben werden.

Die armen Geister! Um Mitternacht zersprengen sie die Goldpapierstreifen und die rosenrothen Bänder, die Tags über ihre Hüllen zusammenhalten, winden sich aus dem Mittelpunkte der Linnenspirale und schreiten schweigend aus dem Magazine, indem sie das ganze Stück, wie eine grandiose Schleppe nach sich ziehen. Sie laufen auf dem Dachboden, wo die Getreidesäcke und die Mehl-

kisten stehen, schleichen in die Speisekammer, wo Schmalz, Butter und Eier bei frischem Fleische aufgehäuft liegen, andere bewundern die Mastochsen des Stalles, wieder andere begaffen durch die Ritzen des Schweinekobers die fetten Borstenthiere und können es nicht begreifen, wie ihr bequemer Verleger so in Hülle und Fülle kam, da sie doch ihr Lebelang bei aller Mühe hungern mußten. So oft Einer einen neuen Schatz entdeckt, ruft er die Anderen herbei; das ist dann ein Rennen von einem Winkel in den andern, vom Keller auf den Boden, vom Boden auf die Tenne, von der Tenne in die Flur; dabei kreutzen, verwirren und verstricken sich ihre langen rauschenden Schleppen, daß oft die ganze Gesellschaft mit Geheul und Gepolter unter einander purzelt. Am Morgen stehen die Stücke wieder zusammengerollt und gebunden auf ihren Brettern, Leineweber mit Fleisch und Bein tragen ihre Arbeit in's Haus, und Mynherr kauft furchtlos neue Waaren um den couranten Preis.

Als wir in's Wohnzimmer zurückkamen, fanden wir die Hausfrau, eine kleine dicke, neugewaschene Matrone, die vier bis sechs Schnüre Granaten um den keineswegs schlanken Hals trug, mit der Fütterung eines Staares beschäftigt, der auf Befehl das Knirschen der Scheere und den melodischen Klang, der beim Abreißen der Leinwand entsteht, nachahmte. Die gute Hausfrau bedauerte mich, daß ich in so ungünstiger Jahreszeit in's Land ge-

kommen sei. „Die Tage sind schon erschrecklich kalt und rauh," fuhr sie fort, „und Nebel oder Wind sind unsere täglichen Gäste. Heute Nacht blies wieder der bairische Wind wie toll; war das wieder ein Heulen und Poltern durch die Dachfenster, ein Rauschen und Wischen durch das Vorhaus, daß man sich hätte fürchten können."

„Pah! Ist alles gut gebaut und verschlossen;" entgegnete der Hausherr, und streichelte lächelnd mit flacher Hand seinen Bauch. Es dunkelte aber schon gewaltig und der Vollmond breitete sein Licht wie ein weißes Linnentuch draußen über die menschenleere Straße. Mir wollte es im Hause nicht mehr recht behagen, ich ergriff meinen Freund und meinen Hut und empfahl mich den Anwesenden auf's Beste. Im Vorhause aber trat ich armes Neusonntagskind auf das Ende einer weißen Schleppe, die sich hastig unter meinen Sohlen wegzog, und durch die Hofthür in's Hinterhaus huschte. Mein Freund lachte freilich über mein jähes Erblassen und versicherte mich, daß es nichts Anderes, als ein Streiflicht des Mondes war, welches vor dem Kerzenlicht des aus der Küche tretenden Hausmädchens verschwand. Ich aber faßte seine Hand und sprach: „Ich weiß, was ich weiß — folge meinem Beispiele und handle nie mit Leinwand. In der großartigen Einsamkeit dieser Gasse danke ich dem Himmel, der mir vergönnte im lautlosen Schatten

menschenfreundlicher Kriminalakten, wie in kühlen Lauben meine Tage zu verdämmern!"

Ein Ausflug nach Putzleinsdorf, Sarleinsbach und Rohrbach füllte einen Tag auf's Angenehmste aus. Die Gegend nahm einen frischeren Charakter an. Die Waldungen, obwol niedrigen Wuchses, wurden dichter und weitläufiger, so daß neben einem erfreulichen Rehstande sogar ein guter Hirsch sich drinnen aufhalten konnte. Dazwischen lagen grüne Saatfelder, auf denen kleine Rinder zahlreich weideten. Bei Sarleinsbach und unter dem verwahrlosten, aber schön gelegenen Schlosse Sprinzenstein fuhren wir über lustige Bäche, welche durch Wiesen mit dichtem, aber ziemlich kurzem Grase flossen. Vor dem Schlosse Götzendorf, das nicht weit von Rohrbach mit seinen Thürmen und Erkern zwischen hohen Pappeln, in einem Kranze alter Gärten liegt, hat die Gegend einen frischen Gebirgscharakter, wozu die weite Aussicht an die blauen Alpenmauern, die jenseit gesegneteren Gebreiten aufgethürmt sind, nicht wenig beiträgt.

Putzleinsdorf, Sarleinsbach und Rohrbach waren freie landesfürstliche Märkte, d. h. ihre landtäflich inkorporirten Häuser waren keiner Herrschaft unterthänig, und die Bürger verwalteten ihre Civiljurisdiktion durch einen Syndikus, den sie wählten und aus ihren Gemeindemitteln besoldeten.

Wie stolz und hoch deshalb den landesfürstlich freien Gevattern Schneider und Handschuhmacher das Herz unter der Weste klopfte, wird sich jeder vorstellen, der je einen Blick in das Innere einer solchen Kommunität werfen zu können das neidlose Glück hatte. Jeder der drei genannten Märkte hat ein für die vorhandenen Kräfte ganz hübsch gebautes Rathhaus, im Erdgeschosse aus massiven Lauben bestehend, in denen sich nach altdeutscher Sitte die Fleischbänke und die Seifensiederläden befinden. Zwischen den Fenstern des oberen Stockwerkes prangen in bunten Farben die Wappen der Landschaft und des Marktes, dazu eine eiserne Hand, die ein Schwert und einen grünen Zweig hält, die Zeichen der Marktfreiheit. Das Schwert verbürgt den Kaufleuten Sicherheit, während der frische Zweig eine muntere Ladung an die Käufer ist.

Rohrbach ist neben seinem altdeutschen Aussehn recht lebendig, es führt die Straße über Kloster Schlegel nach Böhmen durch. In der Kleidung einiger langarmiger, hagerer, grobknochiger Männer, welche einen staubigen Flechtenwagen bestiegen, und lange unbequeme Röcke von grobem, schwarzgrauem Tuche, schlotternde Beinkleider von gelbem Leder, die bis an's Knie reichten, wo sie mit schmutzigen Bändern festgebunden waren, blaubaumwollene Strümpfe mit weißen Ferſen, weite niedere Schuhe von ungeschwärztem Leder, auf dem Kopfe aber blaue und

braune Merinokappen von irgend einer argverhunzten Modeform voll bunter Börteln, Schnürchen und Quäſtchen aus unechten Goldfäden trugen, nahm ich den unverkennbaren Geſchmack des czechiſchen Landbewohners wahr, des genügſamen Mitgliedes jener Nation, deren unerſättliche Führer die dunkle Herrſchaft über alle Stämme Öſterreichs gewinnen wollen.

Bis jetzt hatte ich auf meiner Reiſe nicht einen Tropfen Wein getrunken, der ſich nicht mit gutem Gewiſſen bei jeder Tafel für einen mittelmäßigen Eſſig hätte ausgeben können. Unterwegs hatte man mir aber einen Gaſtwirth zu Rohrbach empfohlen, der wahrhaft guten Wein im Keller habe. Dieſer Wirth war ein munterer Greis von Fallſtaff's Geſtalt, hatte ein rothes Geſicht und kleine ſchlaufunkelnde Augen. Er beſaß eben ſo viel Grobheit, als ein Gaſt einem guten Kerl, der guten Wein zapft, vergeben kann. Ich drückte ihm mit Beſtimmtheit meine Abſicht aus, nicht früher ſein Haus zu verlaſſen, bis ich nicht darinnen guten Wein getrunken haben würde. Auf dieſe Rede heftete er einen durchdringenden Blick auf mich, nahm ein Deckelglas von der Wand und ſagte: „Na, wenn dem Herrn der nicht ſchmeckt, den ich ihm vorſetzen werde, dann — bringe ich ihm halt einen beſſeren;“ faßte den klirrenden Schlüſſelbund und verſchwand. Nach einer Weile kehrte er zurück und ſtellte den Wein vor mich hin. Während ich trank, blieb er mit

verschränkten Armen vor mir stehen, und als ich den Deckel zuklappte, warf er den Kopf in den Nacken, als fordere er mich zum Reden auf.

„Der Wein ist gut genug, um einem besseren den Weg zu verderben," sagte ich, und mit dröhnendem Gelächter ergriff der Alte meine Rechte, schüttelte sie und versicherte mir, ich sei ein Mann, der die Welt kennt.

Von diesem Augenblicke an bediente er mich mit aller Aufmerksamkeit und Jovialität. Ich bemerkte, daß es mir auffalle, an einem Wochentage eine so große Anzahl sonntäglich gekleideter Landleute vor dem Rathhause und vor seinem Gasthause versammelt zu sehen.

„Ah!" lachte er, „Sie wissen das nicht!! Wir haben eine Kommission hier. Vor vielen Jahren ist ein Stück unserer alten Kirchhofsmauer eingestürzt, und es bedarf einer hohen Bewilligung, sie wieder auf Gemeindeunkosten aufbauen zu dürfen. Seit dem Einsturze kommt nun jährlich im Herbste eine „Kommission" aus Linz; diese beruft den Syndikus, den Distriktskommissär, den Vogteikommissär, den Bürgermeister, und sämmtliche Rathsherren und beschaut gemeinschaftlich mit diesen Herren die Trümmer, die natürlich noch immer dort liegen, wo sie hingefallen sind. Dann wird über die Heldenthat ein Protokoll verfaßt und von allen Anwesenden unterschrieben, schließlich speisen Alle mit einander, trinken auch etwas Weniges und während die „Kommission" nach

Linz heimfährt, kehren die Übrigen wie die heiligen drei Könige im Evangelium „auf anderen Wegen in ihre Heimat zurück". Etliche Wochen danach zahlt der Markt das Reisepartikulare der Staatsbeamten, und Alles bleibt beim Alten und die Trümmer bleiben liegen, wo sie lagen."

Ich drückte dem alten Manne meine Verwunderung über diesen Geschäftsgang aus. Er aber versetzte, ihn wundere das gar nicht. „Die Schreiber in Linz", sagte er in seiner Naivität, „gehen ohnehin die ganze Zeit herum und wissen oft nicht, womit sie sich beschäftigen sollen. Da sind dann ihre Herren auch froh, wenn sie's für einige Tage aus dem Brod bringen." „Und wo sitzt diese Kommission?" fragte ich. „Dort drüben," flüsterte Fallstaff und deutete durch's allgemeine Schenkzimmer, in dem eine ziemliche Anzahl Bauern trank, rauchte und lärmte, auf eine Thür, die sich von Zeit zu Zeit öffnete und einen Mann mit einer wichtigen Miene, hohem Halskragen, einer silbernen Brille oder sonst einem Abzeichen seiner hohen Würde herausließ. So oft ein solcher Herr erschien, wurde es in der Schenkstube mäuschenstille, die Bauern schoben den Hut vom Kopfe schüchtern über das linke Ohr herab, der indezente Tabaksrauch suchte sich durch die offenen Fenster zurückzuziehen, und selbst der sarkastische Wirth zog in gläubiger Verehrung das grünsammtne Käppchen vom eisgrauen Scheitel und blieb unbeweglich stehen, bis die hehre Erscheinung wieder verschwunden war.

Ich aß unterdessen im Nebenstübchen mit wahrem Nationalstolze eine gebratene Ente und dachte: „Es wohnt ein guter Geist*) in diesem Volke."

Die letzten Scenen meiner Reise im Mühlviertel spielen auf einem Schauplatze, den frische Natur, alte Erinnerungen und wohlwollende Herzen nicht schöner hätten schmücken können. Ich rede von dem Schlosse Altenhof, das sich nur eine Stunde von der bairischen Grenze in der lieblichsten Lage erhebt! Das Schloßgebäude bildet ein weites Viereck, dessen letzte Seite aus einer Kapelle, oder richtiger aus einer großen, schönen Kirche besteht. Die langen Zimmerreihen mit allen Komforts des feineren Lebensgenusses versehen, durchweht der wärmende Hauch herzlichster Gastfreundschaft und erinnert an die schönen Tage, in denen unsere edlen Vorfahren, wie der alte Hans von Traun, „ihren Herrschaften treu blieben", ihre Stammsitze verschönerten, mit Zier-, Küchen- und Fasanengärten, mit Fischteichen, Weihern und Fontänen umgaben, und im Genusse eines adeligen Haus-, Feld- und Waldlebens den Tag erharrten, wo das bedrängte Vaterland ihres Armes, ihres Rathes oder ihres Geldes bedurfte. Dann aber

*) Derselbe hat sich seit dem Jahre 1847, in welchem ich obige Zeilen niederschrieb, nicht wesentlich verändert.

wappneten sie sich schnell und stolz, eilten in die Konferenzsäle oder führten selbst ihre Rüstwagen, Proviantlieferungen und ihre wohlbewaffneten Unterthanen auf die Sammelplätze.

Sie ermüdeten nicht, die mühsamen Schanzarbeiten an der Grenze zu leiten, das Land in allen Richtungen zu durchkreuzen, mit den verdrossenen Generälen und mit dem einheimischen und dem verbündeten räuberischen Truppengesindel, welches das Land ärger als Feinde brandschatzte, und niemals an der zu deckenden Grenze stehen und fechten wollte, sich endlos herumzubalgen, mit wiederholten Vorstellungen den kalten Landesfürsten zu bestürmen, der nur hier und da eine ständische Bitte um Munition und Waffen bewilligte, um diese allerhöchste Entschließung am nächsten Tage mit Hinweisung auf die leeren Zeughäuser allergnädigst und landesväterlichst zu widerrufen, wobei aber nie vergessen wurde, den Ständen die Vertheidigung des Landes auf's Dringendste an's Herz zu legen. Ich will die ständischen Anstrengungen bei der Türkengefahr in den Jahren 1529, 1532, 1663 und 1683 sowie gegen die Schweden im dreißigjährigen Kriege, welche von dem wichtigsten Erfolge begleitet waren, nicht weiter ausführen. Wenn man aber in den kostbaren historischen Schriften des rechtschaffenen Florianerchorherrn Kurz die Geschichte des Aufgebotes gegen die freundnachbarlichen Baiern liest, denen wir

für ihren oft bewährten Biedersinn in später Dankbarkeit ein schönes Geschenk an Untersberger Marmor und etlichen Saalforsten machten, so wirft man unwillig das Buch aus der Rechten und greift an seine linke Hüfte, wo statt des Schwertes leider nur die Quasten des Schlafrockes hinabbaumeln. Die waffenfähige Mannschaft lag in den Schanzen und an der Grenze, Bauer und Edelmann wetteiferten dem bedrohten Staate Gut und Blut zu opfern; kaum zog aber eine reguläre Truppenmacht in's Land, um den Aufgebotenen den Dienst zu erleichtern und ihnen die Bestellung der verlassenen Felder möglich zu machen, so kam auch schon der Hofbefehl, welcher den größten Theil der Soldaten, nach allergnädigstem Gutbefinden auch das ganze Kontingent, zur Vertheidigung des geliebten Italiens entsendete, des bevorzugten, aufrichtigen Italiens, das mit so viel Bruderliebe an dem deutschen, mit solcher Treue an — Österreichs Fürsten hängt, welches, wie Heine sagt, nur „den Tag erwartet, an dem nicht regiert wird", um dem Hause Österreich zu beweisen, „wie sein Joch so süß und und seine Last so leicht sei".*) Aber die Stände und ihre treuen Bauern wichen nicht vom Platze, so trostlos und verlassen auch ihre Lage war. Sie hielten den Feind auf und bewahrten das Land „dem guten

*) Geschrieben 1847.

Kaiser". Außer ungeheueren Naturallieferungen, die natürlich der Unterthan herstellte, wendeten die Stände zu dieser Landesvertheidigung 1,190,056 Gulden auf; für jene Tage und für das Land Oberösterreich eine ungeheuere Summe. Und wofür wurde dieser Krieg gefochten? Man schlug sich um die Erbschaft eines Prinzen, der ohne sie mehr besaß als er je verdienen konnte!

Das waren Stände in der vollsten Bedeutung ihres Namens, denn sie standen für ihr Land und für ihr Volk. Nach gethaner Arbeit kehrten sie in ihre schönen wohnlichen Schlösser heim, jagten ihren Hirsch, pflegten ihre Felder und Rinder, ihre Gärten und Bienen, setzten Karpfen und Hechte in ihre Fischteiche und bewahrten unterdessen ihre Privilegien hinter den Eisenthüren des Archives, in dessen Fensterbrüstungen Beedhander, Tartschen und Piken bei alten Donnerbüchsen hingen und obendrein hatten sie noch ihren besten Degen auf das alte Pergament gelegt. — — — —?

Wenn ich vom Schlosse Altenhof rede, geht es mir wie jenem Liebhaber, der von dem Gegenstande seiner Neigung spricht. Wenn er dem Freunde noch so bereit und gründlich die Tugenden der Geliebten, die Fähigkeiten ihres Geistes, die Vortrefflichkeit ihrer Gesinnung, den Glanz, den Einfluß und die Macht ihres alten Na-

mens entwickelt hat, er kommt doch immer auf die Reize ihrer jugendlichen Erscheinung zurück, und aus der feurigen Klarheit seiner Rede erkennt man bald, daß ihm das Wehen ihrer blonden Locken höher gilt, als das goldene Banner ihres Urahns, und daß sein Auge sehnsüchtiger an ihren seidenen Wimpern, als an dem Baldachin des Kaiserthrones hängt.

Altenhofs erfrischende Gegenwart läßt alle Verluste der Vergangenheit und alle Sorgen um die Zukunft vergessen. Wohin das Auge schaut, grüne, lachende Thäler, in denen der fröhlichste Sonnenschein sich verbreitet, und Felder und Dörfer, Forste und Schlösser märchenhaft erhellt. Östlich die bairischen Ebenen, südlich die Waldhöhen des Hausruckviertels, nördlich und westlich das bewachsene Hügelland, und mitten durch die Donau, deren Spiegel man zwar selten erblickt, deren Lauf man aber um so begieriger in den schattigen Schluchten des Gebirges zu errathen sucht.

Der Park von Altenhof erstreckt sich bis an den Rand einer Schlucht, die zwischen steilen Felsenwänden und dichtbewaldet, in ihrem Schooße das wilde Flüßchen Ranna bis in die nahe Donau leitet. Diese Schlucht ist ein grüngebliebenes Stück Mittelalter; man kann sich nicht in ihre Schatten vertiefen, ohne auf einen geharnischten Ritter, der vom Stegreif heimreitet, oder auf einen jungen Edelknappen zu stoßen, der den Falken

über sich in den Tann setzte und träumerisch im Moose liegt, bis das Fräulein des Weges reitet und ihn zu ihrem Dienste aufruft. Es ist hier ein rechter Aufenthalt für Raubvögel — Tanne an Tanne mit engverschränkten Zweigen bilden eine unzählbare Reihe von traulichen und sicheren Gemächern, von der Kühle der stürzenden Wellen erfrischt. Welch' ein Prachtpalast für ein edles Falkenherz? Dem Menschen steht keine Wohnung zu Gebote, welche damit zu vergleichen wäre.

Mich nimmt es nicht Wunder, daß der Falke, der sich im eilften Jahrhunderte von der Faust eines Ritters in der Nachbarschaft verstieß, in dieser Schlucht wieder gefunden wurde. Auf dem Felsen, wo dieser Vogel der Sage nach seine Freiheit zum zweiten Male verlor, wurde Burg Falkenstein aufgebaut, welche einst selber ein Raubvogel, jetzt mit gebrochenen Flügeln auf kaltem Felsen sitzt und trauert, während die Stürme des Tages ihre sagenreiche Brust durchwühlen.

Der Ruine Falkenstein gegenüber liegt das uralte Bergschloß Rannariedl, noch heute bewohnt. Es erhebt sich aus schwarzem Föhrenforste in der steinernen Tüchtigkeit des Mittelalters, finster und trotzig, wie das ruheloſe Gespenst eines Zwingherrn.

Im fünfzehnten Jahrhundert eroberte Hans Oberhaimer von Marsbach die Burg Falkenstein und nährte sich darinnen vom Stegreife, d. i. vom Straßenraube.

Auf Rannariedl saß damals der Herr von Nußdorf, der in jeder Hinsicht mit dem Oberhaimer gute Kameradschaft und Nachbarschaft hielt, und wegen dieses unschuldigen Freundschafts-Verhältnisses auf Befehl des Herzogs Albrecht von Baiern durch den Pfleger Göltinger von Scherding belagert wurde. Der Pfleger pflegte auch im Felde seines Amtes mit aller Wackerkeit, und der Herr von Nußdorf machte schon Anstalten zu einem gütlichen Vergleiche; da schickte ihm aber der Nachbar Oberhaimer seinen Büchsenmeister mit zwölf Hakenbüchsen und zehn Knechten hinüber, die an einem schönen Frühlingsmorgen so überraschend von der Mauer Rannariedls herabdonnerten und blitzten, daß der Herr Pfleger mit seinem Personale davon stob, wie Streusand.

Es lag etwas Friedliches, ich möchte sagen Gemüthliches in den damaligen Fehden. Die Belagerung eines Edelsitzes war nicht mehr als die belebende Staffage einer schönen Landschaft, wie romantische Maler dergleichen noch heute anwenden. Ein paar Schildwachen, einige Knechte, die im Freien liegen, schlafen oder spielen, angebundene Pferde, unter einer breiten Linde zwei oder drei geharnischte Herren mit schönen Helmbüschen — alles recht behaglich, bis eine Kettenkugel dazwischen fährt. Nach dem Getümmel bald wieder Ruhe — dort wird gepflügt, dort Holz gefällt, hier wird ein Schloß belagert: jeder

treibt sein Handwerk und sucht sich zu ernähren, so gut es gehen will, wie heute noch.

Je länger man Falkenstein betrachtet, desto tiefer sinkt der Anker der Erinnerung im Meere der Vergangenheit. Ein massiver Thurm, der als Burgverließ diente, an welchem man heute noch das steinerne Wappen der Oberhaimer entdeckt, scheint ein unvertilgbarer Zeuge der Gewaltthaten roher Tage. Auf seiner Zinne brannte Nachts ein großes Feuer, das den von Raubzügen oder von der Jagd Heimkehrenden als Leitstern in dem unwirthbaren Forste dienen sollte, welcher sich damals bis an die böhmische Grenze hinauf erstreckt. Caliogus von Falkenstein soll sich einst in dieser Waldung verirrt haben. Als ihn die Nacht überfiel, erpreßte ihm die Angst vor dem Hungertode und den wilden Thieren das Gelübde: wenn er je wieder glücklich nach Falkenstein heimkäme, der Mutter Gottes auf der Stelle, wo er jetzt gezwungen übernachte, freiwillig ein Kloster zu bauen. Darauf streckte er sich in Gottes Namen hin, bettete sein edles Haupt auf einen Holzschlägel, den die Arbeiter hier zurückgelassen hatten, und entschlief. Er kam glücklich wieder heim und baute das versprochene Klösterlein, das nun ein reiches Kloster ist, den Falken der Falkensteiner im Wappen führt und „Unserer lieben Frauen Schlag", vulgo „Schlägel" genannt wird.

Diese Klostergründung bildet den Inhalt eines alten Volksliedes, das ich in Hohenek's Beschreibung der oberösterreichischen Herren Stände (Passau 1732, T. II. p. 225) abgedruckt fand, wie ich es hier folgen lasse.

Caliogus, Herr von Falkenstein,
Reitt in seinem Wald allein,
Begegnet ihm eine junge Maydt,
Gar khünlich sie zu ihm saydt:

Seit ihr der Herr von Falkenstain
Und dieses Orths ein Herre;
So gebt mir Euren Gefangnen heraus,
Der aller Jungfrauen ain Ehre.

Da sprach Caliogus von Falkenstein,
Das kan ich fürwahr nit thain,
Zu Falkenstain unter den Mauren,
Da mögt ihr ihn vertrauren.

Caliogus verreith sich in den Wald,
Darauß er nicht kommen möcht so bald,
Die Nacht auf einem Schlögel ruht,
Es traumet ihme alles Gut.

Er soll zu Ehren unser lieben Frauen,
Ain Gottshauß an diesem Orthe bauen,
So werd er kommen aus dem Wald —
Und alles beschehen so bald.

Da baut er das Closter bei dem Schlögl,
Mit aigner Hand sainer Nögl (sic)!,
Den ersten Stain selbst zugetragen,
Aldort liegt er begraben.

Jedem aufmerksamen Leser dieses Volksliedes kann es nicht entgehen, daß die erste Hälfte desselben gegen

seine zweite Hälfte auf's Grellste absticht, so daß man glauben könnte, beide Theile seien durch einen sinnlosen Zufall zusammengewürfelt worden, oder beide Theile haben einen tieferen und innigeren Zusammenhang, als man beim ersten Augenblicke vermuthen sollte.

Ich bin mit meinem ganzen Herzen bei der letzteren Ansicht, und die Jungfrau, welche Herr Caliogus um die Freilassung ihres gefangenen Geliebten bat, mag wol der schneeweißen, heiligen Jungfrau, die dem Klosterstifter der Sage nach im Traume erschien, als er auf dem Schlägel schlief, so ähnlich gesehen haben, wie eine Lilie der andern.

Zu Falkenstein ist es so gedankenvoll-einsam, so elfenhaft-still, als flüchtete sich hierher der Geist der Liebe, wenn ihn alle Welt von sich stößt, und tröste sich mit der Erinnerung an seine besten Thaten. In diesem würzigen Walddust, in diesem leisen Rieseln der Nadeln webt der bezaubernde Athem der Liebe und bestrickt jedes Herz und erschließt es den süßesten Erinnerungen. Hat nicht der Recke zu Wasser und Land, der mannhafte Hans von Traun zu Eschelberg, der sich noch als Gespenst durch so wilde censurwidrige Reden versündigt, sobald er Falkenstein betrat, heiße Liebe zu dem schönen Fräulein Dorothea gefühlt, das er auch als Hausfrau heimführte? Mich selbst, als ich auf einem Felsstück an der schäumenden Ranna saß, überkamen wehmüthige Erinnerungen.

Ich sah tief im Dunkel des Forstes zwischen den Stämmen, wie Makbeth die Reihe der Könige sah, alle jenen schönen Frauen vorüberschreiten, die mir in meinen jungen Tagen das gefällige Glück — oft so fruchtlos! — entgegengeführt hatte. Sie sahen mich mit großen feuchten Augen vorwurfsvoll an, bis ich, wie der liebessieche Graf Platen, ausrief:

O wehe, wie hast du die Tage verbracht!
Nun stille du sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Im pochenden Herzen die Reue.

Meine Vermuthung, daß jene Jungfrau nicht so ganz zufällig im Liede steht und auf Herrn Caliogus einen nur zu tiefen Eindruck gemacht hat, bestätigt auch ein Volkslied, welches in einer alten Handschrift auf der Bibliothek zu St. Gallen zu lesen ist. Wer nur etwas zwischen den Zeilen zu lesen versteht, erkennt bald, mit welch tief verwundendem Schlage die schöne Jungfrau das Herz des grausamen Falkensteiners traf. Da baute er denn zur Sühnung seiner Frevel und zur Linderung seiner Schmerzen das berühmt gewordene Kloster, und nannte es „Unserer lieben Frauen Schlag".

Da mir die erwähnte Handschrift nicht zu Gebote steht, so möge man es nicht für eine Anmaßung halten, wenn ich das alte Volkslied aus der Erinnerung hier nach meiner Weise wieder singe:

Es ritt der Herr von Falkenſtein
Im blanken Eiſenkleide:
Wen führt er an dem Sattelknopf
Gefeſſelt durch die Haide?

Die Ranna rauſcht, der Falkenſtein
Grüßt durch die ſchwarzen Föhren;
Da ſtürzt ein Fräulein aus dem Wald,
Der Sieger muß es hören.

„Seid ihr der Herr von Falkenſtein,
So ſteht und laßt euch grüßen,
Gebt den Gefang'nen mir zurück,
Den Vielgeliebten, Süßen."

„„Und wär' er auch noch Eins ſo ſüß —
Mir iſt er worden ſauer,
Und feſter hält, als euer Arm,
Ihn meines Schloſſes Mauer.""

„Wollt ihr, daß er verderben ſoll
In euren feuchten Mauern,
So will ich an dem Gitter ſteh'n
Und will ihm helfen trauern."

Doch als ſie an das Gitter kam,
Da lag ihr Lieb ſchon drinnen:
„Oh! daß ich dir nicht helfen kann,
Das bringt mich noch von Sinnen."

„„Zieh heim in mein gebroch'nes Schloß
Und wähle den Genoſſen,
Der neu dir baue Burg und Glück —
Mein Stamm treibt nicht mehr Sproſſen.""

„Ich nehme keinen andern Mann,
Das müßt' ich ſtündlich büßen:
So oft ich um dich weinen wollt',
Käm' er, ich ſollt' ihn küſſen."

Dem jungen Herrn von Falkenſtein
Will's ſchlafen nicht gelingen:
„„Ich höre ſchon die halbe Nacht
Ein wunderbares Klingen.

Es athmet Duft das ganze Thal,
Wie in des Frühlings Tagen,
Und hör' ich nicht vom Fluß herauf
Die Nachtigallen ſchlagen?““

Er ſchaut in's ſtille Thal hinab —
Das ſind nicht Nachtigallen:
Das Fräulein an dem Gitter kniet,
Sein Klagen hört er ſchallen.

„Ach wenn ein Fräulein reiten könnt'
Mit Rittern und mit Knechten,
So müßt' der Herr von Falkenſtein
Noch heute mit mir fechten.“

„„Zart Fräulein traut, das thu' ich nicht,
Das brächt' mir ewig Schande;
Nehmt euren Liebſten bei der Hand
Und führt ihn aus dem Lande.

Was nützen Schild und Harniſch mir,
Was meine beſten Klingen;
Ihr habt Gewalt mein tapfres Herz
Mit einem Wort zu zwingen.““

Den Schlüſſel warf er vor den Rand,
Ihr Küſſen konnt' er hören,
Und ſehn ihr flatterndes Gewand
Verſchwinden in den Föhren.

„„Er kam verwundet und beſiegt,
Und ſieget, und geſundet —
Ich kam als Sieger heim und bin
Gefangen und verwundet.““

Wenn man an einem stillheiteren Spätherbstabend im alten Schlosse Marsbach an der Donau am Fenster sieht und in die waldige Gegend hinunterſieht, gehen alle Gefühle und Begierden des sonst so stürmischen Herzens in einen stillen Waldesfrieden auf. Es liegt eine Wolluſt in der Resignation, mit der man das allmähliche Verschwinden eines rothen Lichtstreifens, welchen der scheidende Tag von den bemoosten Zinnen eines zerbrochenen Wartthurmes und von den Wipfeln der alten Waldbäume nach sich zieht, um der grauen Dämmerung das Feld zu räumen, für die einzige Quelle der vernichtenden Wehmuth nimmt, die uns die Welt jenseit des Waldes so leer und eitel, das Leben aber so ohne Preis und ohne Täuschung erscheinen läßt, daß man nicht begreifen kann, was noch Anderes möglich und zu wünschen wäre, als schmerzlos wie die welken Blätter zu sinken und von dem Strome hinabgetragen zu werden.

Als ich zu Marsbach am Fenster stand, hatte ich keinen Feind mehr, und die Wogen des Neides und der Verleumdung, die mich seit Jahren in der Welt draußen so fleißig umrauschten, waren verstummt. Tief unter mir lag Wesenufer, ein stilles Dörfchen an der grünen schmalen Donau, welches so oft einen Aufstand oder sonst einen Feind im Lande sah oder eine Besatzung zu füttern hatte. Hier zechten Bannier's Dragoner, die Musketiere des Grafen Traun und Stephan Fadinger's zornige Bauern.

Die Häuser sahen mit ihren bleichen, erschöpften Wänden und den schwarzen Schindeldächern herauf, als hätten sie Trauer angelegt, und die gute freundliche Donau drängte sich voll Theilnahme zwischen die Küchengärten hinein und flüsterte die tröstlichsten Dinge, die ich leider nicht ganz vernehmen konnte. Das half aber alles nichts — die Nacht rückte immer näher. Schon konnte das Auge Häuser, Bäume, Wiesen und Strom in der Tiefe nicht mehr unterscheiden, als ich auf der letzten westlichen Waldhöhe die Ruine der Veste Wesen gewahrte, welche wie in einer Glorie stand. Durch die leeren Fensterhöhlen blickte der altdeutsche Himmelshintergrund, den nur wenige spitze Tannenwipfel unterbrachen. Dort stand die Steinburg eines Rittergeschlechtes, welches der Nachwelt nur in alten, selten gelesenen Büchern einen kurzen Namen und in einem selten beschrittenen Walde eine geborstene Mauer als Zeugen seines Daseins hinterlassen hat. Ich klammerte mich mit allen Fühlfäden meiner Phantasie an jene bemoosten Trümmer und schüttelte die trostlose Gegenwart von mir ab. Da waren sie wieder die uralten Tage, in denen der heilige Severin in diesen Hainen das Christenthum predigte. Statt des alten Marsbacher Wachtthurmes stand noch die heilige Eiche und beschattete den ganzen Raum, den jetzt das Schloß einnimmt. Zwischen allen Stämmen Leben. Eichhörnchen schwangen sich von Ast zu Ast, der Hase machte im Farrenkraut sein Männchen neben dem

schlafenden Reh und an der Donau schlugen die Geweihe der trinkenden Hirsche knatternd aneinander. Fischreiher strichen über den Spiegel des Stromes und braune Biber sahen mit klugen Augen aus den Höhlen des Gestades. Ein erquickendes Gefühl von Gesundheit und Freiheit durchströmte mich, es drängte mich mit Gewalt — ich wußte nicht wozu. Ich wiegte mich so mitten in des Forstes Pracht und Frieden, wie ein Vogel auf der Spitze eines Zweiges, doch fehlte mir — ich wußte nicht Was — zur Vollendung des Bewußtseins meines hohen Glückes. Da schlug es in meiner Brust an, so voll wie eine Glocke. — Es war die Melodie eines uralten deutschen Liedes, das mir ein jetzt längst verstorbener Greis in seiner Waldschmiede, in der ein Zufall mich nach der Jagd zu übernachten zwang, einst mit schwacher Stimme vorgesungen und das mir jetzt so gewaltig und so unaufhaltsam von den Lippen klang, als wäre es das Beste, was man in diesen Tagen singen und sagen kann.

Was soll Einem mehr ergötzen
Als der schöne grüne Wald,
Wo die Vöglein lieblich schwätzen
Und darin ihr Aufenthalt.
Fort mit dir, schön's Blumenfeld,
Der Wald ist — der Wald ist —
Der Wald ist mein Lustgezelt.

In den Wald hat ſich verliebet
König, Kaiſer, Fürſt und Herr,
Wenn mich je ein Kreuz betrübet,
Reicht der Wald mir Labnuß her.
Er iſt meine Medizin,
Macht mich g'ſund — macht mich g'ſund —
Macht mich g'ſund, wenn ich krank bin.

Käm' der Haſ' und thät mich ſehen,
Das wär' mir mein' größte Freud!
Er vor Schrecken ſtill bleibt ſtehen,
Glaubt es iſt ſein' letzte Zeit,
Kehrt ſich um, ſalvirt ſich bald,
Wiedrum in — wiedrum in —
Wiedrum in den dicken Wald.

Rehlein auf der Wieſe ſcherzen
Und die Hirſchlein Paar und Paar —
All'zeit freut es mich von Herzen,
Wenn ich ſeh' die liebe Schaar
Springen um, bald hier, bald dort,
Bald ſtehn's ſtill — bald ſtehn's ſtill —
Bald ſtehn's ſtill, bald laufen's fort.

Alle Thierlein mir zu Ehren
Kommen aus dem Wald herfür,
Sie erkennen mich als Herren,
Treten Paar und Paar zu mir,
Und bedienen mich ſo g'ſchwind,
Als ob's wär' — als ob's wär' —
Als ob's wär' mein Hofgeſind.

Wann die heißen Sonnenſtrahlen
Ganz ermatten alle Thier',
Sie vor Hitz' darnieder fallen,
So giebt mir der Wald Quartier;

Deckt mich zu mit Laub und Äſt',
Daß ich ruh' — daß ich ruh' —
Daß ich ruh' auf's Allerbeſt'.

Nun Ade! im Wald verbleibe,
Nun Ade! zur guten Nacht!
Dir mein Wald ich mich verſchreibe,
Sei mir du mein Lieb und Pracht.
Ich allzeit bleib' in dem Wald,
Bis die Welt — bis die Welt —
Bis die Welt zuſammenfallt.

Wallfahrt nach Weimar.

Weimar ſtellt ſich dem ankommenden Fremden, der aus dem Bahnhofe tritt, ſogleich als Kleinſtadt vor, welche hinter dem heutigen Zuſtande anderer gleich großer Kleinſtädte noch um eine Spanne zurückgeblieben iſt. Ich war von der Vorſtellung beherrſcht, daß — namentlich in ſo ſchöner Jahreszeit — ein Strom begeiſterter Verehrer von Deutſchlands Dichterfürſten hier beſtändig ab- und zufluthe, daß man hier an edeln Beſuch, an würdigen Empfang gewöhnt ſei. Von Alledem traf ich nichts an. Ein Träger für mein Gepäck, das man mitten in den Bahnhof hingeſtellt hatte, war nur mühſam aufzutreiben, und ſtatt der eleganten Hôtel-Omnibuſſe oder der komfortablen Droſchken, die man vor allen übrigen Bahnhöfen in Franken und Thüringen antrifft, ſtanden hier zwei abgelebte, verſtaubte Poſtkutſchen, von denen mich die eine im Leichenwagentrab vor meinen Gaſthof ſchleppte, während die andere, ohne einen Paſſagier gewonnen zu haben, voll ſtiller Reſignation in eine menſchenleere Seitengaſſe ſich zurückzog und verſchwand.

Zuerst fuhr man mich, wie man das jetzt allenthalben erlebt, durch eine neue, noch lange nicht völlig ausgebaute Straße, welche den Bahnhof mit den alten Stadtanfängen zu verbinden trachtet. In diesen Straßen der Neuzeit findet man zwischen Baugerüsten, staubenden Erdaushebungen und wüsten Bodenflächen, die sich durch eine auf einem Pfahle befestigte Tafel als Bauplätze zum Verkaufe anbieten, Hôtels, in denen man nicht gerne absteigt, Kaufläden, in denen wenig gekauft, Schenken, in denen wenig gezecht, und äußerlich mit überflüssiger Eleganz ausgestattete Wohnhäuser, in deren noch nicht ausgetrockneten Gemächern nur aus erzwungener Sparsamkeit gewohnt wird. Und dieses Alles fand ich auch in der Bahnhofstraße zu Weimar.

Über all' das Unerquickliche winkte aber der altersgraue Thurm der Stadtkirche tröstend herüber, der stumme Zeuge von Deutschlands poetischem Ruhmes- und Wonneleben, das hier im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts seine höchsten und klingendsten Wellen schlug. All' dies hohe Streben, Klingen und Genießen ging wieder ungetrübt in meiner Seele auf, als mein Wagen um die Ecke bog, als Wieland's freundliches Wohnhaus und einen Augenblick darauf Meister Rietschel's herrliches Goethe-Schiller-Denkmal und das Theater vor mir lagen, auf dem Goethe sein und seines Freundes Schiller dramatische Meisterwerke ihren unver-

welklichen Erfolgen entgegenführte, bis des Ritters Aubry de Montdidier Hund den alten Herrn und seine Kunst-Ideen von der Bühne wegbellte. Dieser Pudel bleibt ein Symbol des Wendepunktes des deutschen Theaters, in welchem dieses vom Herzen der Kunst in die Hände des Handwerkes herabfiel, denen es sich auch heute noch nicht zu entwinden vermochte.

Nicht selten, wenn ich der Aufführung eines klassischen Stückes in einem der heutigen Hoftheater beiwohnte oder das Repertoire derselben und die theatralischen Manieren, welche da den „hervorragenden Bühnenkräften" gestattet werden, in Betrachtung nahm, bemächtigte sich meiner immer die Vorstellung: auf den Arbeitstischen unserer Intendanten, Dramaturgen oder Regisseure stehe statt Goethe's oder Schiller's Büste als symbolische Statuette noch immer der Hund des Aubry de Montdidier. Es ist zwar nicht mehr ganz genau der alte Pudel — er hat den Namen gewechselt und heißt jetzt Nero, Tiberius, gegebenenfalls auch Messalina, Pompadour und dergleichen. Das Thierische ist aber das beliebte Hauptmoment geblieben.

Rietschel's Goethe-Schiller-Denkmal gehört unbestritten zu den gelungensten Bildhauerwerken der Neuzeit. Goethe's reell im Boden wurzelnde Gestalt, geradeaus blickend nach seinen unverrückbaren Zielen, seinen Stoff, sowie die genannten und ungenannten Frauen seiner

Neigung, ruhig zugleich beherrſchend und genießend; Schiller, leichter bewegt, mit ſchwärmeriſch erhobenem Haupte, durch ſeine Ideale vom Boden der Wirklichkeit emporgehoben, von ſeinem Stoff beherrſcht, wie von den Frauen ſeiner Liebe, mit aufwärts ſtrebendem Profile, dem der blaue unermeßliche Äther zur Folie dient: ſo hat der Künſtler die zwei größten Dichter Deutſchlands verſtanden und auch verſtändlich dargeſtellt.

Bevor ich nach Weimar kam, las ich wiederholt das Denkmal ſo aufgefaßt, als reiche Goethe ſeinem Freunde und Ruhmesgenoſſen den Lorbeerkranz. Dieſe Auffaſſung vermochte ich aber in dem Werke nicht beſtätigt zu finden. Goethe's eherne Hand, in welcher der Kranz ruht, erſcheint in keiner Weiſe Schiller entgegengeſtreckt; Letzterer greift in rührender Haſt, wie unbewußt, nach dem Kranze, Goethe aber trägt den Kranz, der ihm gehört.

* * *

Die Männer, deren Spuren der nach Weimar wallfahrende Dichter vor Allem dort aufſucht, ſind Goethe, Schiller, Herder, Wieland und Großherzog Karl Auguſt — ein deutſcher Dichter darf dieſem Fürſten wol den Beinamen geben: „der Einzige!“ Mit vollem Rechte durfte Goethe nicht nur in ſeinem, ſondern auch im Na-

men der deutſchen Dichtkunſt von dieſem Fürſten ſingen:

Niemals frug ein Kaiſer nach mir, es hat ſich kein König
Um mich bekümmert, und Er war mir Auguſt und Mäcen.

Wieland's Spuren ſind die fröhlichſten, ſie lächeln uns anmuthig entgegen, wie der Geiſt des immer heiteren lebensfrohen, witzigen und behäbigen Epikureers, des wohlgeſtalteten Sohnes der griechiſchen Bildung und der franzöſiſchen Mode. Der Deutſche, welcher Wieland's „Abderiten" nicht geleſen hat, kennt die Zeitgenoſſen nicht, mit und unter denen er heute noch lebt. Wieland's Wohnhaus iſt das freundlichſte, hellſte und bequemſte von allen, auch dem unberühmten Fremden zugänglichen Dichterhäuſern in Weimar, zu welchen leider durch den, auch gegenüber dem ſo oft und ſo laut ausgeſprochenen Wunſche ſo vieler trefflicher Weimar-Wallfahrer unbeugſam gebliebenen Willen ſeiner Erben Goethe's Wohnhaus nicht gehört. Ob dieſe Erben damit den Willen des Erblaſſers erfüllen? Ich denke: Nein! Finden wir doch in Goethe's Werken ein kleines Gedicht: „Wohnhaus" überſchrieben, welches lautet:

Warum ſtehen ſie davor? Iſt nicht Thüre da und Thor?
Kämen ſie getroſt herein, würden wohl empfangen ſein.

Herder's, des „eigenthümlichſten, umfaſſendſten und geiſtreichſten Schriftſtellers der Deutſchen", des weimariſchen Hofpredigers, Generalſuperintendenten und erſten

aus bürgerlicher Familie ſtammenden Präſidenten des Oberconſiſtoriums Wohnhaus, hinter der Stadtkirche gelegen, hat das Ausſehn eines wohlkonditionirten Pfarrhofes; kein Deutſcher wird aber ohne dankbare Rührung an Herder's Grab in der alten, ſchönen Stadtkirche treten, das eine einfache Steinplatte mit dem Wahlſpruche: „Licht, Liebe, Leben" bedeckt.

Die Stadtkirche iſt überhaupt nicht arm an Merkwürdigkeiten. Am Hochaltare befindet ſich ein großes Flügelgemälde, eine „Kreuzigung Chriſti", von Lucas Kranach, welches von Kunſtkennern als eines ſeiner vorzüglichſten Bilder gerühmt wird. Gemalt iſt es jedenfalls mit Innigkeit und Wahrheit, nur fällt es auf, daß auf dem Mittelbilde Chriſtus zweimal erſcheint, einmal am Kreuze, das andere Mal neben dem Kreuze, wo er mit einem feinen Spieße oder mit einem Lichtſtrahle — die Darſtellung iſt myſtiſch zweifelhaft — den Drachen durchbohrt. Dieſe zweite Geſtalt des Heilands ſchimmert in geiſtiger Verklärung, und, in die Betrachtung des Uralt-naiven vertieft, ſieht man von der Abſonderlichkeit der Kompoſition ab.

Auf dem rechten Flügel des Gemäldes ſind die drei Söhne des Kurfürſten Johann Friedrich des Großmüthigen abgebildet, welcher, da er als Gefangener Kaiſer Karl's V. durch Jena geführt wurde, dieſe drei Söhne dort um ſich verſammelte und mit ihnen die

Stiftung der nachmals so berühmt gewordenen dortigen Universität besprach. Die verunglückten Fürsten unserer Tage brauen höchstens das Gift der Rache oder dotiren — konsequenterweise — Jesuitenkonvente und deren Schulen.

Der mittlere dieser drei Fürstensöhne, Herzog Johann Friedrich von Gotha, der auch in der Geschichte den Beinamen „der Mittlere" führt, saß, wie das Kunstwerk zeigt, dem Künstler mit heiterer und zuversichtlicher Miene, welche sich wol wenige Jahre später in's Trübe und Hoffnungslose verändert haben mochte, als er in Folge der Grumbach'schen Fehden gegen die Bischöfe von Bamberg und Würzburg sein Gotha'sches Schloß Grimmenstein nach tapferer Gegenwehr dem Kaiser übergeben mußte, der ihn als Gefangenen nach Österreich abführte.

Die Haft dieses Prinzen dauerte bis an das Ende seines Lebens. Er starb auf dem schönen Schlosse Steyr, das über der lustigen Stadt Steyr im unvergleichlichen Traungau Oberösterreichs heute noch ungebrochen Thurm und Zinnen erhebt. Wenn er durch sein Kerkergitter in das Thal blickte, konnte er sehen, wie unten — während der unversöhnliche Haß des spanisch-jesuitischen Habsburgers sein Herz auffraß — die blasse Enns und die grüne Steyr sich schwesterlich in die Arme stürzen und mit vereinter Kraft ihre weitere Bahn verfolgen.

Eine alte Wiener Chronik erzählt mit Schaudern, wie der geächtete Herzog Johann Friedrich von Gotha „auf einem Bauernwagen, in gemeinen Kleidern und einen schlechten Strohhut auf dem Kopfe" durch das Rothenthurmthor geführt, über Nacht im Praghause auf dem Salzgries untergebracht und bald darauf im landesfürstlichen Schlosse Steyr bis an sein Ende „verschlossen worden ist".

Die Stadtkirche ist voll von Denkmälern weimar'scher Fürsten, darunter die in den Fußboden eingefügte unscheinbare Grabesplatte, unter welcher der ruhelose Herzog Bernhard, der unermüdliche Kämpfer des dreißigjährigen Krieges — von Richelieu's Gift eingeschläfert — ruht.

Der Küster der Stadtkirche ist ein alter Mann von freundlichem Aeußeren und feinen Manieren: er ist nicht arm an Anekdoten und hat Goethe noch wol gekannt. Als er mir in der Sacristei den schoflen Degen gezeigt hatte, mit dem Goethe zu Hofe ging (eine Waffe, die weit hinter der vielsagenden Pracht des Uniform-Degens eines heutigen Ministerial-Kanzlisten zurückbleibt), legte er denselben mit einem Seufzer in die Lade zurück und sagte: „Der Herr geheimde Rath waren ein unvergeßlich stattlicher Herr!"

Dieser ehrenwerthe Kirchendiener machte mich auf eine weitere Merkwürdigkeit aufmerksam, zu der er nur

jene Fremden führe, „die ein warmes Herz für unglückliche Fürstenkinder merken lassen", wie er das vor dem Bilde Kranach's bezüglich des Herzogs Johann Friedrich in mir entdeckt zu haben glaubte. Es ist dies das an der linken Seite des Chores befindliche Grabmal der Herzogin Agnes von Hessen, welche nach einander den Häuptern zweier in Streit und Haß liegenden sächsischen Fürstenlinien vermählt war, um durch ihr sanftes Herz die lodernden Gemüther zu versöhnen. Das schöne Werk gelang jedoch nicht, und die unglückliche Frau wurde durch Gift aus dem Wege geräumt. Ihre langathmige Grabschrift lautet im Auszuge: Agnes von Hessen etc. etc. — Saxoniae ducibus nupta duobus eram — Ad superos abii morte soluta — Quae suspicione veneni non caret. Occultum judicat omne Deus — 1565.

Mein freundlicher Führer erzählte mir, daß der dermalige Deutsche Kaiser in Begleitung des annoch regierenden Großherzogs die Stadtkirche erst neulichst besucht habe, bei Agnesens Grabstein stehen geblieben sei und, nachdem er dessen rührende Inschrift gelesen, zum Großherzog gesagt habe:

„Du! Diese arme Ururtante scheint vergiftet worden zu sein."

„Man sagt es"; erwiederte der Großherzog.

„Man ſagt es?" entgegnete kopfſchüttelnd der Kaiſer. „Hier ſteht es ja geſchrieben. Lies!"

Und der Großherzog, der für einen genauen Kenner der wunderbaren Stammbäume und der reinlichen Familiengeſchichten der Edda und des Nibelungen-Cyklus gilt, welche der Muſik-Heros Richard Wagner dem deutſchen Volke behufs ſeiner nationalen Veredlung ſo nahe zu rücken bemüht iſt, vertiefte ſich längere Zeit mit mühevoller Neugierde in die lateiniſche Inſchrift.

* * *

Das Haus, in dem Schiller zu Weimar lebte und ſtarb, iſt gegenwärtig Eigenthum der Stadtgemeinde. Schiller wohnte in einem Aufbau des ziemlich beſcheidenen Gebäudes, welcher das dritte Geſchoß deſſelben bildet. Das zweite Geſchoß, wie ich aus den Zetteln an den Thüren entnahm, iſt an mehrere Parteien vermiethet; im Erdgeſchoß befindet ſich eine Art Kaufläden, in welchen Schiller-Erinnerungen aus Holz, Gyps, Bein, Meerſchaum-Maſſen, Photographien und dergl. feilgeboten ſind, und eine nicht eben ſchweigſame Frau entre deux âges, welche gegen Trinkgeld den Schiller-Verehrern die Honneurs macht. Schiller's Wohnung beſteht aus einem Salon, einem Arbeits-, einem Schlafzimmer und noch einem vierten Zimmer. Dieſe Gemächer ſind licht, freundlich, aber viel zu niedrig, um drinnen

mit Behagen verweilen zu können. Der Salon hat gelbe Tapeten und Möbel, welche der napoleonischen Mode von 1790 bis 1835 gar wol entsprechen. Im Arbeitszimmer wurde mir Schiller's Schreibkasten, ein unbeholfenes Möbel von unpolirtem Holze, und seine elegantere Bettstätte gezeigt, die er sich in seinen letzten Tagen aus seinem Schlafzimmer nebenan hierher tragen ließ.

Mit welken Kränzen, an denen verstaubte Bänder blaßten, fand ich sie gefüllt; nur ein einziges frisches Kränzlein lag darinnen — als ich das Haus verließ.

Meine Cicerone versicherte mir, daß in Schiller's Wohnräumen Alles noch so liege und stehe, wie es sich bei seinem Tode befand. Das ist aber offenbar nicht wahr. Er lebte doch hier mit geliebten Frauen, von deren Weilen und Walten auch nicht eine Spur hier zurückgeblieben ist. Pietätvoll Zusammengetragenes ist das, was uns in diesen Räumen rührt, und ohne Kritik glaubt man gerne an die Authenticität der Geräthe, die uns Erinnerungen an das stille Schaffen des kränkelnden Dichters hervorzaubern, der wie keiner die Herzen des ganzen deutschen Volkes sich unveräußerlich aneignete.

Als ich später an Goethe's größerem und vornehmerem, aber von Außen höchst nüchternem Wohnhause vorüberkam, in welchem ganz gewiß eine größere und echtere Anzahl bedeutsamer Reliquien verwahrt ist, mußte ich der Vorsorge der Stadtgemeinde in Schiller's Hause

mich dankbar erinnern und unterließ es nicht, dabei allerlei — in Gedanken allerdings zuläſſige und durch die Sachlage ſattſam begründete — Unhöflichkeiten zu den mehr erblindeten als erglänzenden Fenſtern der Junker emporflattern zu laſſen, welche die Schlüſſel zu all' den verſchloſſenen Herrlichkeiten in der zugeknöpften Taſche tragen.

Geradezu vom Himmel geſendet, mein aufbrauſendes Herz zu beſänftigen, begegnete mir ein liebenswürdiger Mann, der mir ſchon auf der großherzoglichen Hofbibliothek, deren kenntnißreicher Vorſtand er iſt, Genuß und Belehrung geboten hatte. Ihm erzählte ich von meinem Beſuche im Schillerhauſe, wie ich dort an Schiller's dürftigem Schreibtiſche geſeſſen und mich im Stillen gefragt habe: „Womit haſt denn du ſo viel äußerliches Glück, ſtarke Geſundheit und kaum beſchränkte Muße verdient, welche letztere du mit deinem kleinen Talente und deiner geringen Schaffenskraft nicht einmal annähernd auszufüllen vermagſt, während an der Stelle, wo du jetzt weilſt, ein vorleuchtender, unerſchöpflich hohe Schönheit gebärender Geiſt, von Krankheit und Nahrungsſorgen bedrängt, verloderte und erloſch!?"

Der Angeſprochene erwiederte jedoch: wegen der Nahrungsſorgen Schiller's ſollte ich mich nicht allzuſehr bekümmern. Schiller habe nur zu kurz gelebt, um ſich deſſelben materiellen Gedeihens wie ſein Freund und

Verehrer Goethe zu erfreuen. Schon als Professor zu Jena kaufte er sich in der Lobedaer Vorstadt des fröhlichen Musensitzes ein Haus mit einem schönen Garten, dort, wo jetzt die Sternwarte steht. In diesem Hause schrieb er sein Haupt- und Meisterwerk: „Wallenstein". Seit er aber im Jahre 1799 nach Weimar übergesiedelt war, gründete sich ihm durch den allgemeinen Enthusiasmus, den seine Werke im Schauspielhause und im entzückten Leser hervorriefen, welcher obendrein in Cotta's Honoraren seinen nachhaltigen Ausdruck fand, ein würdevolles und behagliches Dasein. Als er starb — berichtete mir mein Gewährsmann — besaß Schiller Wagen und Pferde; zurückgelassene Cotta'sche Korrespondenzen und später vorgefundene erfreuliche Weinrechnungen geben die beruhigendsten Aufschlüsse. Wäre ihm eine nur annähernd so lange Lebensdauer zugemessen gewesen, wie seinem um zehn Jahre älteren Freunde Goethe, er wäre in fröhlichem Wohlstande und in hohen Ehren gestorben wie dieser: „Es ist nicht recht, über eine undankbare Mitwelt zu klagen, wo man es blos mit einem boshaften Schicksal zu thun hat."

* * *

Der Friedhof Weimars ist von einer Traulichkeit — ich möchte fast sagen — Wohnlichkeit, wie man das nur in einer schwach bevölkerten Kleinstadt antreffen kann.

Wenn man auf den Friedhöfen der Großstädte über die enggedrängten Gräber stolpert, deren eines in Blumen- und Marmorschmuck prangt, während das nebenan, von dürrem Grase überwuchert, verlassen und vergessen einsinkt; wenn dort ein beständiges Graben, Verschütten, ein unaufhörliches Hinauswerfen von überzählig gewordenen Todtengebeinen stattfindet, um frischen Opfern des blinden und dummen Sensenmannes Platz zu machen, welche oft noch mit allen Reizen ihres Daseins in die Grube sinken; wenn auf den wüsten Friedhöfen der Großstädte der Tod uns häßlich entgegengrinst und in die Ohren schreit: lächelt er auf Weimars Friedhofe wehmüthig unter Blumen, und ich hörte nur seinen leise mahnenden Hauch in den blühenden Gebüschen und in den von Sonnengold durchrieselten Laubeskronen über mir.

Offen gesagt — ich war bereits eine gute Strecke gegangen, ohne zu wissen, daß ich mich bereits im Friedhofe befinde. Ich glaubte, mein Führer geleite mich durch einen Nachbargarten, durch den ein kürzerer Weg zur Fürstengruft führt. Endlich erregte ein halbversunkenes, in Regen und Sonne verwittertes Steinkreuz meine Aufmerksamkeit. In den Rasenstücken, die zwischen uralten Bäumen und wucherndem Strauchwerk grünen, folgten jetzt — wenn auch immer in größeren Zwischenräumen — andere Grabesmale; man konnte aber noch

immer glauben, in dem Parke einer Matthiſſon'ſchen Schwärmerin zu wandeln, die zu ihrer Ergötzung unter Trauerweiden und Ahornbäumen einen Scheinfriedhof ſich ſchuf. Die Täuſchung wurde größer, als die Kreuze, Urnen und Pyramiden ſich gänzlich verloren und am Ende der breiten Allee ein in antikem Style erbauter Tempel den Weg abſchloß. Ich ſtieg ſeine Stufen hinan, da öffneten ſich von Innen die ehernen Pforten, und es bekomplimentirte mich der Grabeshüter der großherzoglich Sachſen-Weimar-Eiſenach'ſchen Fürſtengruft.

Im inneren Tempelraume, in welchem das Licht von oben einfällt, fand ich einen ſchlichten Altar, einen modernen Moſaikboden, darüber einen großen, bunten, noch moderneren Salonteppich: ich war in der konventionellen Hauskapelle eines hochfürſtlichen Schloſſes. Als ich aber in den unterirdiſchen Tempelraum hinabgeſtiegen war, ſtand ich am Fußende zweier mächtiger Eichenſärge, auf deren einem mit goldenen Lettern „Goethe", auf dem andern in gleicher Schrift „Schiller" zu leſen iſt. Sonſt haben dieſe Särge keinen Schmuck.

Auch heute noch vermag ich das Gefühl nicht in Worten auszudrücken, das mich übermannte, als ich vor den ſterblichen Ueberreſten der beiden Unſterblichen ſtand, die dem deutſchen Volke ein ſo reiches Vermächtniß wie noch kein vor ihnen Geſchiedener hinterlaſſen haben, von

dem auch ich, der zu ihrer Grabesstätte wallfahrende Epigone, meinen Theil empfing, genoß und bis an mein Ende dankbar und thätig genießen werde.

Es waren Goethe's Einwirkung und die edeln Empfindungen des Großherzogs Karl August, welche im Jahre 1826 die Übertragung von Schiller's Leiche aus dem Landschaftskassengewölbe auf dem alten St. Jakobs-Kirchhofe in die neue Fürstengruft veranlaßten; Goethe hingegen ruht ad mandatum proprium Serenissimi neben seinem durchlauchtigen Gönner und neben seinem ebenbürtigen Freunde.

Es ist viel darüber hin und wider gesprochen worden, ob die Beisetzung unserer Dioskuren in einer Fürstengruft eine gar so würdige Ehre für dieselben sei, und man liebte jene Verse zu citiren, die Rückert Körner's Geist sprechen läßt, als man daran dachte, des ewig jungen Lützow'schen Jägers Leiche unter der Eiche zu Wöbbelin zu erheben und an — wie man meinte — ausgezeichneterem Orte zu bestatten. So spricht jener Geist:

Man hat in Fürstengrüften
Bestatten mich gewollt —
In diesen frischen Düften
Ihr ruh'n mich lassen sollt!

Der Streit ist ganz müßig. Die Verfügung Karl August's, welcher das letzte Ruhekissen seiner Freunde und Lieblinge neben das seine zu legen befahl, welcher

bei denen ruhen wollte, mit denen er gearbeitet hatte, ehrt den Fürsten für alle Zeiten; wo man aber auch Schiller und Goethe begraben hätte, auf dem Dorfkirchhofe zu Bauerbach, nächst dem Pfarrhause zu Sesenheim, wo Goethe's schönste Liebe starb, jeder von Beiden würde auch ohne „höhere Verfügung" ruhen in einer Fürstengruft.

Ich hatte früher oft gelesen, daß diese Eichensärge mit Lorbeerkränzen bedeckt seien. Ich fand auf keinem derselben einen Kranz. Was sollte ein solches bald verwelktes Gewinde auch bedeuten, hier, wo das Herz den Flügelschlag des unvergänglichen Ruhmes aus allen Nähen und Fernen der gebildeten Welt beständig vernimmt? Es machten daher auch der silberne Lorbeerkranz, welchen Damen Hamburgs zu Schiller's hundertstem Geburtstage „stifteten" und ein wenig geschmackvolles Kränzchen aus sammtenen Lorbeerblättern, auf denen Schiller'sche Dramentitel gestickt sind (eine Spende der bekannten Schauspielerin Niemann-Seebach), welche beide am Fußende von Schiller's Sarg auf einer Art von Notenpult aufgestellt sind, gegenüber dem in das allgemeine Bewußtsein der gebildeten Welt übergegangenen Verdienste, welches durch diese Spenden — wie es scheint — geehrt werden soll, einen gar dürftigen, ja sogar aufdringlichen Eindruck. Der Kranz der Schauspielerin wirkt doch zuletzt nur wie eine — Reklame;

daß es aber einer guten Anzahl von Hamburger Damen nicht schwer fällt, einige Hände voll Silber zusammenzubringen und daraus einen Lorbeerkranz gießen zu lassen, ist auf allen europäischen Börsen genugsam bekannt. Ich würde überhaupt jenen Damen, die zwar Schiller zu feiern, Goethe aber nicht zu würdigen verstehen, gerathen haben, mit dieser ihrer Qualität nicht allzu weit in den Vordergrund zu treten.

* * *

Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines!

Dieser Verse Iphigeniens mußte ich mich erinnern, als ich in den „alten Schloßgarten" hinaustrat, der sich, von der Ilm durchronnen, durch's Thal hinauf bis an die Wiesen von Oberweimar erstreckt und schon zu der Zeit, als Goethe nach Weimar übersiedelte (1775), „mit uralten Bäumen bewachsen war".

Es giebt nichts Träumerischeres, als den Aufenthalt in diesem schattenreichen Parke, der nur wenig besucht wird. Hier beim „leisen Fluthen" der vielbesungenen Ilm vernimmt man in den hohen Laubeskronen über sich die Stimme jener geistig-schönen, frei schaffenden und frei genießenden Zeit, die wie ein Stück Himmel zu Weimar auf die Erde fiel, leider aber — wie alle Zeichen sprechen — den deutschen Landen nie wieder

geſendet werden wird. Auch das waren Tage, von denen geſchrieben ſteht: „ſie blühen einmal und nicht wieder!“

Hier kommt man auch zu „Goethe's Gartenhauſe“, einem wahrhaft armſeligen Häuschen, ſeiner baulichen Beſchaffenheit nach zu nichts mehr als zu einer Gärtnerwohnung, zur Aufbewahrung von Gartenwerkzeugen, Blumentöpfen und dergleichen verwendbar.

Goethe ſelber ſagt davon:

Übermüthig ſieht's nicht aus,
Hohes Dach und nied'res Haus.

Die drei Fenſter des Erdgeſchoſſes — wonach man ſich die Breite der Hauptfront des Gebäudes vorſtellen mag — gleichen denen eines mäßig hellen Meierhofes, die des oberen Stockwerkes aber den lichtſcheuen Guckl öchern eines Bergbauernhauſes. Der Garten ſelbſt iſt das kleine Stück eines ſchattigen, von grünen alten Hecken eingeſchloſſenen Abhanges. Dieſes Häuschen und dieſer Gartenraum ſind Karl Auguſt's Geſchenk an ſeinen „Freund“ Goethe, der dort, als ſeine Liebe zur Frau von Stein die herrlichſten Liebesblüthen trieb, jahrelang zur Winter- und Sommerzeit wohnte und glücklich war, wie nie wieder ſeit Seſenheim.

Dieſes Häuschen und dieſer Gartenraum ſind dasſelbe Geſchenk Karl Auguſt's an Goethe, von dem der Letztere ſingt:

Denn er hat mir gegeben — — —
— — — Felder und Garten und Haus.

Oh! du goldene Fürstenhand, wie groß ist **jede** deiner Gaben!

Auch in dieses Gartenhaus wird von Goethe's Erben dem Fremden der Eintritt versagt.

So wie die Werke der weimar'schen Klassiker, trotz der Höhe ihres Schwunges, doch immer auf das Anmuthigste und Fruchtbarste mit dem wirklichen Leben sich verbinden, so geht auch der alte Schloßpark, in dem ihre Schöpfer sinnend wandelten, fast unmerkbar in die stillen Straßen des Residenzstädtchens über, und die träumerische Ilm, welche flüsternd die Schritte jener Dichter begleitete, fällt am Ausgange der alten Buchengänge auf die Räder der — großherzoglichen Schloßmühle.

* * *

Auf der Hofbibliothek, einem geschmackvollen leichtgezeichneten Rococo-Gebäude, das nahe am Ausgange des Schloßparkes sich erhebt, wies man mir eine Anzahl von Goethe-Reliquien, darunter Goethe's Hof-Uniform: einen Frack von grünem Tuche, mit glatten Metallknöpfen, ohne jede Stickerei, nur Kragen und Aufschläge mit einer schmalen Schlangenlinie von dürftigen Silberbörtchen benäht. Keine Seele würde heutzutage in diesem ärmlichen Kleide mehr als einen artigen Hausoffizier,

keinesfalls aber einen Minister suchen, wobei nicht verschwiegen werden darf, daß man heutzutage nicht selten Gefahr läuft, im goldstrotzenden Ministerkleide nicht mehr als einen gefügigen Hausoffizier zu finden.

Man zeigte mir solche Raritäten als einen „Nachklang der klassischen Tage" Weimars! Lächerlich. Was wollen Staatsuniformen, Schlafröcke, Rohrstöcke und Degen bedeuten gegen die beredte Sprache, die aus den prächtigen Frauenbildnissen an der Bibliothekswand, aus den kühn und lebenslustig aus ihren Goldrahmen herunterblickenden Prinzessinnen- und Hofdamen-Gesichtern redet?!

Leider traf ich unter all' diesen Schönheiten kein Bildniß der Frau von Stein; dagegen fiel mir eine Marmorbüste des regierenden Großherzogs auf, auf deren von der Toga bedeckten Brust der Stern des Sachsen-Weimar'schen Falken-Ordens prangt.

Drolliger Bildhauer! Was er wol damit wollte? Wollte er vorsichtig verhindern, daß irgend ein Besucher dieser Bibliothek in respektwidriger Weise den gegenwärtigen Landesvater als einen Gleichen unter Gleichen, unter die ebenfalls als Büsten hier aufgestellten Goethe, Schiller, Wieland u. s. w. einreihe? Oder wollte er andeuten, daß jetzt in Weimar andere Sterne leuchten, als einst?

Gerechterweise sei es aber zum Schlusse gesagt, daß in Weimar (wo, nebenbei bemerkt, gar anmuthsvolle Frauen und Mädchen auf Markt und Straße gehen, welche ich für einen Nachhall aus Weimars klassischer Blüthezeit zu nehmen mir erlaube) der Geschmack an Verehrung von Kunstheroen auch heute noch nicht erstorben ist, insbesondere in den Herzen der Damen. Da jetzt nichts Besseres mehr vorhanden ist, haben sie Abbé „Liszt Ferencz", der sich von Zeit zu Zeit in Weimar aufhält und ein hübsches Haus am Ende der Marienstraße bewohnt, auf den Schild gehoben. Dieser ist derselbe „Franz Liszt", der uns schon in unserer Jugend als Klavierspieler und Klaviercompositeur entzückte, während er uns in unseren Mannesjahren durch Oratorien und dergleichen Kompositionen quält, der in seiner Jugend ein Liebling der schönsten Damen war, in seinem Alter aber ein Liebling des längstregierenden Papstes geworden ist.

Ein Weimaraner erzählte mir: „Sie können sich kaum vorstellen, wie lustig es oft in Liszt's Matinée zugeht. Sein Humor ist ganz deliciös, seine Kunst ist muthwillig über alle Maßen. Neulich phantasirte er auf seinem Instrumente. Mit der linken Hand spielte er die weihevollen Akkorde der österreichischen Volkshymne, mit der rechten Hand variirte er in der brillantesten Weise das bekannte Thema: „Ei du lieber Augustin, Alles

ist hin!" Mein Weimaraner schien ziemlich betroffen, als ich diesem Humor sichtbar keinen Geschmack abzugewinnen vermochte; ich muß aber hier ausdrücklich gestehen, daß mir jedes Urtheil über die Verläßlichkeit meines Berichterstatters fehlte. Zuletzt erwiederte ich: „Was Sie mir da erzählen, vermag ich kaum zu glauben, selbst dann nicht, wenn Sie die Entschuldigung hinzufügen würden, daß Abbé Liszt diese dualistische Phantasie in seiner Eigenschaft als königlich ungarischer Musikdirektor vorgetragen habe!"

* * *

Endlich hatte die Stunde meiner Abreise geschlagen. Noch ein Gang durch Park und Straßen. Wie schrumpfte alles hier Gegenwärtige zusammen gegenüber dem hier Vergangenen! Und doch hatte ich nicht das Gefühl, als schiede ich von Gräbern. Von Alledem, was hier war, ist nichts todt: Jedes davon lebt noch irgendwo und allenthalben und immer. In meinem Herzen klangen Goethe's Terzinen „bei Betrachtung von Schiller's Schädel":

Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie sie das Feste läßt zu Geist zerrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre.

Als ich so zum letzten Male durch die kleine, leere, schattenlose und müde Stadt schlich, bemächtigte sich

meiner das Gefühl, als hätte ich eine Reihe hoher, in Lorbeerſchmuck ergrauter Männer beſuchen wollen, denen die ganze Welt des Geiſtes und des Schönen ſo unermeßlich viel verdankt. Wo ich in Sälen und Kirchen, auf Straßen und in Gärten, auf Fluren und in Hainen ihre theuren Spuren verfolgte — überall mahnte es mich, als ſeien ſie ſoeben vorübergegangen.

Endlich aber mußte ich mich überzeugen, daß keiner der alten Herren mehr zu Hauſe ſei, daß auch keiner von ihnen ſo bald wieder kommen werde, und ſomit ſchloß ich traurig Koffer und Reiſetaſche, ließ mich in der alten Poſtkutſche wieder auf den Bahnhof ſchleppen und reiſte — der Zukunft entgegen — nach Berlin!

An Eulenspiegel's Grabe.

Der Reisende, welchen auf der Eisenbahnstrecke von Berlin durch die Provinz Brandenburg die trostlosesten Gegenden ermüdeten, fühlt sich durch den Blick in die Umgebungen der mecklenburg'schen Landstadt Boitzenburg nicht wenig erfreut.

Hier fließen sanfte Höhenzüge, von denen alter Laubwald niederrauscht, in das getreide- und weidenreiche Land, welches in zahlreiche Rittergüter zertheilt ist, deren stattliche Schlösser und Gärten und wildbelebte Auen einladend herübergrüßen. Hier lebt noch patriarchalischer Sinn, gepaart mit elegantem Übermuthe, hier geht zur Zeit noch ein rechtes Jagen auf Hoch- und Reißwild auf. Die sanften Waldhügel sind zum Theil Ausläufer des vielgenannten Sachsenwaldes, welcher durch des Königs von Preußen freigebige und — was noch seltener ist — dankbare Gnade in das Eigenthum des Fürsten Bismarck übergegangen ist, jenes „großen" Staatsmannes, der (so wie Schiller's: „großer Moment" auf ein „kleines Geschlecht") zu seinem Glücke fast immer auf „kleine Staatsmänner" traf.

Es war ein prächtiger Sommerabend, als ich, angeweht von dem abkühlenden Hauche Bismarck'scher „fürst-adeliger" Waldluft, durch die behagliche Atmosphäre mecklenburg'schen Junkerlebens nach der Station Büchen hinauffuhr, um von dort in den Weg zur Republik Lübeck einzubiegen. Mir war ganz neuösterreichisch zu Muthe. Mein Behagen wurde aber nur noch vermehrt durch die Erinnerung an die so angenehmen Tage in Berlin, welches ich erst am Mittag desselben Tages verlassen hatte. War das ein unvergeßlich herzlicher Empfang, den ich dort bei Freunden und Freundesfreunden gefunden! Alles, was nur gut und theuer war, ließ man mich auf das Gefälligste mitgenießen, und überall traf ich vortreffliche Preußen voll deutscher, aber auch vortreffliche Deutsche voll preußischer Gesinnung. Die Versicherungen der brüderlichsten, bundesfreundlichsten und uneigennützigsten Hinneigung zu Österreich, „dessen Hülfe man in dem zuletzt doch unvermeidlichen Entscheidungskampfe mit Rußland nicht wird entbehren können," drangen so rasch in mein Herz, daß es meinem Verstande oft nicht möglich war, gleichen Schritt mit ihnen zu halten. Man führte mich in die wegen ihrer Pracht von der Elster bis zur Eider hochberühmte königliche Oper, wo das Ballet „Flick und Flock" in einer netten Duodez-Ausgabe von bequemen Tänzern und ernsten, reifen Tänzerinnen in einer Ausstattung vorgetanzt

wurde, welche mir den besten Begriff von der nüchternen und besonnenen Staatswirthschaft Preußens beibrachte. Man nahm mich mit in das Flammenmeer des Kroll'schen Gartens, in die taghell illuminirten Gänge des von fröhlichen Menschen und heiteren Musikklängen durchwogten Stadtparks, man gab mir Erdbeeren- und Ananas-Bowle zu trinken, man unterließ es mir mit Weißbier aufzuwarten, man zeigte mir auf dem Königsplatze das stolze „Siegesdenkmal", das wegen seiner einfach edeln und geschmackvollen Form von den Berlinern kurzweg „der Siegesspargel" genannt wird. (Auf dem Granitsockel des Monumentes fand ich unter den dort angebrachten Bronzereliefs eine bundes- und blutsfreundschaftliche Erinnerung an die Schlacht bei Königgrätz; ferner zählte ich unter den sechzig erbeuteten Geschützröhren, welche die Cannelirung der auf der Siegeshalle emporragenden graugelblichen Säule schmücken, neben dänischen Geschützen, welchen Österreich als Preußens treuer Bundesgenosse im Jahre 1864 gegenüber gestanden, auch zwanzig von denselben Preußen den Österreichern im Jahre 1866 abgenommene Kanonen. Man machte mich aufmerksam, daß diese Säule die Trajanssäule um die Hälfte, die Vendômesäule aber um ein Drittel an Höhe übertrifft, worüber ich mich übrigens nicht verwunderte, da Spargel bekanntlich schneller wächst als Lorbeerbaum und — Eiche.)

Von Genuß ging es zu Genuß. Man begleitete mich nach Potsdam, wo in alten Gärten zwischen feenhaften Schlössern kristallene Brunnen rauschen, funkeln und springen, während die Stadt lautlos liegt, wie ein vertrocknender Sumpf. Dann ging's mit Dampf wieder zurück in den unübertrefflichen zoologischen Garten, wo ich eine solche Menge von lebenden Tigern und Löwen beisammen so wohl behaust und verpflegt fand, wie ich das noch nirgend gesehen hatte; diese theilweise königlichen Thiere erhoben von Zeit zu Zeit ihre Stimme, die selbstbewußt wie gebieterisches Triumphgeschrei weithin widerhallte.

In diesem zoologischen Prachtgarten befindet sich auch eine vortreffliche Restauration, welche jetzt der Sammelplatz der feinen und feinsten Berliner Welt ist. Neben den — in Berlin so zahlreichen — eleganten, schlankgewachsenen und feinbewegten Damen ist der stattliche, wohlgestaltete preußische Offizier mit seinem im Frieden lautlosen Degen und seinem kleidsamen Ueberrocke eine dem Auge wohlthuende Erscheinung, und Offiziere nicht minder trefflicher Armeen, welche verurtheilt sind, den Damen ihres Herzens zur Sommerszeit in scharfgekürztem Kamisol, im Winter aber in schlotternden Schlafröcken zu begegnen, hätten wol Ursache, ihre preußischen ci-devant Kriegskameraden um ihre geschmackvolle Adjustirung zu beneiden.

Auf der Terrasse der Restauration saß ich als Gast

einem von mir — und wie ich bald merken konnte — auch von seinen Mitbürgern hochgeachteten Freunde gegenüber. Wir vertieften uns in ein tadelloses Diner und in ein ernstes und warmes Gespräch. Aus dem aufrichtigen Herzen, dem klaren Verstande meines Freundes klangen mir wieder jene stammesverwandten Überzeugungen, welche — wenn die Fürsten sie zur Grundlage ihrer Handlungen machen möchten — die siegreiche Zukunft deutschen Kulturlebens sichern müßten. Mit einfachen Worten schilderte er die Staaten, deren Lenker krankhaft, wie in Krämpfen, um sich schlagen, oder tückisch, mit scharf angespannten Muskeln zum Ansprung zusammenkauern oder, im Banne des Jesuitensegens sich unverletzlich wähnend, muthlos unter die Decke kriechen, das Ihrige Anderen befehlend. Von der Krankheit kamen wir auch auf die Arzneien, auf die Heilmittel der reagirenden Natur und der eingreifenden Kunst, auf die Sympathien der — Stammesverwandtschaft, auf die Vorsehung, die keinen Deutschen verläßt, auf die Wunder der himmlischen Gerechtigkeit, wir citirten Freiligrath's schöne Verse:

Trotz Alledem und Alledem,
Es kommt dazu trotz Alledem,
Daß noch der Mensch die Bruderhand
Dem Menschen reicht — trotz Alledem!

Wir erhoben die Gläser, in denen eben der erste Strahl des aufgehenden Mondes sich spiegelte, unsere

Herzen waren voll Zuversicht und friedlicher Hoffnung. Hätte uns nur nicht aus dem Raubthierhause herüber der brüllende Aufschrei eines Tigers gestört, der noch nicht satt geworden zu sein schien —

Wie gesagt, ich empfand viel äußeres Behagen, als ich so zwischen anmuthigem Wiesenland und frühlingshaften, neuergrünten Waldesstrecken gegen die Ostsee hinabfuhr; die sinkende Junisonne stimmte alle Formen und Farben zu wohlthuender Harmonie. Ich muß aber offen gestehen, in mir sah es höchst unharmonisch aus. Quälende und verwirrende Zweifel fingen an, sich in meinem Kopfe herumzuschlagen. Bald waren es die gesegneten Ebenen der Lombardei, bald die märchenhaftprächtigen Paläste Venedigs, bald die verwüsteten Theile Bosniens, bald die sterilere Karste der Herzegowina, bald wieder die Reichskanzlei auf dem Ballplatze zu Wien, bald die reichsgewaltigen Schürbarte, Attila's und Kalpak's Buda-Pest's und deren Eljenjubel, den jetzt das czechisch-polnische Slavageschrei aus Prag und Lemberg zu übertönen strebt — die wie ein drückender Wust verwirrend und beängstigend vor mir aufgingen.

Was soll aus Alledem werden? fragte ich mich beklommen. Da war es mir, als riefe das Schicksal mit einer massiven Ministerstimme, welche ich schon irgendwo gehört zu haben glaubte, mir in's Ohr: „Was unterstehst du dich, du Wurm, mich zu interpelliren?! Was

aus Alledem werden wird, geht dich gar nichts an, denn ich nehme es auf meine Verantwortung!" — „Daß dich das Donnerwetter!" rief ich zurück, „Grobheiten auch noch! Das ist mir auf all' die Stümperei hinauf doch zu arg. Nicht einmal Sorgen und Kummer soll der Patriot mehr haben? Lammfromm und fischstumm soll er zusehen, wie diese Diplomatie hier wie eine junge Dogge täppisch zuspringt, dort wie ein alter Kater mit zugekniffenen Augen hinschleicht, bis endlich in dem das Jahrhundert entehrenden Kampfe der eine Streiter dem andern das Schwert aus der Faust schlägt und die scharfen Splitter uns in Fleisch und Augen fahren! Dann kommt die ganze Sippschaft mit eingekniffenem Schwanze zurückgelaufen, bekennt sich wieder zu ererbten Übelständen, appellirt an den noch möglich gebliebenen Patriotismus und an den Rest im Geldbeutel des Bürgers. Dann wird wieder das alte Stück gespielt: „Sic vos, non vobis!" Wer soll, wer kann dann helfen?"

Das Schicksal aber (ich mußte trotz der bekannten Stimme glauben, daß doch nur dieses zu mir gesprochen hatte, weil ich ganz allein in meinem Coupé saß) hatte sich nach der so gelungenen Beantwortung meiner Interpellation wahrscheinlich wieder in seinem Fauteuil niedergelassen und gab sich nicht weiter mit mir ab.

Die quälenden Zweifel von früher und das kurze, aber lebhafte Rencontre, das ich mir soeben zu erzählen

erlaubte, hatten mich ſehr angegriffen. Meine Nerven waren ermüdet, ich war ſchläfrig geworden. Eine Zeit lang noch, zwiſchen Schlafen und Wachen, beneidete ich jene Kabinette, die nach ſo vielen Täuſchungen, welche ſie ihren Freunden bereiteten, überall auf's Neue wieder Vertrauen und gewinnreiche Beſchäftigung finden, und ich erinnerte mich dabei an den „wunderbaren und alltſamen Mann" Till Eulenſpiegel, der ſchon lange vor den Staatenlenkern unſerer Tage dieſelben ſtaatsmänniſchen Qualitäten in deutſchen und welſchen Landen praktizirte, der als Schmiedegeſelle dem Schmied zu Roſtock die Blasbälge zerriß, als Schuhknecht dem Schuhmacher zu Wismar das Leder verdarb, als Brauerburſche dem Brauer zu Einbeck den Sud ſtatt Hopfens mit einem todten Hunde würzte, trotz Alledem wieder Arbeit als Schneider fand und, obſchon er in Berlin ſeinem Meiſter das Tuch ſchadenfroh zerſchnitten und zu Brandenburg die Schneider unter die Schweine geworfen hatte, dennoch den ſchönen Erfolg erlebte, daß auf dem Konferenztage, welchen er nach Roſtock ausſchrieb, „allda er den ſchneidern ein kunſt wollt leren, das inen und iren kindern gut ſollt thun" — ſämmtliche Schneider von ganz Holſtein, Sachſen, Pommern, von dem Sunde, von Hamburg, Lübeck, auch die berühmteſten von Wien und Graz gläubig und vertrauensvoll die Kanzel umſtanden, von welcher er, wie der Fuchs den Gänſen, predigte.

Während dieser Gedanken forderte aber die Natur ihren Tribut, und ich schlief ein.

Ich schlief sanft und traumlos, ich schlief auch ziemlich lange, denn ich kann mich nicht erinnern, die Bahnhöfe zu Büchen und Roseburg gesehen zu haben. Plötzlich weckte mich ein heftiger Stoß. Ich weiß noch heute nicht, welches der zahllosen Eisenbahnteufelchen, die theils unter, theils auf den Schienen lagen, mich damals von meinem Sitze schleuderte. Das Eine aber weiß ich: als ich mich wieder zurechtgerückt hatte und durch das Fenster blickte, lag ein liebliches Bild vor mir. Ein stiller Landsee (es war der erste der reizenden, waldumschlungenen lauenburg'schen Seen, der mir zu Gesicht kam), dessen nördliches Ende prachtvolle, noch frühlingsgrüne Buchenwälder verhüllten, erglänzte unter mir in den letzten Strahlen der niedergehenden Sonne; auf seiner vom Abendwinde angehauchten Fluth flimmerten und wogten Myriaden von Rubinen. Drüben am Ufer standen die alten Häuser eines alten Städtchens, graue Wände, helle Fenster, braunrothe steile Ziegeldächer, glänzende Windfahnen, Alles überragt von einer uralten Kirche und einem gewaltigen staffelförmigen Giebel, unter dem zweifelsohne Consul et Senatus hujus loci, Bürgermeister und Rath, ihre fruchtbare Weisheit wachsen und walten lassen. Jenseit des Städtchens stieg das Waldgebirge empor, und am luftigen Waldesrande oben

schwang eine fleißige Kornwindmühle ihre gigantischen Flügel. Als der Zug weiter vorrückte, gewann ich Einblick in eine Straße, aus der zwei Pickelhauben herüberblitzten, während am Seeufer einige Zwillichkittel eine Kanonen-Lafette wuschen. Inzwischen hatte dem rasch Dahinfahrenden der Buchenwald den Anblick von See und Stadt entzogen. Wie mag wol diese Landstadt heißen? fragte ich mich eben, als der Zug anhielt. „Station Mölln!" rief der Schaffner mit seiner beinahe an das früher von mir interpellirte Schicksal mahnenden groben Stimme.

„Mölln!" wiederholte ich — „das ist ja die Stadt, in deren Spital Till Eulenspiegel, gepflegt von frommen Beguinen, besucht von seinem alten Mütterlein, einer „alt arm Frau", wie die im Jahre 1519 gedruckte Straßburger Ausgabe des Volksbuches: „Ein kurzweilig Lesen von Til Ulenspiegel" sie nennt, welche aus dem Braunschweig'schen herübergewandert war, um noch einmal ihren berühmten Sohn zu sehen, im Jahre 1350 gestorben und begraben worden ist. Jetzt ahnte ich auch, wem ich den argen Rippenstoß zu verdanken hatte, der mich am Ufer des Möllner Sees so rasch aufweckte. „Das war des Till's Geschoß!" Der alte Stromer, dessen ich oben zwischen Boitzenburg und Büchen so ehrenvoll und in so vornehmer Gesellschaft gedacht hatte, konnte sich es nicht versagen, in seiner Weise mir seinen Dank zu be-

zeigen. Oder wollte er mich gar einladen, dem, was von ſeinem Lauf und Staub zu Mölln noch übrig iſt, einen Beſuch abzuſtatten?

Gut, dachte ich, du früher König des Scherzes und des Spottes, ich will deiner Einladung in den nächſten Tagen Folge leiſten! Du redlicher Schalk, der ſeine Tollheiten auf ſeine Rechnung trieb und deren Folgen auf ſeinen Rücken niederfallen ließ, ganz anders als minder vergnügte und weniger erheiternde Potentaten ſpäterer Jahrhunderte, welche ihre Streiche immer nur auf Rechnung ihrer Völker zu verüben geruhten.

Inzwiſchen war es vollends Nacht geworden, und ich fuhr zu der verblühten Königin der Hanſa, nach Lübeck hinab.

Ich rechne es zu den größten Annehmlichkeiten, nachdem man viele Meilen lang ein Frachtſtück der Eiſenbahn geweſen, wieder einmal zu Wagen in's Land hineinzufahren, wieder einmal der Herr ſeines Willens, ſeiner Stunde, ſeiner Minute zu ſein. Man empfindet das wohlthuende Gefühl vollſtändiger Emanzipation, wenn man wieder zu ſeinem Kutſcher ſagen kann: „Hier fahre langſamer, hier ſtehe ein wenig ſtill.“ Der ſchöne Baum, die liebliche Blume am Wege, der friſche Brunnenſtrahl — ſie ſind wieder für den Reiſenden da; in dieſes Haus darf er treten, dieſen Wanderer

darf er ansprechen; nicht so wie auf der Eisenbahn, wo ihn das Alles ebensowenig angeht, wie einen cisleithanischen Reichsraths-Abgeordneten die auswärtige Politik, die auf Kosten seines Gutes und seines Blutes gemacht wird. Diese vergnüglichen Gefühle beseelten mich, als ich wenige Tage nach Eulenspiegel's Rippenstoße, auf einem Ausfluge, welchen ich aus Lübeck in das Herzogthum Lauenburg unternahm, zu Ratzeburg in den Wagen stieg und den Berg hinauffuhr, über welchen durch die nette Vorstadt des längst verschollenen Bischofssitzes der Weg nach Mölln führt. Ein Stündchen rollten wir zwischen Wiese, Wald und Feld auf ebener, vortrefflich gehaltener Straße, dann senkte sich diese in ein muldenförmiges Thal, noch um eine Waldecke, und wieder lag das trauliche Mölln mit seinen grauen Häusern, hellen Fenstern, steilen Ziegeldächern, blanken Windfahnen, der uralten Kirche, dem gewaltigen Rathhausgiebel, der überragenden fleißigen Korn-Windmühle und dem schönen See vor mir, der dieses Alles „märchenhaft lieblich" wiederspiegelte.

Auf dem See schwammen zwei stolze Schwäne, und damit das Poetische nicht allzusehr überhandnehme, stand gleich am Anfang des Städtchens eine kleine Kaserne sammt Ställen und Remisen, welche eine Batterie der königlich preußischen Artillerie beherbergen. Zur weiteren Abkühlung begann noch ein ausgiebiger Sommer-Regen,

welcher, als ich am Kirchhofthor ausstieg, mit solchem Übermuthe zugenommen hatte, daß die mehr als Ein Jahrhundert alten Lindenbäume, welche dort stehen, keinen Schutz mehr gewährten und vom Kirchendache solche Ströme niederschossen, daß ich es aufgeben mußte, Eulenspiegel's Grab zu suchen, und froh war, die Kirchenthüre offen zu finden, durch welche ich hurtig eintrat. Mein Schritt mäßigte sich aber, als ich wahrnahm, daß ich im Gotteshause nicht allein war. Unter dem Musikchore befand sich über einigen Stufen ein kreisförmiger Aufbau, auf dessen enger, von einem bemalten Holzgeländer umschlossener Oberfläche vier bis fünf Frauenspersonen mit einem evangelischen Pastor in Amtstracht zusammengedrängt standen, welcher Gebete oder Formeln in deutscher Sprache mit jenem Nachdrucke und Würde sprach, welche ich bei unseren katholischen Geistlichen gar oft vermisse, wenn dieselben ihre lateinischen Sprüchlein wie etwas ganz Unwesentliches nur so nebensächlich vor sich hinmurmeln.

Ich drückte mich, mit einem mißtrauischen Seitenblicke auf die Gruppe, in einen Seitengang, denn ich vermuthete, in dem kleinen Konventikel nichts Besseres als eine Feldschmiede der „inneren Mission," der protestantischen Form des allgegenwärtigen Jesuitismus. Leise schritt ich über die alten abgetretenen Grabsteine, welche dem Kirchenpflaster eingefügt waren und Zeugniß gaben

von den darunter befindlichen Todtengrüften. Ich ging bis in das Presbyterium und merkte bald, daß ich mich in einem ursprünglich gothischen und selbstverständlich bis gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts dem papistischen Gottesdienste gewidmeten Bau befand, dessen altersgraue Steinwände, prächtig ornamentirte Säulenbündel und Spitzbogen wiederholt mit pappiger Kalktünche überschmiert und ganz mit demselben Geschmacke und derselben Pietät behandelt waren, wie man eine räucherig gewordene Wirthsstube renovirt. Die ganze Kirche, die zur Zeit der „römischen Finsterniß" dem heiligen Nicolaus geweiht gewesen, war obendrein von allerhand Altären, erblindeten Ölgemälden, Lampen, Kruzifixen, Betstühlen und Bänken aller Art und Form, welche letztere selbst einige in die Seitenschiffe hineingebaute Tribünen füllten, so vollgepfropft, daß sie mehr einer Rumpelkammer ähnlich sah. Und doch — wie ehrwürdig mag sie den braven Möllnern erscheinen, welche dort ihre Vorfahren dankbar beweint und begraben, deren Ehen dort eingesegnet, deren Kinder dort an demselben Taufsteine, auf dem das Wasser des Heiles in unerinnerlicher Stunde auch auf sie selbst niedertropfte, getauft worden sind, wo auch für das Heil ihrer Seelen fromme Gebete aufsteigen werden, wenn sie einst abberufen sind zu den vielen Braven von Möllu und zu ihrem berühmtesten Todten: Till Eulenspiegel.

Unterdessen hatte sich der kleine Weiber-Konventikel aufgelöst, und der Pastor, welcher den Fremden in's Auge gefaßt hatte, der vorn beim Altartische stand und so neugierig um sich blickte, schritt jetzt durch den Mittelgang zu mir herauf. Er trug einen altväterisch-malerischen Chorrock mit schwarzen Sammtstreifen besetzt, um den Hals jene hohe, vielbauschige, weißleinene Ringkrause des siebzehnten Jahrhunderts, die uns aus van Dyck's Porträtbildern so wohlbekannt ist; das Sammtbarrett trug er in der Hand, aus seinem Antlitze aber, an das sich schlichtes, noch wenig ergrautes Haupthaar schmiegte, leuchtete Freundlichkeit und Wohlwollen.

Ich stellte mich ihm als einen Reisenden vor, welchen eine gewisse intime Theilnahme an der noch immer in frischer Erinnerung stehenden Vergangenheit Möllns hierhergerufen habe und der den Küster zu finden wünschte, welcher, wie er hoffe, ihn zu den Merkwürdigkeiten dieses Gotteshauses, vielleicht auch des daran liegenden Kirchhofes führen werde. Ich hatte meine Anrede so vorsichtig stilisirt, weil ich in alten und neuen Büchern gelesen, ja hin und wieder in Nachbarlanden vernommen hatte, daß die Möllner nicht gerne an Ehren-Eulenspiegel der hierzulande „de olle Herr" genannt zu werden pflegt, erinnert sein mögen. Einem fürwitzigen Ratzeburger, welcher die Bürger im Möllner Schützenhofe mit der Frage molestirte: „Was macht de olle Herr?" soll es

nicht besser ergangen sein, als jenem geschmacklosen Assessor, der im vorigen Jahre während der qualvollen Wagner-Orgien in Bayreuth sich ungünstig über die damalige Festspielmusik äußerte, worauf ein Kunstfreund ihm sofort das Bierglas in's Gesicht schlug.

Mein guter Pastor nahm aber — so schien es mir — mein Gesuch ganz harmlos auf. Der Küster wäre nicht zur Stelle, erwiederte er mir, wenn ich mich aber damit begnügen wolle, so werde er gerne selbst mein Führer sein. Ich nahm dieses Anerbieten mit verdientem Danke an. Um aber für den nachfolgenden Verkehr ganz sicher zu sein — denn für Mucker bin ich kein passender Umgang —, fragte ich meinen Begleiter, was denn zuvor jener Weiber-Konventikel auf der Stellage oben zu bedeuten gehabt habe. Ehrwürden antwortete aber lachend, das wäre kein Konventikel gewesen und das wäre auch keine Stellage, sondern ein Taufstein; dort habe er soeben ein Kind getauft.

Da hatte mir wieder meine unausstehliche Jesuitenriecherei einen Streich gespielt. Nun — ich war froh, daß ich dem freundlichen Manne Gottes jetzt ohne alles Arg zur Seite gehen konnte. Von da an lief Alles ganz freundlich ab. Wir machten einen Rundgang durch die Kirche, es war aber wenig Bemerkenswerthes zu sehen, außer dem Kirchenstuhle der Stecknitzfahrer, einer Schiffergilde, welche seit Jahrhunderten die Stecknitz befährt, ein

Gewässer, das, aus der eigentlichen Stecknitz, der Delvenau, der Linau und anderen Zuflüssen gebildet, die Elbe bei Lauenburg mit der Trave bei Lübeck verbindet. An diesem Kirchenstuhle steht ein offenbar aus dem vierzehnten Jahrhundert stammender, romanischer, siebenarmiger, mannshoher Kandelaber von feiner Bronze, den die Stecknitzfahrer im Schlamme ihres Fahrwassers gefunden und der Kirche zu Mölln verehrt haben.

Als wir wieder in's Presbyterium zurückgekommen waren, hatte der Regen draußen, der noch vor wenigen Minuten klirrend an die Scheiben schlug, gänzlich aufgehört; die Sonne schien recht herzlich zum Fenster herein, und ebenso heiter und herzlich plauderte mit mir mein Begleiter. Er erzählte mir, daß er nicht Pastor primarius sondern Pastor diaconus sei, welches Kirchenamt auch sein nunmehr in Gott ruhender Vater verwaltet habe. Er selbst sei in Mölln geboren und wisse sich aus seinen Knabenjahren genau zu erinnern, wie hierorts Manches ganz anders gewesen sei, als heute. Er erinnere sich noch genau der alten Ringmauer, der rothgeröckten dänischen Soldaten, des schwunghaften Butterhandels, der sich bis zu einer Umsatzsumme von 200 000 Reichsthalern Landesmünze erhob, der zahlreichen Bierbrauereien, des lebhaften Verkehrs mit dem weitum so beliebten Möllner Brote, das durch die — jetzt auch in Abgang gekommenen — Brotträger weit über den Wald an die Seen

und in's Land hinausgetragen wurde. Eines aber iſt geblieben, wie es ſeit Jahrhunderten beſtanden: der Mangel großer Reichthümer, hingegen aber auch das Fehlen bitterer Armuth, die innerlich freudige Gutmüthigkeit der Einwohner, die beſcheidenen Herzen ein ſo wohlthuendes Heim bereitet, ſo daß man ſchon in alten Tagen, wenn man von Mölln ſprach, zu ſagen pflegte: „gut Mölln". Vor Zeiten, die Chronik ſagt im Jahre 1394, träumte zu Nacht ein Bäckergeſelle in Lübeck, daß nächſt der ſteinernen Brücke, die vor dem Holſtenthore über die Trave führt, ein Schatz liege, den er zu heben beſtimmt ſei. Als er nun früh Morgens hingeht und nachgräbt, tritt ein alter Bettler zu ihm und fragt ihn, was er da ſuche. Der Geſelle ſchweigt ſtill und gräbt weiter; da er aber nichts findet, erzählt er ſeinen Traum. „O du Narr!" ſpricht der arme Mann, „ich habe auch zu Nacht geträumt, zu Mölln unter der Kirchhof-Linde liege ein großer Haufen Geldes, aber ich glaub's nicht." Nimmt der Bäckergeſelle in aller Stille Urlaub von ſeinem Meiſter und zieht nach Mölln. Hier gräbt er nach, findet das Geld, behält es, und weil es ihm hier gar ſo wohl gefiel, blieb er mit all ſeinem Reichthum „bei uns". Er war nicht der Mann zu praſſen und zu ſchwelgen, dieweil aber der Tag viele Stunden hat und er nichts Anderes gelernt hatte, als ſchönes Brot zu backen, ſo buk er, und wenn es auch nur geringen Gewinn oder gar Schaden gab, immer ſchöner

und schöner, bis er zuletzt den berühmten Möllner Zwieback erfand, der noch heute zwischen Elbe und Trave auf den Märkten ausliegt. Ich, Schreiber Dieses, habe noch desselben Tages zu einem Glase welschen Rothweins in diesen Zwieback gebissen und — in der That! — er schmeckte nach „gut Mölln".

Ich vermag kaum zu sagen, wie traulich das Geplauder des guten Diakonus in meine Ohren klang. Als er nach einer kurzen Pause, die er benutzt hatte, seine alterthümliche Halskrause mit dem Finger zu lüften und sein Kinn in den Leinenfalten derselben zurechtzurücken, in seinem Texte fortfuhr, war mir nur recht ein lieber Wille geschehen. Er wies mit seiner Rechten auf ein niedriges gothisches Pförtchen in der Kirchenwand, das aber zugemauert war. „Ich habe diesen Eingang noch offen gekannt," sagte er, „er führte in die Gruft der Grafen von Ranzau, die waren einmal ein im Lande reichbegütertes Geschlecht. Ich war als Knabe mit dem Küster unten, da sah ich in einem offenen Sarge einen Junker liegen, mit Haut und Haar in Pracht und Waffen, daneben stand ein geschlossener Sarg mit Grafenkrone und Wappen. Der Küster sagte mir, drinnen läge eine im Kindbett jungverstorbene schöne Gräfin Ranzau begraben, welche eine große Kinderfreundin war und vor ihrem Hinscheiden viel Wohlthätiges für die Kleinen eingesetzt hat. Auch das große Kohlenbecken vor dem Haupt-

altar habe sie verordnet. Mit diesem Kohlenbecken hatte es aber einen eigenen Verlauf. Hier, wo wir Beide stehen, haben während des Gottesdienstes die Knaben ihren Platz, und da es im Winter hier in der Kirche sehr kalt ist und Kinder bekanntlich leichter und härter frieren als die Erwachsenen, so stand in meiner Jugend hier mitten ein großes Kohlenbecken, an dem sich die Kinder vergnüglich wärmten. Damals hatten wir einen gar grämlichen Pastor primarius, der fand diese Wärmstube in der Kirche ganz unschicklich und schaffte das Kohlenbecken ab. Es waren aber danach kaum drei Tage verflossen, als der Primarius während der Abenddämmerung im Chore hier zu thun hatte; da kam plötzlich aus diesem Pförtchen die schöne Gräfin, trat nahe an ihn heran, runzelte zornig die blasse Stirn, wies mit der Linken auf die Stelle, wo vorher das Kohlenbecken gestanden, drohte mit dem Zeigefinger ihrer schneeweißen Rechten und — verschwand. Das Becken wurde hierauf wieder an die vorige Stelle gebracht. Als ich aber von der Universität zurückkam, fand ich dieses Pförtchen vermauert, und das Kohlenbecken kam nicht wieder zum Vorschein, und so hatte der Lebende doch die Todte überwunden! Unter der Kirche ist eine große Gemeingruft, in der man die Leichen der Honoratioren beisetzte. Auch da unten bin ich als Student einmal gewesen; Knochen, Moder und morsche Sargbretter lagen auf dem

Boden, ein unheimlicher Wust. Vom Gewölbe herab baumelte ein uraltes Kruzifix, moderbrüchig und zermorscht; der eine Arm des Gekreuzigten hatte sich vom Leibe gelöst und hing an dem Nagel, welcher durch die Hand geschlagen war, senkrecht herunter, und das Haupt des Heilands neigte sich immer tiefer auf die eingebrochene Brust. Spätere Särge waren noch wohl erhalten, und an dem Sarge jedes Rathsherrn lehnte als Abzeichen seiner Würde, deren er — wenn auch nicht immer die von ihm vertretene Bürgerschaft — sich erfreute, das hohe spanische Rohr mit dem silbernen oder elfenbeinernen Knopfe, mit dem er bei Lebzeiten in den Rath gegangen war. Mir kam das Ding gar lächerlich vor."

Ich widersprach zwar nicht dieser letzteren Ansicht, war aber damit durchaus nicht einverstanden. Dieser Gebrauch beruhte sicherlich auf einem vorsorglichen Möllner Senatsbeschluß, damit die Rathsherren am Tage der Auferstehung schon äußerlich in ihrer Würde sich zu legitimiren im Stande seien und nicht Gefahr laufen, im ersten Drange der Geschäfte wie andere Lumpe behandelt zu werden, die es im Leben zu nichts bringen konnten. Man sollte, statt über derlei weise Einrichtungen zu lächeln, sie lieber nachahmen; zum Beispiel selig verstorbenen Ministern und dergleichen ihre goldgestickten Staatsuniformen über den Sarg hängen, damit nicht etwa das jüngste Gericht, ohne Information über den mora-

lischen Werth irdischer Majoritäten, sie verkenne, verwechsele oder gar falsch behandle.

Inzwischen waren wir wieder an die Kirchenthür gekommen und im Begriff, auf den Kirchhof zu treten, wo sich meines Wissens Eulenspiegel's Grab befinden mußte. Als ich eben den Mund öffnen wollte um das so delikate Begehren auszusprechen, das ich schon früher so vorsichtig umhüllt hatte, kam mir mein freundlicher Begleiter mit dem Anerbieten zuvor, mich zum amtirenden Bürgermeister zu führen, welcher — wie auch ich ihm das scheine — ein wohlunterrichteter Freund alter Städtegeschichten sei und gewiß ein Stündchen gerne mit mir zubringen werde. Das große Haus, welches da vor uns zunächst am Fuße des Kirchenhügels steht und seine gestaffelten Giebel heraufstreckt, sei eben das Rathhaus. Der Bürgermeister sei nicht vor Langem aus der herzoglich anhalt-bernburg'schen Residenz Ballenstedt hierher postulirt worden; man habe aber eine absonderlich gute Wahl getroffen. Der neue Konsul sei der Stadt mit Leib und Seele zugethan und nehme sich des Wohles und der Ehre derselben bei jeder Gelegenheit mit höchster Energie an, als wäre er ein eingeborener Möllner.

Ich habe nun einmal einen gewaltigen Respekt vor Bürgermeistern überhaupt, insbesondere vor den energischen, besonders wenn sie auch nach Oben hin ihre Energie zeigen, was allerdings selten zu erleben ist. Ein Über-

blick der Situation belehrte mich, daß ich mit meiner epinösen Frage nach dem Grabe des „ollen Herrn" vorrücken müsse und nicht erst warten dürfe, bis ich vor dem Bürgermeister stand, bei dessen „höchster Energie" mir der unbesonnene Frager im Schützenhofe und durch eine rasche Ideen-Assoziation der Bayreuther Kunstfreund und alle die schrecklichen Wächter von Richard Wagner's derzeitigen Ruhme einfielen. Ich wagte es also doch lieber bei meinem so gütigen und freundlichen Begleiter, der es nicht nöthig hatte, wie ein königlich preußischer Bürgermeister von seiner Energie zu leben, und sagte daher: „Bevor wir diesen merkwürdigen Kirchhof verlassen, möchte ich Sie, bester Herr Diakonus, doch gebeten haben, mir Till Eulenspiegel's Grab oder was sonst von ihm noch übrig ist, gefälligst zu zeigen." Nach diesen Worten holte ich tief Athem und harrte des Bescheides. Ehren-Diakonus tauchte noch einmal seinen festen Blick in mein Auge; er schien daraus die Überzeugung geschöpft zu haben, daß er es mit einem arglosen Menschen zu thun habe, dessen Sinn es ferne liege, dem auch ganz und gar das Zeug fehle, Jemanden zu verletzen. Mit dem Ausdrucke des Vertrauens erwiederte er: „Ich will Ihnen Alles gerne zeigen, was noch zu sehen ist."

Hierauf sendete er ein schwarzäugiges Schulmädchen, das mit nackten Füßen durch das nasse Kirchhofgras herangesprungen kam, in die Küsterei um „den Schlüssel".

Mit diesem öffnete er einen rohen Holzverschlag, welcher den Zugang zu der längst vermauerten Kirchenthür in der Westseite des Thurmes verschloß. Ich erblickte ein Stück eines Drahtpanzers, eine kleine rostige Seitenwehre und — links an die altersgraue Steinwand hingelehnt — Eulenspiegel's „vier Ellen hohen und nur eine Elle breiten" Grabstein. Das Panzerstück ist ein Fetzen aus irgend einem Schloß- oder Rathhauswinkel; in keinem der Volks- und anderen Bücher, in denen die Schwänke des lustigen Landfahrers verzeichnet stehen, ist eine Spur vorhanden, wann und wozu derselbe sich je mit einem Kettenpanzer geschleppt hätte. Das sogenannte Schwert ist eine Zierwaffe vom Ausgange des sechzehnten Jahrhunderts. Der Grabstein jedoch ist höchst merkwürdig und trotz der verschiedenen von einander abweichenden Nachrichten und Meinungen, welche der kurfürstliche Pfalzkanzlei-Registrator Michael Heberer von Bretten aus dem Jahre 1592, Mathias Merian aus dem Jahre 1614, der Seedorfer Prediger Dethlev Dreyer aus dem Jahre 1631, der gelehrte Frankfurter Konrad von Uffenbach aus dem Jahre 1710 und noch viele Andere darüber veröffentlicht haben, allem Anscheine nach immer derselbe, welchen man dem, wie ich unten nachweisen werde, höchst beliebten Schalk Eulenspiegel mit frohem Muthe, wol auch mit lachendem Munde bald nach seinem Tode verfertigen ließ, nach altdeutscher Sitte platt

über den Rasen seines geebneten Grabes legte und zu dessen Häupten einen Lindenbaum pflanzte.

Man erkennt auf der Kehrseite des Grabsteines, daß dort früher Figuren eingemeißelt waren, die aber theils von den Unbilden des Wetters, theils durch Muthwillen und Unachtsamkeit der Menschen bis zur Unkenntlichkeit vertilgt und verwischt sind. In Folge dessen scheint man den Stein umgewendet, die Kehrseite zur Vorderseite gemacht und die jetzige Figur sammt Inschrift darauf gemeißelt zu haben. Letztere, jetzt auch schon stark verlöscht, lautet nach P. L. Berkemeyer's Aufzeichnungen (1710) ergänzt:

Anno 1350 js dusse (Ste)en up gehaue, tyle ulenspegel ligt hierunder begrauen. Market wol und denket dran, wat ick gewest si up e(rden), (alle) de hir vor (überg)an, moten mi glick wer(den).

Von diesem Grabe schreibt Merian in seiner Topographie von Niedersachsen: „Und also stunde es im Jahre 1614 allhie und scheint nicht glaublich zu sein, daß in dem letzten deutschen Krieg, obwol Mölln denselben auch erfahren, etwas daran geändert worden seie; weil die Soldaten solcher Sachen gemeiniglich eher, als anderer wichtigern zu verschonen pflegen."

Und so war es auch. Die Soldaten des dreißigjährigen Krieges, „der Auswurf aus aller Herren Länder," ließen Eulenspiegel's Denkstein und Grabeslinde

unversehrt. Später scheint ersterer von den zahlreich hierher pilgernden Handwerksburschen und Landfahrern, welche vielleicht in dem Bestatteten einen Schutzpatron zu verehren pflegten, jedenfalls aber dessen Grab als ein Wahrzeichen zu besuchen pflegten, mit wenig Glimpf behandelt worden zu sein, wodurch sich der Stadtmagistrat veranlaßt fühlte, den liegenden Grabstein mit einem „hölzernen Stacket" zu umgeben. Da ging plötzlich im Lande der Aberglaube auf, das Holz dieses Stacketes sei ein Wundermittel gegen Zahnweh, und in wenigen Jahren war das Stacket zerschnitten und zerbrochen. Darum „erhob" Magistratus den Stein und übertrug ihn in die verschlossene Thornische, in der ich ihn jetzt mit aller Aufmerksamkeit betrachtete. Ein Umriß von Eulenspiegel's ganzer Figur, flott gezeichnet, mit jetzt allerdings fast gänzlich verblichenen Farben angepinselt, ist darauf eingemeißelt. Die Schriftform weist auf den Beginn des siebzehnten Jahrhunderts.

Eulenspiegel trägt auf der rechten Hand eine Eule, in der linken einen runden Spiegel. Sein Haupt ist nicht mit der Schellenkappe, sondern von einem runden Hütchen bedeckt, darauf zwei kleine Federn. Der Schnitt seiner Kleidung, die Tasche an seinem Gürtel, die Schellen am Kleide, damals nicht Narrenzeichen, sondern Modetracht, weisen in die zweite Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, in welcher wol auch der Grabstein zuerst ge-

legt worden sein mag. Ich betrachtete mir nachdenklich das traditionelle Bild, das offenbar von der abgenutzten Vorderseite des Steines auf dessen bis dahin unbehauene Rückseite übergegangen war. Ein ganzer Kettensatz von Gedanken begann sich in mir aufzustellen, als ich den sanften Druck einer Hand auf meiner linken Schulter fühlte. Ich riß mein Auge los von den auf dem Steine dargestellten Gewandungen, über die Jahrhunderte hingegangen waren, da stand — ein nicht viel geringerer Anachronismus — der Diakonus im langen Chorrock, der falten- und bauschenreichen weißen Halskrause und dem mittelalterlichen Sammtbarrett vor mir, als wäre er soeben aus einem der alten Porträtbilder in der Lübecker Marienkirche herausgestiegen. Ich erschrak. Es war mir, als hätte ich mich in ein verflossenes Jahrhundert verirrt, erst als sich meiner Seele der Gedanke: „und das will vornehm über Till Eulenspiegel wegsehen!" und meiner Lippen ein spöttisches Lächeln bemächtigt hatte, hatte ich mich als Sohn des neunzehnten Jahrhunderts wiedergefunden.

Unterdessen schloß Ehren-Diakonus mit einer Miene, die nichts Anderes bedeuten wollte, als: genug des dummen Zeuges! — den Holzverschlag und sprach: „Gehen wir doch lieber zu unserem Herrn Bürgermeister, später dürften wir ihn wol kaum mehr in seiner Kanzlei antreffen."

Ich ließ mich nicht so gering abspeisen und verlangte die Stelle zu sehen, wo Eulenspiegel's Leichnam begraben liegt. „Unter dem Rasen, auf dem Sie stehen;" antwortete mein Begleiter. Es war ein kleines Rasenstück, mit dessen frühlingsgrünen Gräsern ein sanfter Wind spielte und die im Sonnenglanz funkelnden Tropfen des letzten Regen muthwillig von Halm zu Halm warf.

„Also hier unten schläft der lustige Bursche!" sagte ich. „Und wo ist die Linde, die zu seinem Häupten gepflanzt war?"

„Die haben holländische Soldaten im Jahre 1810 umgehauen und auf ihren Wachfeuern draußen an der Stecknitz verbrannt;" erwiederte der Diakonus. „Jetzt aber," setzte er — mit einer merkbar dringenden Betonung als früher — hinzu, „gehen wir doch zu unserem Bürgermeister!"

Das Rathhaus, in welches mich mein Begleiter führte, sah von Außen recht ehrwürdig, in seinem Innern jedoch in Folge bedürfnißgemäß vorgenommener Adaptirungen und Umbauten höchst kahl und nüchtern aus. Der Bürgermeister, der mir — ich darf nach den gemachten Erfahrungen schon sagen — mit möllnischer Herzlichkeit, entgegenkam, machte auf mich den Eindruck eines tüchtigen und vorurtheilslosen Mannes. Nachdem er mir einige „Stadtkleinode," zumeist schöne alte Zunft- und Raths-

pokale aus edeln Metallen, vorgezeigt hatte, trug ich nicht das mindeste Bedenken, um jenes Bildniß zu fragen, welches der steiermärkische Freiherr Gotthard von Herberstein auf seiner „Reise durch mehrere Länder in den Jahren 1607 bis 1610" von seinem kunsterfahrenen Begleiter Friedrich Stadelmann nach eingeholter Bewilligung des Stadtschreibers für sich hatte nachmalen lassen. Bürgermeister und Diakonus versicherten mich, daß ihnen dies Bildniß oder auch nur eine Kunde davon nie zugekommen war. Ich zeigte den Beiden die Kopie jenes verschollenen Bildes in Lappenberg's meisterhafter Monographie „Ulenspiegel", welche ich mit mir führte. Das Buch mit seinen gleichzeitigen Holzschnitten machte den beiden Männern große Freude, und als der Diakonus hier seinen berühmten Ortsgenossen in viel properer Tracht und von viel kunstgewandterer Hand als auf dem in jenem Holzverschlage verhafteten Grabsteine erblickte, bedeckt vom pelzverbrämten Hütlein, auf dem Fasanenfedern schwanken, im kurzen „geilen Mäntelchen", verschnürten Wams, engen buntvernähten Unterkleidern und überlangen Schnabelschuhen, in der Rechten statt des Spiegels einen Becher, in der Linken einen Korb voll Narren haltend, darüber ein Gesicht, fein wie das eines Hofjunkers, welches, umrahmt von dunkelm Kraushaar und dem kurz geschnittenen Stutzbart, belebt durch den in gerade Spitzen gedrehten Schnurr-

bart, nur noch muthwilliger in die Welt ſieht: da rief er lachend aus: „Recht haſt du, du Schalk, deſſen ſtill-modernde Gebeine uns ſo viel laute Nachreden eintragen; du warſt nicht der Einzige, neben dir waren die Narren in Körbe zu ſchöpfen!“ „Was ſie noch heute ſind;“ ſetzte ich mit einer höflichen Verbeugung, die einer ganzen Mitwelt galt, hinzu.

Nach einem Spaziergang durch die Stadt ließ ich die Pferde vor meinem Wagen ſpannen und ſchickte mich zur Heimfahrt an. Der Bürgermeiſter machte mich aber aufmerkſam, daß es noch ziemlich hoch am Tage wäre, daß ich viel zu früh nach Ratzeburg zurückgelangen und mich überaus langweilen werde, bis der Zug nach Lübeck durchkomme. Er rieth mir daher, eine Rundfahrt durch die ſchönen Stadtwälder und an den auch mit ein Eigenthum der Stadt bildenden Schmalſee zu machen; zugleich bot er ſich an, mich in meinem Wagen zu begleiten, da er von dem Punkte, wo wir wieder in die Ratzeburger Straße einmünden, in kaum einem Stündchen Mölln leicht erreichen könne. Auch der Diakonus ſchloß ſich an, ging nur in ſein Haus, um ſich ſeiner Prieſterkleider zu entledigen, und kam raſch wieder zurück in ſchwarzem Civilrocke, weißem Halstuche und rundem Hute, ganz wie ein anderer geiſtlicher Menſch. Der gute Mann konnte es nicht über's Herz bringen, mich unbeſchenkt von dannen ziehen zu laſſen. „Sie ſollen ſich an

uns und unsere Stadt erinnern", sagte er und händigte mir eine Pergament-Urkunde ein, datirt vom Jahre 1664. Dieselbe konstatirt, daß die Bäckergesellen zu Mölln „mit Beliebung sämmtlicher Bursche ein silbernes Geschmeid", das ist einen Pokal mit darangehängten Ringen und silbernen Schildern, zu Lübeck „im Namen der heiligen Dreifaltigkeit" haben machen lassen, und verfügt, unter wessen Vorsorge derselbe in Hinkunft zu stehen und wie mit demselben gebahrt werden möge. So oft nun dieser Pokal oder seine Spender in der Urkunde erwähnt werden, steht in der Klammer entweder: „Gott Lob!" oder: „Gott erhalt's!" Gegen Ende heißt es in der Schrift: „Dafern Ehr- und Christliebende Herzen noch würden erfunden, in Willen am Silbergeschmeid auch etwas dran zu verehren, ist noch Raum da, stehet mit Dankbarkeit allzeit wieder zu verschulden." Der reizende Schluß der Urkunde aber lautet: „Nun ein ehrlich silbern Geschmeid (der Pokal nämlich) verfertigt und sein Richtigkeit bekommen, so Gott erhalt auch christliche Herzen, die ihn pflegen, heben und neigen in guter frischer Leibesgesundheit um Christi Jesu willen, Amen!"

* * *

Wir fuhren durch schmale, waldbegrenzte Thäler, über welche von Forst zu Forst die Wildtauben flogen, während unten kleine Schilfteiche glänzten und halbver-

borgene Murmelbäche durch das Wiesengras aufblitzten. Endlich nahm uns der Wald auf, uralter Buchenwald; statt des nicht selten unheimlichen Sausens und Rieselns der heimathlichen Nadelwälder empfing mich hier das feierliche Rauschen der gewaltigen Laubeskronen.

Auf einer Blöße unter uralten Buchen, die viele Geschlechter der Menschen kommen sahen und gehen, stiegen wir aus dem Wagen und lagerten uns im Grünen. Aus dem finsteren Grunde blickte der tiefgrüne See, zwischen den bemoosten Stämmen sah ich bärtige Druiden schreiten, durch das Laub her blitzte Norma's Sichel, welche die heilige Mispel aus den Ästen schneidet. Mir war der Raum erfüllt von hehren Gestalten und edeln Akkorden, zu gleicher Zeit tönten mir wie Orgelklang Tacitus' Worte: „Est castum nemus, dicatumque in eo vehiculum veste contectum; attingere uni sacerdoti concessum. Is adesse penetrali deam intelligit. . .“ („Es steht ein keuscher Hain, in demselben ein verhülltes Heiligthum, das nur dem Priester zu berühren erlaubt ist. Er nur fühlt die Gegenwart der Göttin. . .“)

Ja, hier im heiligen Haine, im deutschen Walde, wohnt die keusche Göttin, die deutsche Poesie, deren Gegenwart nur der geweihte Priester wahrnimmt, der allein ihr nahen darf, dem allein sie sich entschleiert.

Überschwätzt, überkünstelt, überschrieen hat dich schon manches Volk, übersungen hat dich noch keines, du meine schöne Göttin!

* * *

Als wir nach einer weihevollen Stunde, wo in hoher Waldeinsamkeit drei deutsche Herzen ineinander klangen, in die breiten Ackerfelder hinausfuhren, erwähnte der Bürgermeister vergnüglich des stattlichen Grundbesitzes und der wohlgeordneten Wirthschaft der Stadt. Die Wälder, durch die wir gekommen, seien durchgängig Stadtforste; überhaupt betrage der Grundbesitz der Kommune Mölln 4600 Morgen Acker- und Weideland und 4000 Morgen Waldland; ungerechnet seien hierbei die Bau-Area der Stadt, die Gärten vor den Thoren und die Flächen der Seen, welche im Eigenthum der Stadt sind. Dieses Alles sei uralter, stets unvermindert gebliebener Besitz, von dem auch während der Lübeck'schen Pfandschaft nichts abhanden gekommen. Im Jahre 1291, andere Schriften sagen 1359, haben die Herzöge von Sachsen ihre Stadt Mölln an die von Lübeck um 9999 Mark 9 Schillinge lübischer Münze „in eitel Liljengulden und um drei blaue Hasenwinden" verpfändet, mit dem Rechte, dieselbe wann immer, doch um denselben Preis zurückzulösen. Erst im siebzehnten Jahrhundert konnten die Herzöge von Sachsen-Lauenburg an die Rücklösung denken

und sendeten das Geld nach Lübeck, die blauen Winden (offenbar schneeweiße Windhunde mit blauem Glanze, wie man denselben, wenn auch selten, auf der Haut weißgeborener Pferde und im Gefieder junger Schwäne findet) vermochten sie aber nicht zu stellen. Die schönen Hunde, deren saracenische Stammeltern ritterbürtige Lübecker von Kreuzzügen in's gelobte Land heimgebracht hatten, waren im Laufe von mehr als drei Jahrhunderten „verrasset". Die Lübecker verweigerten aber wegen Unvollständigkeit des Lösegeldes die Zurückstellung des Pfandstückes, und erst nach einem langen Prozesse vor den Reichsgerichten wurde die Sache beigelegt.

Wir waren an dem Scheidewege angelangt, wo meine beiden Begleiter mich zu verlassen und nach Mölln heimzukehren hatten. Der Bürgermeister machte mich noch aufmerksam, daß ich, bevor ich auf die Ratzeburger Straße hinauskomme, rechts am Waldessaume hin ein Stück Haideland antreffen werde, das, von Pflug und Sense unberührt, wüste liegt seit langen Jahrhunderten. Die braunen Erhöhungen, die ich dort erblicken werde, seien Riesengräber. Bei Nacht mag Niemand dort vorübergehen.

Meine bisherigen Begleiter reichten mir jetzt die Hände in den Wagen herein und nahmen herzlichen Abschied. Die Worte des Dankes, welche ich ihnen damals

ausſprach, ſind gewiß weit hinter den Gefühlen zurückgeblieben, die mich in jenem Augenblicke beſeelten. Möchten meine Leſer, die mir bis hierher gefolgt ſind, nur einen geringen Theil jenes Behagens empfunden haben, mit dem ich den geiſt- und gemüthvollen Umgang dieſer meiner beiden Führer genoß. Oft nach rückwärts grüßend, ſchritten ſie durch das wogende Kornfeld ihrer friedlichen Heimath zu! Noch einmal ſende ich ihnen — die mich nicht um meinen Namen frugen, den ſie auch heute noch nicht kennen! — vom Rande der noriſchen Alpen meine dankbaren und erinnerungsfrohen Grüße.

* * *

Es war ſchon tiefe Dämmerung, als ich an dem Haideland vorüberkam, auf welches der Bürgermeiſter mich aufmerkſam gemacht hatte. Der wachſende Mond war aufgegangen, Baum und Strauch warfen lange Schatten auf Wieſe und Feld und über die weiße, einſame Straße herüber. Die mondbeglänzten Hünengräber hoben ſich deutlich vom Boden empor. Auf dem einen lagerte eine gigantiſche Geſtalt. Iſt es der Schatten eines Recken, der im Leben zu wenig Menſchen geſchlachtet und zu wenig ſchwächere Nachbarn beraubt zu haben glaubt und jetzt, gelockt von der Moral, die gegenwärtig in europäiſchen Kabineten herrſcht, aus der Gruft ſtieg und neuerlich entſprechende Beſchäftigung zu finden hofft?

Es war aber nichts als ein ziemlich harmloser Wanderbursche, vielleicht ein späterer Kollege Eulenspiegel's, der bei dieser milden Nacht den Schlafkreuzer in seiner Tasche schonen wollte und soeben sein Ränzel unter den Kopf schob, während der von seiner Gestalt wegfließende Mondesschatten seiner Länge mehr als „eine Elle zusetzte". Ungeachtet dieser beruhigenden Entdeckung blieben diese wüsten Gräberreihen eine unheimliche Erinnerung an längst vergangene und jüngst wieder auferstandene Greuel. Mein Wagen eilte vorwärts, mein Herz aber flog zurück an Eulenspiegel's Grab, auf dem die Tropfen des letzten Regens gewiß auch jetzt im Mondeslichte noch so heiter glänzten, wie vor wenigen Stunden im Sonnenscheine, und wie vor einem halben Jahrtausend Eulenspiegel's lustige Streiche durch das Land Niedersachsen leuchteten, in einer Zeit, von der die Chronik zum Jahre 1349 schreibt, daß „damals so viel Mordens und Raubens war".

Man würde sehr irren, wenn man glaubte, Eulenspiegel sei ein von seinen Zeitgenossen gehaßter oder gefürchteter Strolch gewesen. Im Gegentheile, selbst die Gefoppten (mit Ausnahme der Weiber, die ihm bitter gram waren; und merkwürdigerweise stirbt er nicht nur unverheirathet, sondern es findet sich in allen Relationen über ihn auch nicht eine Spur von Liebesabenteuern) belachten die Streiche, die er ihnen spielte, luden ihn

ein, eine Zeitlang bei ihnen zu herbergen, oder nahmen ihn in ihren Dienst, wie zum Beispiel der Pfarrer zu Budstedt als Sigrist, der Graf von Anhalt als Thurmbläser, der König Casimir von Polen in einer ähnlichen Verwendung, der Landgraf von Hessen als Maler, der König von Dänemark als Bereiter und lustiger Rath. Die Straßburger Ausgabe von 1519 (wer Eulenspiegel's wahre Gestalt und Natur kennen lernen will, muß nur diese lesen, denn alle späteren Drucke, vor Allem das sogenannte Jahrmarktsbuch, das heute noch auf den Jahrmärkten ausliegt, sind ganz arge Verstümmlungen) sagt wörtlich: „Ein solcher Hofmann war Ulenspiegel, daß sein Frumkeit vor manchen Fürsten und Herren kam und daß man wol wust von ihm zesagen. Das mochten die Herren und Fürsten wol lyden und gaben im (ihm) kleider, pferd, gelt und kost. Und also kam er zu dem Kunig von Denmarkt und der het in fast lieb und bat in, daß er etwas Abentur machte."

Wenn Eulenspiegel unerkannt in einem Hause ein muthwilliges Stücklein vollführt hatte, pflegte er an die Thüre oder an die Wand eine Eule und einen Spiegel zu zeichnen und darunter zu schreiben: Hic fuit! Dann ward den Genarrten nicht selten leid, daß sie den berühmten Gast nicht früher erkannten, und seinen flüchtigen Spuren folgte ein fröhliches Gelächter nach. Nur der erwähnten symbolischen Zeichnung verdankte Eulenspiegel

diesen seinen Namen, denn er war eines armen Bauers Sohn aus dem Dorfe Kneitlingen am Walde Melme im Herzogthum Braunschweig, und Bauern führten im 14. Jahrhunderte, um dessen Anfang man sein Geburtsjahr suchen muß, nur ihren Tauf- und keinen Familiennamen. Die Eule war aber in jener Zeit, zumal außerhalb der Gelehrtenwelt, als Minervens Vogel außer Kurs gerathen oder noch nicht „notirt"; sie galt im Volke als ein dummes Vieh, das bei Tage sich selbst nicht sieht und erkennt, wenn man ihm auch den Spiegel vorhält. In diesem Sinne erscheint das beschriebene Symbolum, wenn Eulenspiegel es den Gefoppten an die Wand zeichnete, als ein trefflicher Witz, und schiene dasselbe, nach mehrfach gemachten Erfahrungen, in der ornamentalen Ausschmückung zu parlamentarischen Zwecken gewidmeter Räume noch immer passend zu verwenden.

Eulenspiegel, der kein Handwerk je erlernt hatte, schrieb keine Schwänke für dumpfe Bürgerstuben nieder, wie der Schuster Hans Sachs, er spielte dieselben in selbsteigener Person auf dem offenen Welttheater, in Kirche und Palast, in Wald und Feld, im Bauernhofe und auf den Straßen der Städte. Er ließ sich aufnehmen als Bäcker und als Gerber in Braunschweig, als Schmied in Rostock, als Schuster zu Stade und Wismar, als Schneider in Berlin und Brandenburg, als Kürschner in Aschersleben und Leipzig, als Metzger

in Erfurt, als Schreiner in Dresden, als Sachwalter in Rom, als Schreiber bei der Äbtissin zu Quedlinburg, als Brauer in Einbeck, als Arzt in Nürnberg, er disputirte auf den Universitäten zu Prag und Erfurt, und es kam überall zu einem ziemlichen Ende, nur in Lübeck wäre er schier am Galgen hängen geblieben, „wan es ist da ein ganz scharpf recht". Es fällt mir schwer, den Schwank, den er dort im Rathskeller und unterm lichten Galgen verübte, hier nicht erzählen zu können — aber — es geht nicht.

In der Art, wie er dort vom Galgen loskam, liegt ein weiterer Beweis, daß die dortigen Rathsherren trotz des „scharpfen rechts" im Herzen ihm nicht gram waren, denn es steht davon geschrieben: „Sie gingen all darüber zu rat, so daz mit Gunst und anderen zufallenden sachen ward beschlossen, daz sie in liesen gen." So trieb er Alles, verstand nichts, und — Alle lachten, und während dieses weitumschallenden Gelächters kam der Held desselben eines Tages krank und gebrochen nach Mölln und quartierte sich beim Apotheker ein, der ihn hätte heilen sollen. Mit der Heilung ging es aber, theils wegen des Patienten großer Leibesschwäche, theils aus „anderen zufallenden Ursachen" nicht gut von statten, und mußte unser Eulenspiegel in das dortige reichbestiftete Bürgerspital gebracht werden, das man den „heiligen Geist" zu nennen pflegte. Als man ihn aus des Apothekers Hause hin-

überführte, sagte er zu den Leuten, die um ihn waren: „Hab' ich nicht Gott zu allen Zeiten inständig gebeten, daß der heilige Geist soll in mich kommen, jetzt sendet mir Gott das Widerspiel, und ich komme in den heiligen Geist. Damit wird keinem von uns Beiden geholfen sein!" Als er nun eine Weile im Spitale gelegen war und seine Kräfte immer mehr abnahmen, trat der Pfarrherr zu ihm, damit er „Gottes Recht nehme" und zu einem seligen Ende sich vorbereite. „Da sieh', mein guter Eulenspiegel," sprach zum Eingange der fromme Priester, „der liebe Gott hat jetzt auch Dich heimgesucht." — „Das ist recht schön von ihm," antwortete der Kranke mit schwacher Stimme, „es wäre mir aber lieber gewesen, er hätte mich nicht zu Hause angetroffen." Diese Antwort fuhr dem Pfarrherrn durch sein ganzes Concept, er schlug ein Kreuz und verließ mit unwilligem Kopfschütteln das Lager des armen Schelmes, der bald darauf auch die alte Beguine, welcher seine Pflege anvertraut war, durch ähnliche Reden vertrieb. Als aber der Tag gesunken und der Kranke schon geraume Zeit stille gelegen war, ohne irgend welchen Muthwillen mehr verspüren zu lassen, trat die Alte wieder an das Krankenbett, um vielleicht doch noch ein Gebetlein und sonst ein Seelenmittelchen zuzubessern. Till Eulenspiegel aber war schon todt.

* * *

Eulenspiegel's Brauch war es, sich eines Handwerks oder eines Amtes anzumaßen, das er nie gelernt hatte. Es lief jedoch Alles in Fröhlichkeit und ohne fühlbaren Schaden ab. Eulenspiegel's Brauch ist mit ihm nicht gestorben, und jene groben Anmaßungen, die längst in den Werkstätten der Handwerker unmöglich geworden sind, nämlich ein Geschäft oder Amt zu treiben, das man nicht versteht, treten jetzt in jenen Räumen auf, wo das Garn gesponnen wird, aus dem das Schicksal die Geschichte der Völker webt. Der Verlauf dieser Eulenspiegeliaden in unseren Tagen. ist aber traurig und höchst gemeinschädlich. Hier sitzen nicht selten in hoch emporgerückten Stühlen Leute, welche die Arbeit, die sie zu liefern übernommen, genugsam zu erlernen sich nie die Mühe genommen haben. Diese verderben dem Bauer das Korn, dem Winzer den Wein, dem Bäcker das Brod, dem Weber das Tuch, dem Kaufmann den Gulden, den fleißigen Bürgern die Gegenwart und die Zukunft, und die Anderen alle lassen sich das gefallen und Niemand, so schwer auch Alle darunter leiden, setzt die argen Schälke vor die Thür. Mit ernster Miene und hochnasiger Ungeschicklichkeit treiben diese ihr Wesen, und jeden Tag, den ihnen die Langmuth des Geschickes gönnt, rechnen sie sich für einen Beweis ihres Berufes und ihrer Weisheit, und während über Eulenspiegel's versunkenem

Grabe zu Mölln armes Gras rauſcht, blüht noch immer ihr Weizen.

Oh Schickſal! ich muß dich trotz deiner bewährten Grobheit doch noch einmal interpelliren: Muß denn Eulenſpiegel noch immer obenauf ſein? — Und wenn: ja! — warum ſendeſt du uns nicht lieber wieder Einen zum Lachen, als lauter ſolche — zum Weinen?!

Pierer'ſche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Exkurſionen eines Öſterreichers.

Zweiter Band.

Exkurſionen eines Öſterreichers.

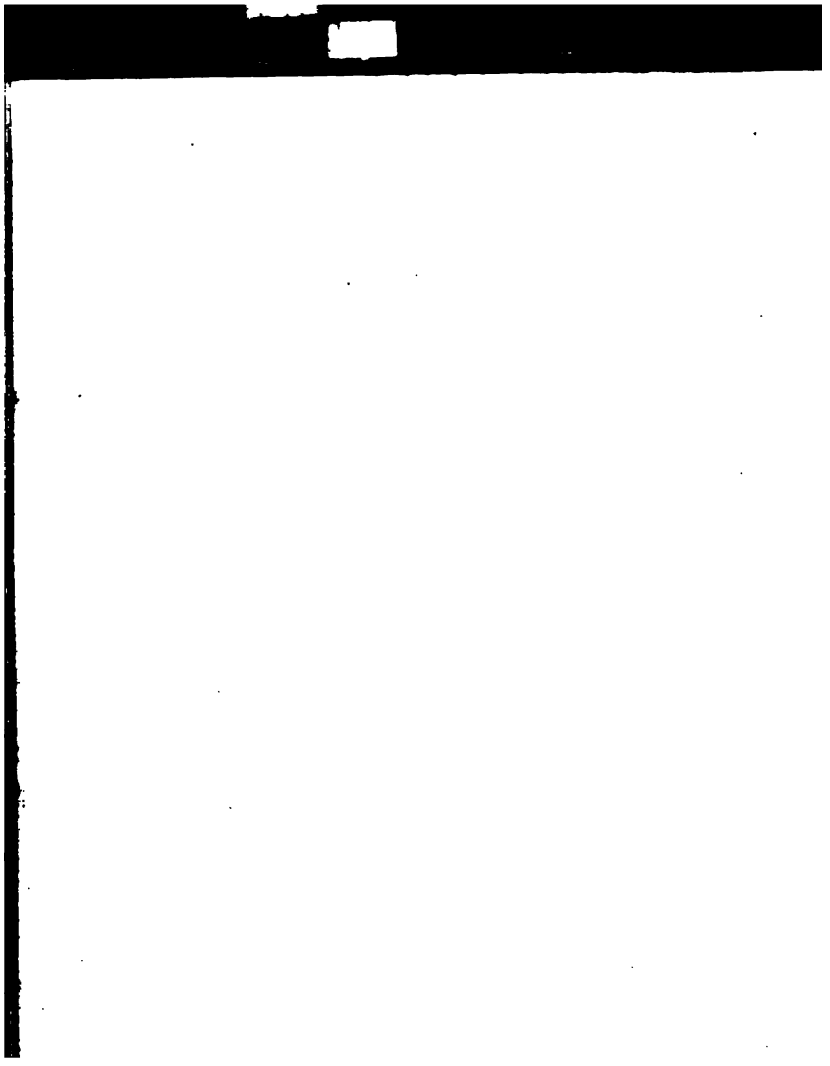
1840—1879.

Von

Julius von der Traun.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1881.



Exkurſionen eines Öſterreichers.

1840—1879.

Von

Julius von der Traun.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1881.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Inhalt.

	Seite
Von Hamburg nach Helgoland 1847	1
I. Im Hafen	3
II. Der Scharfrichter Rosenfeld	11
III. Das Blumenmädchen aus den Vierlanden	46
IV. Romantik und Verwandtes	50
V. Auf der Elbe	62
VI. Alte Liebe	72
VII. Fahrt und Landung	79
VIII. Herbsttage auf Helgoland	88
Vestigia leonis 1878	119
Von italienischen Fürsten und Städten 1879	179
I. Ferrara und das Haus Este	181
II. Rimini und die Malatesta	217
III. San Marino, die Republik	241

Von Hamburg nach Helgoland.

Im Hafen zu Hamburg.

Am erſten Morgen meines Aufenthaltes in Hamburg ſtieg ich in eine Droſchke und ließ mich auf dem kürzeſten Wege in den Hafen fahren. Das Pferd, das mich zog, lief friſch und ſchnell über das gute Pflaſter des neuen Walles und der Admiralitätsſtraße; dabei ſaß ich bequem in dem eleganten reinlichen Wagen.

Ich erinnere mich mit vieler Freude an das Wohlbehagen, mit dem ich, fortrollend, die ſtattlichen Façaden und die geſchmackvoll ausgelegten Waarenſchätze des Jungfernſtiegs und des neuen Walles muſterte, während auf den reinlichen Trottoirs eine geſchäftige und bunte Menge derber, wohlgenährter und ſelbſtzufriedener Menſchen mich anlachte. Kurz — mein Hamburg lob ich mir, iſt es auch kein klein Paris, ſo kann man es doch für ein kleines London gelten laſſen und wenn es auch ſeine Leute nicht immer bildet, ſo nährt es ſie doch, und zwar mit Rauchfleiſch, Auſtern und Hummernſalat. Bildung iſt auch in anderen Städten zu haben: Rauchfleiſch, Auſtern und Hummernſalat bekommt man aber nirgends beſſer als im Schooße der Königin der Elbe.

Am Hafenthore verließ ich meinen Wagen, und über die Bruſtwehr des neuen Quais gelehnt, vertiefte ſich mein Auge und meine binnenländiſche Phantaſie in die Eindrücke des erſten Seehafens, den ich ſah, der aber zugleich ein Flußhafen iſt. Es war für den erſten Augenblick ein mehr verwirrender als ergreifender Anblick denn ein Wald von Maſten und ein undurchdringliches Netz von Tauwerk, in dem einzelne, betheerte Matroſen wie ſchwarze Fliegen im Spinnengewebe hingen, verſperrten mir alle Fernſicht, während die breiten Verdecke der tief liegenden Schiffe das Waſſer ſo ſehr dem Blicke entzogen, daß es nur hier und da matt hervorblickte. Ich ſetzte mich bald in eine Jolle und ließ mich im Hafen herumrudern. Mein Fährmann war ein faſt achtzigjähriger Holländer, der Sohn eines armen Fiſchers zu Delfzgl, einem Dörfchen im Dollart. Er hatte als Mann auf lübiſchen und hamburgiſchen Kauffarteiſchiffen alle Meere der Welt befahren; nun, durch Alter ein Kind geworden, hatte er die Beſchäftigung ſeiner Kindertage wieder aufgenommen — einen kleinen Kahn am ſichern Strande hinzutreiben. Mit vieler Geſchicklichkeit brachte mich der Alte auf labyrinthiſch verſchlungenen Waſſerſtreifen zwiſchen eingerammten Bohlenreihen, mächtigen Schiffsbäuchen und entgegenkommenden haſtigen Booten durch. Die letzteren trugen theils Matroſen, welche ihr beſtes Zeug auf dem Leibe hatten und ihre ſämmt-

lichen Thaler in der Taſche an's Land zu bringen trachteten, um in den frauenreichen Hallen des Hamburger Berges dem Haupte eine Nachtruhe auf ſanfteren Wogen, als den tückiſchen der See zu bereiten; theils brachten ſie Makler, Handlungsagenten und andere lederne Geſichter an Bord. Ich traf eine Menge Bekannter im Hafen: den alten Neptun, den alten Nelſon, auch einen Patrioten, der war aber aus Stade im Hannoverſchen, und folglich nicht weit, her. Auch ſah ich die Königin Viktoria als Büſte am Vordertheile eines Huller-Bohlenſchiffes ſich langweilen, und mit Recht, denn dieſes Schiff trug wie jedes andere im Hafen den Charakter ſeiner Nation. Die engliſchen Schiffe haben hohes Deck, ſind lautlos und leblos, aber vortrefflich gehalten, gebaut und ausgerüſtet. Die italieniſchen und ſpaniſchen Briggs haben niederes Bord, ſind ſchlecht betheert, die Farbe der Wände iſt meiſt weggewaſchen, Segel und Tauwerk ſind geflickt, das Verdeck iſt ſchmutzig und nicht aufgeräumt, aber immer voll Lärm und Bewegung; nicht ſelten ſitzt auf dem Fockmaſt draußen ein ſchwarzäugiger Schiffsjunge und ſingt ein ſüßes fremdartiges Lied. Die holländiſchen Fahrzeuge ſind kurz und dick und immer auf's Reinlichſte gewaſchen. Ihre Farbe iſt immer friſch, ihre Segel wie neu, und die Kajütenfenſter mit den weißen Gardinen ſind ſo blank und freundlich, wie die Augen einer Myfrow, die Sonntag Morgens zur Kirche geht.

Im Binnenhafen, oberhalb des Baumhauſes, liegen die Flußſchiffe, auf denen die Holſteiner an der Bille und die fleißigen Vierländer ihre Gartenfrüchte und andere Eßwaaren zu Markte bringen. Hier ſtieg ich an's Land und auf den Quaien hinſchlendernd gab ich mich dankbaren Betrachtungen über die allwaltende Vorſehung hin, welche die fruchtbaren Vierlande ſo nahe an die appetitreiche Stadt Hamburg verlegt und den hübſchen, kurzgeſchürzten Vierländerinnen ſo appetitliche Waden in die violetten Strümpfe hinein erſchaffen hat. Längs den Quaien werden in Gewölben und Kellern alle Gattungen von Schiffsbedürfniſſen feilgeboten: Segeltuch, Theer, Taue, Fernröhre, Kompaſſe, Zwieback, Rum, Kognak, Porter und dergl. Hier rüſtete mancher Schiffer ſein Fahrzeug auf's Behaglichſte aus, ging in See und vergaß doch das Nothwendigſte an Bord zu nehmen: das Glück — die buhleriſche und doch unerkäufliche Dirne. Drum fuhr ſein Schiff auf ſcharfe Klippen —

Und ſtreute ſein Gewürz auf wilde Flut,
Und hüllte Wogen ein in ſeine Seiden.

Alles was auf die Seeſchiffahrt Bezug nimmt, hat poetiſchen Reiz, vom gebrochenen Anker, der auf der Düne verroſtet, von dem ausgeſpülten Balken, der am Strande verfault, bis zur Schiffsrippe, die auf der Werft gezimmert wird — alles — bis zu einer gewiſſen Grenze, und dieſe Grenze iſt der Agent, der Makler. So lange

das Schiff mit vollen Segeln auf hoher See geht, ist es ein freier Held; hat es im Hafen Anker geworfen und tritt der Makler an Bord, so fällt der Mehlthau auf die Blüthen des kecken, wundervollen Seelebens. Dann laufen die Matrosen an's Land oder machen sich an der Schiffswand draußen oder im Raume unten zu thun oder setzen sich zu oberst auf die Segelstangen, rauchen ihre Cigarre unter dem flatternden Wimpel weg und werfen keinen Blick herab auf das schachernde Gewirre.

Am Binnenhafen hin wohnen in schmucken Häusern, vor denen grüne Bäume stehen, eine Menge Schiffsmakler. Auf lackirten Täfelchen liest man unter den Glockenzügen J. H. Reimanus, Schiffsmakler; Henrik Bütter, Schiffsmakler; Erich Grikens, Schiffsmakler u. s. w. Gott möge sie allesammt erhalten und dereinst nicht allzulange mit ihnen um die ewige Seligkeit „makeln".

Ach, was für langweilige Gestalten begegneten mir am Hafen! Sie waren gekleidet in sauber gebürsteten Röcken, auch trugen sie sehr hohe Halskragen, wie die geheimen Räthe in Berlin.

Voll Ingrimm ging ich junge Landratte auf den Quaien auf und nieder und insultirte mit Gedanken die wichtigthuenden Gesichter, die, haufenweise Waarenmuster im Arm und ihre Notatenbücheln revidirend, nach der Börse liefen.

Erbärmliches Schicksal des Menschen! Mit dreifachem Erz umgiebt er seine Brust, vertraut dem schwankenden

Schiff sein Leben, findet Stürme und feindliche Klippen, überwindet beide, und das Resultat aller dieser Anstrengungen und Siege schreibt ein dummer Kontorist, der noch nie von Hamburg bis Buxtehude gefahren, mit wenigen Federstrichen nieder, wenn er im Hauptbuche seines Prinzipals die Bilanz zieht!

Alle jene prosaischen Störungen, von denen ich im vorigen Kapitel sprach, verliert man aus den Augen, und der Hafen macht einen rein poetischen Eindruck, wenn man von der Elbhöhe*) in das Gewühl von Schiffen und Menschen hinabsieht.

An einem kühlen Septemberabend stieg ich beim Altonaer Thore auf die Wälle Hamburgs, welche in alten Tagen von feindlichen Kugeln durchwühlt und erschüttert, jetzt friedlich grünend die geschützte Stadt umschlingen. Ich schritt neben Beeten voll Georginen und Astern unter den dichten Kronen der alten Alleen hin. Der kalte Herbstwind brach allenthalben Blätter von den Stielen und pfiff in die sausenden Flügel der Windmühle beim Elbpavillon. Drinnen wurden die Lampen angezündet und an den hohen Spiegelfenstern kämpfte matter Lichterschein von Innen, mit der schwachen Dämmerung, die außen herabsank. Der Teich vor der Elbhöhe kräuselte seine grünen Fluthen, und die schönen

*) Auch Stintfang genannt.

Hamburgerinnen, die hier ſpazieren gingen, hüllten ſich feſter in ihre Mantillen und trippelten haſtig vorüber, mit all dem Zauber in den vielſagenden Augen, welchen die Dämmerung, die Mutter der Sehnſucht, und die Vorahnung der verſchwiegenen Nacht wach zu rufen im Stande iſt.

Am Eiſengeländer der alten, zum Garten gewordenen Schanze lehnend, betrachtete ich den grauen Himmel und ſeine Wolkenzüge, die unbekümmert um ihre Spiegelbilder in der ſilberglänzenden Elbe in die See hinaustrieben. An den Quaien hin lagen die Schiffe, ein Ball von ſchwarzen Rieſenleibern, eingehüllt in ein Netz von ſtarkem Tauwerk, aus dem allenthalben die Maſten hervorſtachen. Oben flatterten bunte Wimpel wie Vögel, die noch einmal das Gefieder prüfen, bevor ſie einſchlafen. Hier und da rang ſich ein Schiff aus der Menge und drängte ſich mit vollen Segeln auf die Silberſtraße hinaus, um morgen ungehindert ſeine Reiſe beginnen zu können. Andere kamen ihm entgegen, ließen die Anker fallen und rafften die Segel ein. Dampfſchiffe arbeiteten ſich puſtend heran, um am Hafenthore Nachtruhe zu halten; ihre Glocken klangen und Funken flogen wie Johanniswürmer aus dem Schlot. Die zahlreichen Arme der Elbe blinkten herüber und ſchoben zwiſchen grasreichen Inſeln die oberländiſche Ever mit ihren dreieckigen krapprothen Segeln hindurch. Drüben ſtreckte

Harburg seine Thürme in's Abendklar und weit hinten stieß der Himmel auf die Ebenen Hannovers nieder und schloß die Aussicht.

Ich ging in den Hafen hinab, als die Tages über verhüllt gewesene Sonne im Sinken durch einen Wolkenriß eine dunkle Abendröthe über das ganze Firmament ausgoß. Die Elbe glich einem Blutstrom, Blut klebte an allen Masten und Segeln, Blut an den Waarenballen und Tonnen, und als ich zum großen Grasbrook hinaus kam, war es mir als triefe die ganze Insel von Blut, wie ein Rabenstein.

In der That, bevor der Hamburger Hafen so stetig voll von Schiffen und so sicher zu erreichen war, ist viel Blut in die Elbe vergossen worden. Bald rauschte es von den Borden kämpfender Schiffe, bald von der Richtstätte am großen Grasbrook nieder, wo die gefangenen Seeräuber, ihre Anzahl mochte noch so groß sein, ohne Schonung auf Befehl der siegreichen Bürger enthauptet wurden. So wurden im Jahre 1402 mit Klaus Störtebecher siebzig seiner Gesellen an einem Tage auf dem Grasbrook hingerichtet, und ihre Köpfe, wie die alte Chronik Heinrich Adelungk's sich ausdrückt, „zu den anderen gesetzt". Später wurden wieder einmal achtzig von Störtebecher's Leuten ebendaselbst geköpft, und im Jahre 1433 rollten abermals die Köpfe von vierzig Friesen, die unter Sibold und Emde Seeräuberei ge-

trieben hatten, in den Sand des Grasbrooks. Im Jahre 1452 wurden auf dem Grasbrook vierundsiebzig Friesen enthauptet, aus dem einzigen Grunde, weil man auf ihrem Schiffe ein Faß mit Nägel fand, das den Hamburgern geraubt worden war.

Aus jenen blutigen Tagen sind Bruchstücke einer Sage auf uns gekommen, die ich zerstreut in mündlichen und in geschriebenen Quellen vorfand und die ich hier in einer überlegten Zusammenstellung aufzubewahren gedenke. Es ziemt uns aus dem oft fraglichen Lichte der Gegenwart, einen Blick in die finsteren Tage der Vergangenheit zu werfen, denn es fliegen neuerdings viele Dämmerungsvögel an unserm Horizonte, und ihre Schuld ist es nicht, daß die alten, längst zur Ruhe gestellten Richtschwerter nicht unsere kecken Nacken rühren. So lautet aber

die Geschichte vom Scharfrichter Rosenfeld und seinem Pathen.

Im Spätjahre 1402 kam ein junges, ärmlich gekleidetes Weib mit einem schweren Korb voll Gemüse auf dem Platze vor der St. Katharinenkirche zu Hamburg an. Dort setzte es den Korb vor sich auf den Boden, ließ sich selbst an der Kirchenmauer nieder und hüllte sich fröstelnd in ein altes Regentuch. Der Wind blies auch recht kalt von der Norderelbe durch den Binnenhafen

herein, und obendrein war das Weib hoch schwanger. Auf dem kalten Boden gekauert, keuchte es noch lange vor Erschöpfung, seine Nasenflügel flogen und die Muskeln des abgehärmten Gesichts zuckten krampfhaft durcheinander. Dabei ließ es das schöne, große Auge über den Platz hinstreifen. Das arme Weib war sehr hungrig und wäre seine Zwiebeln recht gerne für Geld los geworden, um sich Brod und warme Suppe zu kaufen, aber ach — der sonst so lebhafte Platz blieb heute leer und weder aus der Katharinenstraße noch von den Mühren her wollte eine der sonst so häufigen Einkäuferinnen mit dem nett-verhüllten Körbchen sich nahen. Da wurde das Gesicht des hungrigen Weibes immer trüber, endlich fing es bitterlich zu weinen an.

„Mein lieber Himmel," rief mitleidig eine alte krumme Hökerin aus, die mit ihrer Waare nebenan saß; „Frau Nachbarin, was fehlt Euch? habt Ihr Leibschmerzen?"

„Nein, gute Frau", sagte die Angeredete, „ich habe keine Schmerzen — ich weine aus lauter Herzeleid."

„Was thut doch Eurem Herzen so wehe?" fragte die mitleidige Alte.

„Wenn ich es Euch schon sagen muß", fuhr die Weinende, die sich ihres Hungers schämte, heraus, „so wißt — ich sorge mich seit Tagen, wer mir armem Wesen das Kind, das ich zur Welt bringen werde, zur Taufe hält."

„Na, das ſind mir einmal unnöthige Thränen", verſetzte die alte Höckerin; „wer wird denn einer ehrlichen Frau nicht gern ihr eheliches Kind zu Taufe halten?"

Bei dieſen Worten überflog eine hohe Röthe das Antlitz der Schwangeren, und ſie biß ſich ſo heftig in die Lippen, daß dieſe ganz bleich wurden.

„Seid nicht ſo kindiſch", nahm die Alte wieder das Wort; „ich will ſelbſt Eures Kindes Pathin ſein, wenn Ihr nicht ſo weit von hier wohnt, daß mein krummer Fuß Eure Wohnung nicht erreichen kann."

„Ach, ich wohne gar in Sülldorf", antwortete das junge Weib.

„Ja, das iſt freilich weit", ſprach die gutmüthige Alte, „aber ich will in der Sache mit meiner Baſe, der Kornmeſſerin auf dem Reſendamme, ſprechen, die ſchlägt dieſen Liebesdienſt einer ehrlichen Frau nie ab."

Wieder verfärbte ſich die Andere und flüſterte verlegen: „Laßt das einſtweilen gut ſein, Frau Nachbarin, ich will früher noch bei einem Freunde in Blankeneſe mein Glück verſuchen."

„Thut das und ich wünſche Euch alles Gute dazu", verſetzte die Alte. „Und nun lehnt Euch in die windſtille Ecke hier und ſchlaft ein wenig, meine Gute. Ihr habt Zeit dazu, denn vor Mittag kommt gewiß Niemand, der nach unſerer Waare fragt."

„Oh weh!“ ſchrie die junge Frau entſetzt, „bis Mittag — und ich ſterbe ſchier vor Hunger.“

„So kauft Euch Brod.“

„Ich habe aber keinen Schilling in der Taſche.“

„O Du arme Haut! Da trink von meinem Branntwein, da iß von meinem Brod. Du arme Haut — und wie ſie weint. Du liebe Noth! ſo — ſo mehr und hört nicht auf, bis daß Ihr ſatt ſeid.“

„Ich habe genug. Vergelt' es Euch Gott.“

„Und Euch laſſe er nie wieder ſolche Noth leiden.“

„Aber meine gute alte Mutter, warum kommen denn vor Mittag keine Leute, die uns etwas abkaufen?“

„Weil Alle auf dem Grasbrook drüben ſtehen.“

„Was machen alle dort?“

„Sie ſehen dem Scharfrichter zu.“

„Dem Scharfrichter? Was treibt der drüben?“

„Köpfe ſchlägt er ab. Klaus Störtebecher's den ſeinen und die von 70 ſeiner Geſellen.“

„Störtebecher, der wackere Seeheld?!“

„Wacker oder nicht. Die See muß frei ſein, ſagte geſtern der Stangenherr im Niederhafen.“

„Aber Störtebecher, wie ich hörte, haben ſie ja erſt vorgeſtern nach Hamburg gebracht?“

„Und heute wird er um einen Kopf kürzer gemacht.“

„Ohne Prozeß und Urtheil?“

„Ein Seeräuber!“

„Er hat lange genug als ein ordentlicher Schiffshauptmann dem König von Schweden gedient, und triebe noch daſſelbe Handwerk, wenn ihn ſein Oberherr nicht verlaſſen hätte.“

„Na, junge Frau, das nimmt mich wahrlich Wunder, wie Ihr für den Seewolf in's Geſchirr geht. Und woher wißt Ihr denn ſo all' ſein Schickſal?“

„Mein Gott“, ſagte die Angeredete, verlegen ihre Hitze dämpfend, „von uns und von Blankeneſe ſind die Männer das ganze Jahr in See und bringen von dort alle Neuigkeiten heim, wie Ihr aus den Straßen des St. Katharinen-Kirchſpieles.“

„Ihr habt Recht“, lachte die Alte. „Von Blankeneſe lief auch ſeit Menſchengedenken manches Schiff aus, das in See Dinge fand, die kein Menſch verloren hatte.“

Hier ſchwiegen die Weiber, und die junge Frau nahm die Miene an, als wollte ſie ſchlafen. Die Alte wickelte ſich die Arme in die Schürze und entſchlief bald darauf in allem Ernſte. Der armen Sülldorferin aber ging des Scharfrichters Tagwerk am Grasbrook nicht aus dem Kopfe; war es das Gelüſte der Schwangerſchaft, war es ein tieferer Grund, war es lediglich die weibliche Neugierde oder die bekannte Luſt, mit welcher das Auge des zarteren Geſchlechtes ſich an dem letzten Zucken armer Sünder weidet — genug — ſie erhob ſich und

ſchritt haſtig quer über die holländiſche Reihe und den alten Wandrahmen hin durch's Brookthor auf den großen Grasbrook hinüber.

Auf dem ganzen Grasbrook ſtand damals noch kein Haus, die Inſel war eine flache Wieſe, deren oberes Ende zum Theil zum Bleichen benutzt wurde; auf dem untern Ende ſtand aus behauenen Steinen der Rabenſtein hoch aufgebaut. Auf dem freigebliebenen Raum trieben die Bürger ihre Ochſen und Gänſe zur Weide.

Die junge Frau traf hier eine unabſehbare Menge Volkes. Vornehme Frauen in ſeidenen Kleidern mit Schellen daran und goldenen Gürteln, Kaufleute in Wämſern und Mänteln von feinem lübiſchen Tuch, inzwiſchen Matroſen und Fuhrleute in weißen weiten Schifferhoſen über den blauen Unterkleidern, holſteiniſche und Bauern aus den Vierlanden — Alle aber richteten lautlos ihre Augen auf den Rabenſtein, um den die Schaarwache einen Kreis gezogen hatte. In dieſem Kreiſe ſtanden rechts an der Treppe die auf's Hochgericht führte, der Rathsherr Nikolaus Schocke, Störtebecher's Beſieger, — links drängten ſich in einem Haufen die verurtheilten Vitalienbrüder, gefeſſelt und mit übermüthigen Mienen den geiſtlichen Troſt von ſich weiſend, den etliche Barfüßer-Mönche aus dem Maria-Magdalenen Kloſter ihnen zu ſpenden ſich bemühten. Inzwiſchen wurde ein Verurtheilter nach dem andern durch Henkersknechte vom

Haufen weg auf das Hochgericht hinauf geführt, in deſſen Mitte ein rauchender Stuhl ſtand. Neben dem Stuhl ſtand mit entblößten Armen der Scharfrichter Roſenfeld, ein ſtattlicher Mann, mit rothem Geſichte und gelbem Haupt- und Barthaar, wie ein Löwe; ihm gegenüber Klaus Störtebecher in einem bunten Wams und einer niedrigen Schiffermütze mit wollenen Roſen und grellen Seidenbändern umwunden. Störtebecher's grauer Bart ſtand ſcharf vom Kinn weg, wie ein zweiſchneidiges Schlachtſchwert, ſeine Hände waren in Ketten, ſeine Augen aber ſchoſſen frei dahin und maßen bald die Wälle der alten An-Seeſtadt, bald aber ſendeten ſie ſehnſüchtige Blicke den ſeewärts wehenden Wimpeln und den ſtrebenden Segeln im Niederhafen nach. Ach, es war an jenem Tage ſo guter Fahrwind, und der gute Klaus mußte rathlos zuſehen, wie man ſeinen beſten Bootsleuten, gleich wehrloſen Hammeln, die Köpfe herunter hieb. So oft ein neues Opfer hinaufſtieg, rief ihm Störtebecher unverzagt ein paar markige, altfrieſiſche Worte zu, — lag aber das Haupt im Sand und war es recht ſchnell und glücklich vom Rumpf gefallen, ſo reichte er dem Scharfrichter die Hand und ſagte dazu: „Dank, Meiſter Roſenfeld, das war ein Freundſchaftsdienſt.“ Dann ließ der Scharfrichter jedesmal das Schwert ſinken und heftete aus ſeinen ehrlichen Augen einen Blick voll Wohlwollen und Mitleid auf den uner-

ſchrockenen Vitalienbruder, als wolle er ſagen: „Du wärſt eines beſſeren Glückes werth geweſen; denn Glück macht ſchlimme Thaten zu guten und aus verfluchten Räubern verehrte Helden.“ Inzwiſchen hatte bereits ein anderes Opfer auf dem Stuhl Platz genommen, und Herr Nikolaus Schocke rief herauf: „Roſenfeld, mach' weiter!“ Mit Ingrimm die Augen in des fetten, blutdürſtigen Senators Antlitz bohrend, holte der Scharfrichter zum neuen Streiche aus, aber Störtebecher rief ein donnerndes „Halt!“ und — als das Richtſchwert wie erſchreckt zu Boden ſank — bat er wehmüthig: „Ziele noch einmal und beſſer, Gevatter.“ Da zielte Roſenfeld mit einem freundlichen Nicken noch einmal und der Kopf fiel als hätte ihn der Wind herabgefegt.

So währte das Schlachten bis gegen Abend. Das Blut troff an den Wänden des Rabenſteines nieder und ſoll dem Scharfrichter bis in die Schuhe geſtanden ſein. Endlich waren alle dahin und nur noch Störtebecher übrig. Er ſchwang ſeine Mütze gegen die Nordſee hin und rief: „Geh' ich auch nicht glücklich, ſo geh' ich doch unerſchrocken in See.“ Dann ergriff er Roſenfeld's Hand und ſprach: „Gevatter, wir hätten uns früher kennen lernen ſollen.“ Roſenfeld entgegnete: „Oder ſpäter — oder gar nicht,“ und warf ſein Richtſchwert weg.

„Was thuſt Du?“ ſchnaubte Herr Schocke.

„Wohlweiſer Herr,“ verſetzte Roſenfeld, „der letzte

Burſche macht das Hundert voll, das mit jenem Schwerte geköpft wurde, und ich ſtelle es nun nach altem Blutrichterbrauch zur Ruhe.“ Hierauf nahm er ein neues aus dem Scharlachmantel, der am Boden lag und trennte mit der jungfräulichen Schneide Störtebecher's Haupt vom Rumpfe.

Darauf wurden die Trommeln gerührt, Schocke zog in Begleitung der reitenden Diener in die Stadt zurück, wo von den Thürmen der Kirchſpiele die Armenſünderglöcklein geläutet wurden. Auch das Volk verlief ſich raſch. Die junge Frau aus Sülldorf, die während der ganzen Exekution dem Rabenſtein nahe geſtanden war und ihre eigenen Gedanken über des Scharfrichters menſchliches und offenes Weſen gehabt hatte, frug nun einen Mann wie der wackere Freimann wohl heiße.

„Roſenfeld“, war die Antwort.

Und wo er denn wohne.

„Ei — wo die Freileute alle wohnen, im Raboiſen auf dem Galgenfelde nächſt der Alſter.“

Unterdeſſen wurde der Grasbrook ganz leer. Die Elbe rauſchte vernehmlich am Ufer, einzelne Ochſen lagen wiederkäuend im Graſe, und der Rabenſtein rauchte vom Blut. Oben war Roſenfeld noch geſchäftig im Anordnen, denn ſeine Knechte laſen die abgeſchlagenen Köpfe auf und trugen ſie an's Elbufer, wo ſie auf Pfähle geſteckt wurden: eine Warnung allen Seeleuten, die in den Hafen

kamen. Als aber der letzte Mann das Hochgericht verlassen hatte, fiel ein Schwarm Raben, der schon den ganzen Tag darüber gekreist hatte, darauf nieder und bedeckte es, wie ein schwarzes Tuch. Die junge Frau stand noch immer, als erwarte sie Jemand. Endlich warf Rosenfeld seinen rothen Mantel über, um heimzugehen, und kam an ihr vorbei. Er schenkte ihr keinen Blick, denn er wußte, daß sein Blick Niemanden erfreue, aber auch ihr fehlte Muth ihn anzusprechen. Sie ließ ihn dahinschreiten und als er im Brookthor verschwunden war, machte sie sich eilig auf die Sohlen und gelangte zur Katharinenkirche, wo sie im Winkel, in dem sie Morgens gesessen, ihren Gemüsekorb leer und umgestürzt fand. Als sie ihn aber aufhob, lagen 12 Schillinge darunter, denn die gute alte Hökerin hatte statt ihrer die Waaren an Mann gebracht und den Erlös hier verborgen. Dankbar verwahrte die junge Frau das Geld und seufzte mit Thränen im Auge: „Ja, ich muß wieder zu Armen und Ausgestoßenen gehen, denen ich gleich bin — denn nur sie sind barmherzig."

Hierauf ging sie in den Hafen hinaus. Nebel bedeckte schon das jenseitige Ufer der Elbe und zog durch die Spitzen des Mastenwaldes. In den Schenken, wo gutes Bier vom Zapfen rann, war es hell und laut — auf den Schiffen aber war es ganz still. Nur ein Papagei auf einem Südlandfahrer rief durch sein un-

harmoniſches Geſchrei den ſchlafenden Wiederhall der Häuſerreihen wach, und ein norwegiſcher Matroſe, der in den Raaen ſaß, ſang ein melancholiſches Lied von einem Seekönige, der ſeinem alten Leibe endlich ſo gram geworden war, daß er ihn ſammt ſeinem Schiff auf hoher See verbrannte.

Die arme junge Frau kroch inzwiſchen unbemerkt in eine leere Jolle, die ſie ſich zur Schlafſtätte auserſehen hatte, hüllte ſich in ihr Regentuch, nahm den leeren Korb zum Kopfkiſſen, und bald kam eine mitleidige Woge und wiegte die Erbarmungswürdige in einen kurzen Schlaf.

Des Scharfrichters Haus lag auf dem alten Galgenfelde an der Außenalſter und war von einem Kranze von Erlen und Weiden eingeſchloſſen. Es ſah ſo freundlich und ſtattlich aus, wie irgend ein Hof in der fetteſten Marſch, nur war es von Alt und Jung mit Abſcheu gemieden. Deſto friedlicher lebte Roſenfeld mit ſeiner alten Schweſter darinnen, und in den erſten Stunden der Nacht, die Störtebecher's Hinrichtung gefolgt war, ſaß er vor einem Kruge Einbecker Bieres an dem gebohnten Tiſche ſeiner reinlichen Stube und ſchien ganz mit ſich ſelbſt zufrieden. Da ſchlugen die Hunde im Hofe draußen an und zu gleicher Zeit pochte es leiſe an's Stubenfenſter.

„Heda“ — ſo fuhr der Scharfrichter auf — „was giebt's? Noch mehr? Ich meine heute gebührt mir Ruhe?“

„Beſter Meiſter“, flehte draußen eine ſchwache Frauenſtimme, „laßt mich um Gottes Willen zu Euch hinein.“

Dieſe Worte klangen ſo weich und ängſtlich, daß Roſenfeld ſchnell ſeiner Schweſter in die Küche hinausrief: „Eliſabeth! Andreas ſoll die Hunde einfangen und dann laß mir das Weib, das vor dem Thore ſteht, in dieſe Stube herein.“

Des Hausherrn Befehl wurde ausgeführt und bald ſtand unſere arme Sülldorferin vor ihm. „Was wollt Ihr zu dieſer Stunde, gute Frau?“ fragte er die Zitternde.

„Ich habe eine Bitte an Euch.“

„Redet frei.“

„Ihr müßt mir Zeit gönnen, Meiſter. Ich muß Euch ſagen wer ich bin, und muß Euch erzählen, wie es kam, daß ich zu Euch bitten gehen mußte.“

„Ihr macht mich neugierig, ſetzt Euch und redet.“

„Ich heiße Antje Laſſen und bin die uneheliche Tochter eines Schiffmanns, den ihr vor vier Jahren auf dem Grasbrook geköpft habt, da man ihn unter der Mannſchaft eines verdächtigen Schiffes gefangen nahm.“

„Ich wollte er wäre ehrlicher geſtorben“, ſagte der Scharfrichter.

„Ich wollte, er lebte noch!“ verſetzte Antje Laſſen, „und ich wäre im Grabe. Als er in die Grube geworfen wurde, blieb mir nichts als ſeine morſche Hütte zu Süllldorf, ein Flecken urbares Land und der doppelte Abſcheu der Leute von der unehelichen Tochter — eines Hingerichteten. Man nannte mich damals ein hübſches Mädchen, aber es fragte Niemand danach, ob ich Brod hätte oder Hunger. Des Nachts ſchlichen ſich junge Seeleute in meine Hütte, denen gab ich, was ſie verlangten, ſie ſchenkten mir Geld dafür — und hatte ich dieſes verzehrt, ſo riß ich einige Zwiebeln und dergl. aus meinem Gärtchen und verkaufte dieſe Waare in Hamburg. So lebte ich, verachtet wie die Möve auf der Düne von den werthloſen Gaben, welche die Fluth des Lebens zu meinen Füßen zurückließ. Da regte ſich plötzlich unter meinem Herzen, ſüß und ſchmerzlich, ein zweites Leben, und ich weiß nicht, wen ich dafür anklagen oder dafür lieben ſoll.“

Hier unterbrach ein Thränenſtrom die Rednerin. Roſenfeld aber runzelte die Stirn und ſagte heftig:

„Ihr irrt Euch, Antje Laſſen, wenn Ihr glaubt, daß ich mich zu ſolch hölliſchem Werke gebrauchen laſſe. In meinem Garten wachſen keine ſolchen Pflanzen. Meine Hände ſind nicht rein von Blut, aber rein von Mord. Laßt das junge Leben unter Eurem Herzen gedeihen bis zur Stunde, wo es an's Licht jener Sonne treten muß,

die da ſcheinet über die Guten und über die Böſen. Ihr verkennt mich und Ihr thut mir Unrecht, wenn Ihr mich mit dem Maßſtabe der Verworfenheit meßt, den man aus hirnloſem Vorurtheil an Meinesgleichen zu legen pflegt."

„Ach! ich errathe", ſagte Antje, „was Ihr für eine Bitte von mir befürchtet. Seid ruhig Meiſter. Ich will ja gern im ſchwarzen Hemde und mit verlöſchter Kerze an der Kirchenthüre ſtehen, ein Spott derer, die nicht die Sünde, aber der Zufall verſchonte. Ich laufe von dort gerade Wegs nach Hauſe und küſſe und pflege mein Kind. Aber, ſagt Meiſter, ſoll denn das Kind kein Chriſt ſein? Da es keinen Vater haben wird und eine ausgezehrte Mutter — ſoll es denn auch keinen Pathen haben?"

„Ei, das ſoll es doch", verſetzte Roſenfeld zögernd. „In Blankeneſe ſind wohlhabende Leute."

„Die haben mich mit den Füßen weggeſtoßen, mich eine Metze geſcholten und mein Kind einen Bankert. Sie haben mir alle Makel vorgeworfen, die an meiner Herkunft und an meinem Rufe kleben — und an der Frucht, die ich gebären ſoll."

„Nun, gute Frau", ſagte der Scharfrichter ſchnell und freudig, „kann ich Euch zu Dienſten ſein?"

„Guter Meiſter."

„Ich? Euer Gevatter?!"

„Ja!“

„Ja?!“

„Als ich Euch heute so mild und wacker auf dem Hochgericht sah, und als Ihr später, in einem rothen Mantel gehüllt, so einsam und gemieden und, wie mir schien, so traurig vom Grasbrook schlichet, da meinte ich zu errathen, was Euer Herz quält, und das Bewußtsein gleichen Leides erweckte meine Zuversicht.“

„Antje Lassen, ich bin Euer Gevatter. Sprecht kein Wort mehr, ich bin Euch vielen Dank schuldig für Eure Bitte. Mich — den Schnitter des Todes wählt Ihr zum Pfleger einer jungen Saat. Ich danke Euch und seid guten Muthes. Laßt allen Aberglauben fahren, ich bin ein Mensch wie Alle und besser als Viele. Und nun eßt und trinkt, wärmt Euch und schlaft Euch aus in meinem Hause. Morgen setze ich Euch in meine Jolle und Andres soll Euch nach Hause rudern. Daß ich Kunde von der Geburt des Kindes bekomme, laßt nur meine Sorge sein.“

Der Scharfrichter war von dieser Stunde an voll der zärtlichsten Sorge für das Wohl seiner Gevatterin. Er hatte eine Magd zu ihr nach Sülldorf gestellt, die sie pflegen mußte und den Auftrag hatte, nach erfolgter Geburt des Kindes Alles zu veranstalten, so daß er nur zur

bestimmten Stunde in der Kirche zu Ottensen zur Taufe zu erscheinen hatte.

Diese Nachricht kam recht bald. Antje war eines gesunden Knäbleins genesen, und Rosenfeld stieg auf seinen mecklenburgischen Rappen, schnallte einen tüchtigen Mantelsack hinter sich und ritt nach Ottensen, innerlich vergnügt, endlich auch einmal zu einer erfreulichen Handlung vor den Menschen erscheinen zu können.

Ein paar arme Nachbarinnen der Wöchnerin erwarteten mit dem Kinde den Pathen auf dem Kirchhofe. Rosenfeld hielt dann mit allem Anstande seinen Pathen über den Taufstein, entsagte an seiner Statt dem Teufel und allen seinen Werken, und betete leise und weinte fast vor Freuden über das liebliche Kind, dem er nun so viel Gutes zu thun berufen war. Nach der Taufe hing er dem Täufling eine kleine goldene Denkmünze um den Hals, nahm ihn dann, wohl in Tücher eingeschlagen, zu sich auf's Pferd, hielt ihn sanft und sachte unterm Mantel an die Brust gedrückt und ritt so, während die Weiber hurtig nebenher schritten, bis er durch die Hohlwege des sandigen Süllberges vor dem Hüttchen Antje Lassen's angelangt war.

Er befahl vergnüglich, noch im Sattel, den Weibern Wein, kalten Braten und Backwerk aus dem Mantelsacke zu nehmen, um davon im Stübchen einen fröhlichen Imbiß halten zu können; dann saß er ab und ging mit

freudeſtrahlendem Geſichte in's Hüttchen, um den jungen Chriſten der erfreuten Mutter zu übergeben. Als er aber an das Bett der Wöchnerin trat, fand er dieſe mit bleichen Wangen und Lippen, geſchloſſenen Augenlidern und erſterbenden Pulſen in tiefſter Ohnmacht auf ihrem Schmerzenslager von Seetang. Das Kind nun raſch bei Seite legend, griff er nach Waſſer und ſprengte es ihr in das Angeſicht, verſuchte ihr Wein einzuflößen, rief ſie mit greller Stimme beim Namen — da ſchlug ſie mühſam die Augen auf, aber die Sehkraft, die Möglichkeit im Blicke den Dank zu ſpiegeln, der in der vergehenden Seele beim Anblick des menſchenfreundlichen Freimannes auflebte, war erloſchen. Ein wehrloſes Opfer des Todes ſtarb ſie an den Folgen eines Blutſturzes, der über ſie gekommen war, als ſie, in Abweſenheit der Weiber, welche das Kind zur Taufe getragen hatten, mit Roſenfeld's unwiſſender Magd allein geblieben war.

In des Scharfrichters Innern kämpfte Wehmuth mit Ingrimm. „So muß ich denn den Tod überall hintragen, wohin ich kommen mag!“ Mit Thränen des Zornes und Schmerzes benetzte er das Antlitz des Kindes, das er wieder auf ſeinen Arm genommen hatte. „Du — kleiner Wurm! — ſollſt mir doch bleiben. Hier Weiber iſt Geld, pflegt das Kind bis ich es zu mir hole und zahlt der Mutter ein ehrliches Begräbniß, ſonſt kümmert ſich kein Pfaffe und kein Küſter um ihre chriſtliche Leiche.“

Damit eilte er aus der Hütte, ſprang auf ſein Pferd und bald verſchlang das Rauſchen des Nachtwindes den Hufſchlag ſeines geſpornten Roſſes.

Zu Hauſe angekommen, erzählte Roſenfeld das traurige Ereigniß ſeiner Schweſter. Er war ganz troſtlos, daß Eines der ſo ſeltenen freudigen Ereigniſſe ſeines vom Glück und von Menſchen gemiedenen Daſeins eine ſo traurige Wendung genommen habe. Er mied nach kurzen Klagen jede weitere Anſprache und ſtieg, wie er es in ähnlicher Stimmung immer zu thun gewohnt war, in ſeine Schlafſtube hinauf.

Hier ſtand ſein kaltes Bett, ein brauner Tiſch, ein Stuhl dabei, an der Wand war ein Kruzifix und gegenüber ein ſchmaler Kaſten, in dem Roſenfeld's Richtſchwerter aufbewahrt hingen; neben den dreien, die er ſchon zur Ruhe geſtellt hatte, das vierte, das erſt Einen — Störtebecher's Kopf — vom Rumpfe getrennt hatte.

Roſenfeld ſchritt eine Stunde lang in lebhaften Gedanken auf und nieder, dann rief er ſeine Schweſter zu ſich und ſprach zu ihr, indem er freundlich ihre Rechte zwiſchen ſeine Hände nahm: „Eliſabeth, Du warſt mir in allen meinen Tagen eine treue Gefährtin und haſt ruhig die ganze Mühewaltung meines Hauſes getragen. Du wirſt nun alt, und es ziemt ſich wol nicht, neue Bürde Deinen müden Gliedern aufzulaſten."

„Sprich, Bruder, was begehrst Du von mir?"

„Ich möchte das arme Waisenkind aus Sülldorf, das ich heute zur Taufe hielt, in mein Haus nehmen. Es ist ein gar schönes Kind."

„Wird es denn wohl gerathen?" frug die bedächtige Schwester.

„Wie sollte es nicht, gute Elisabeth, wenn wir Mühe und Fleiß nicht sparen es zu erziehen. Thue meinen Willen — dann habe ich doch ein Wesen, das meine Hand segnet, wenn sie der Tod vom Griffe des Richtschwertes gelöst haben wird."

„Sage mir, lieber Bruder, wie ich Alles anschicken soll."

„Ich werde Alles heute Nacht auf's Genaueste erwägen und morgen früh frage mich um meinen Willen. Andreas soll für ein Schiff sorgen mit einem Dache von Segeltuch, damit der Wind nicht heran kann, denn ich gedenke das Würmchen eiligst holen zu lassen. Jetzt aber, Elisabeth, danke ich Dir für Deine liebevolle Güte und schlaf' wohl."

Elisabeth entfernte sich. Als sie die Thür hinter sich abgeschlossen hatte, kniete der Scharfrichter auf der Stelle, wo er stand, zu Boden und dankte mit gefalteten Händen dem Himmel für die Gnade, daß er ihm das gesunde Waisenknäblein geschenkt hatte. Da gellte ein schriller Klang durch das todtenstille Zimmer und im

Kaſten, wo die Richtſchwerter hingen, fiel ein ſchwerer Körper klirrend nieder.

Dem Scharfrichter gerann aus Schrecken das Blut zu Eis. Sein Geſicht erbleichte, blau bebten ſeine Lippen, ſeine Zähne ſchlugen aneinander, ſein Haar ſträubte ſich empor und die Hände ſtreckte er weit von ſich, als ſehe er ein Geſpenſt. Endlich erhob er ſich mit aller Macht und öffnete den Wandkaſten. Da hingen die drei blanken zur Ruhe geſtellten Richtſchwerter, das vierte neue Richtſchwert aber war unterm Griffe abgeſprungen. Bis auf den Tod betrübt, ließ der vor Kurzem noch ſelige Roſenfeld das Haupt auf die Bruſt herabſinken und ſtammelte zerknirſcht: „Warum — Du gerechter Gott! — ſchütteſt Du die ganze Schale Deines Zornes über mich, das ſchuldloſe Werkzeug einer blutdürſtigen Gerechtigkeit aus? Zu wohl nur kenne ich dieſes Anzeichen. Mein armer verwaiſter Pathe, Deinen Kopf wird der Scharfrichter mit dem Schwerte von Deinem lebendigen Leibe trennen!“

Als Eliſabeth am andern Morgen ihren Bruder anging, er möge ihr nun ſagen, wie das hübſche Waiſenkind von Sülldorf hereinzubringen ſei und was ſie in dieſer Sache noch ferner zu veranſtalten habe, war ſie nicht wenig erſtaunt über die ſeltſame Antwort, die ſie bekam.

„Bei meiner brüderlichen Liebe und, wofern Du länger mit mir unter einem Dache leben willſt, beſchwöre ich Dich, ſprich nie wieder zu mir oder ſonſt Jemand von jenem unglückſeligen Kinde. Es iſt für mich todt, ſein Name iſt mir ein Schrecken und mit ihm wächſt mir ein unerhörtes Unheil heran.“

Eliſabeth fragte nun nicht weiter, aber alles Fragen hätte ihr nichts genützt, denn ſchon am andern Tage war das Kind aus Sülldorf verſchwunden, und Niemand wußte dort, wohin es gekommen war. Man ſchob die Schuld auf Strolche, Hexen u. dgl. Der wahre Hergang war aber der: Roſenfeld hatte ſeinem treuen Andreas aufgetragen: „Geh' Du heute Nacht zur Hütte der ſeligen Antje Laſſen in Sülldorf, ſtiehl ihr Kind und ſchiffe dann damit die Elbe hinab. Wenn du ſechs Stunden lang fleißig gefahren biſt, ſteig wo Du willſt am rechten oder am linken Ufer an's Land, ſetze das Kind vor die Thüre des nächſten Hauſes. Sieh' dich nicht um, ſpring' wieder in Dein Schiff und fahre die Elbe herauf. Mir iſt's am liebſten, wenn Du ſelbſt nicht weißt, wohin Du das Kind gebracht haſt.“ Dieſen Befehl vollzog Roſenfeld's treuer Knecht ohne Frage. Die Klinge des abgeſprungenen Richtſchwertes wurde wieder angeſchweißt, und Handel und Wandel gingen an der Elbe ihren alten Lauf, als hätte nie eine Antje Laſſen zu Sülldorf ein Kind geboren, deſſen Hals für den Scharfrichter gewachſen war.

Im Jahre 1414 waren die Hamburger ſchon ebenſo gute Freunde von guten Gerichten, als heutzutage, und ein zwölfpfündiger Hummer war ihnen gewiß ebenſo lieb, wo nicht gar lieber, als eine Predigt im Dom.

Damals ſtand an einem ſchönen Herbſtmorgen auf dem Hopfenmarkte ein zwölfjähriger Knabe in der Kleidung der Landleute aus der Wilſtermarſch und bot einen Hummer feil, der nicht viel kleiner war, als ein vierteljähriges Kind. Arme Leute ſtanden mit lüſternen Augen vor dem Seewunder und bohrten dabei die Arme bis an die Ellenbogen in die leeren Hoſentaſchen, Köchinnen fragten um den Preis und liefen weg, als hätte man ſie mit Waſſer begoſſen und ſelbſt feinſchmeckende Kaufherren, denen die Waare zugeſagt hätte und die nach dem Preiſe fragten, ſchalten über das unmäßige Begehren. Der blonde Junge war aber taub gegen alle Vorwürfe und dachte ſich, ſo ſelten als die zwölfpfündigen Hummer, ſind auch die Leute, die ſie kaufen. Er wartete mit lächelnder Geduld und verlor kein Wort, ſeine Waare zu preiſen, die ihr eigener Lobredner war. Da kam eine kleine, hochnaſige Frau, in rauſchendem Brokat gekleidet, über den Markt herauf, puſtete vor Kurzathmigkeit und Hochmuth und muſterte mit ihren kleinen Augen die Körbe und Waaren der Fiſcher ſo gierig, daß man zu meinen verſucht war, ſie ſei ein verkleideter Schellfiſch,

den die betrübte Mutter Nordsee abgesendet, um auszukundschaften, wie viele ihrer Kinder zur Zeit in hamburgischer Gefangenschaft schmachten. Aber mochte man die Frau halten, wofür man wollte; mochte man sagen, sie stamme aus einer Familie, die man bald für Bettler, bald für Zigeuner, nie aber für etwas Gutes zu halten Ursache gehabt habe; mochte man sich auch in's Ohr raunen, sie verschachere die Gerechtigkeit ihres Mannes im Großen und im Kleinen: sie blieb doch immer Frau Josefa, die Ehegemahlin des Senators Paulus Bube, und ein Senator war in jenen finsteren Tagen zu Hamburg eine geheiligte Person. Diese Frau schob sich endlich auch in die Nähe des blonden Jungen, der den großen Hummer feil bot und, ohne um einen Preis zu fragen, schrie sie dem Knaben zu: „He Du Kleiner, komm Du mit und trage mir Deinen Krebs nach."

„Halloh", dachte sich der kleine Marschländer, „da habe ich die rechte Käuferin. Die ist grob und kurz angebunden, die feilscht nicht und zahlt wol auch gut."

So rauschte die Senatorin in die Deichstraße hinein, und der Knabe trat ihr nach und ging mit sich selbst zu Rathe, ob er von einer so vornehmen Frau nicht eine Mark mehr verlangen sollte, als von anderen Leuten. Inzwischen begab sich die Senatorin in ihr hübsches Haus (in der Stadt hieß es, sie habe es ihrem Manne durch Erbschleicherei erworben), keuchte die Treppe hinauf

in die Küche, hieß dort dem Jungen den Hummer absetzen, drückte ihm 12 Schillinge in die Hand und ſagte: „So, Kleiner, jetzt bedanke dich für meine Gnade und lauf'."

„Ja, Frau", dehnte der Junge, „der Hummer koſtet acht Mark."

„Schon recht, geh' nur Du Wildfang!"

„Acht Mark Frau! Ihr hört wol nicht gut?"

„Ich höre recht gut, Du Spitzbub, troll' Dich."

„So haben wir nicht gewettet."

„Mit ſolchen Lotterbuben wette ich nur um Schillinge, wie ſie der Frohnknecht auf dem Kak*) austheilt."

„Da habt Ihr zwölf Schillinge auf einmal zurück und gebt mir meinen ſchönen Krebs wieder."

„Du biſt ein dummes Thierchen."

„Mein Herr ſchlägt mich windelweich."

„Sag' ihm nur, des wohlweiſen Herrn Senators Paulus Bube edelgeneigte Frau habe Dir den Hummer abgekauft."

„Da giebt ihm aber Niemand ſieben Mark vier Schillinge dafür, wenn er es weiter erzählt."

„Oſche! (ſo hieß die Küchenmagd) wirf das Rabenvieh die Treppe hinab."

„Ich ein Rabenvieh", ſchäumte der Junge, „na —

*) Pranger, Schandgerüſt.

s läßt ſich kein Knabe aus der Wilſtermarſch bieten. ı ſchmeiß ich Euch Euer Bettelgeld vor die Füße — s iſt für den Schimpf, und nun meinen Hummer her, n ſollen ehrliche Leute ſpeiſen.“ Damit ergriff er ſei- n Krebs und eilte gegen die Treppe, die Frau Sena- tin mit zornrothen Wangen ihm nach, ſchreiend: „O ı Bettelpack, den Krebs her, mein Eigenthum. Gott Dank, da kommt eben mein Gemahl herauf. Senator ıulus Bube, hilf mir!“

Wirklich kam eben der Senator, ein grobbeiniger ann, der über einer ſteifen weißen Halsbinde ein inrothes ſtarkknochiges Geſicht trug, die Treppe her- f. Als er ſeine wüthende Ehehälfte und den erſchrocke- n Jungen ſah, der ſich mit ſeinem Krebſe in einen inkel drückte, blieb er mit ausgebreiteten Armen und ıugerötheter Naſe, wie ein gereizter kalikutiſcher Hahn hen.

„Schlag drein Paulus“, zeterte die Senatorin, „gieb r ein Anſehen.“

„Joſefa — was hat der Junge verſchuldet?“

„Er ſchimpft! ehrliche Leute nennt er uns! Er ll uns betrügen um den Hummer. Der Senat darf ht um ſein Anſehen kommen. Prügle Du ihn hinab, ıulus.“

Da hob der Senator ſeinen Stock; die Senatorin :riß dem zitternden Jungen den ſchönen Krebs, und

der Mißhandelte stürzte die Treppe hinab, rannte sich den Kopf wund und taumelte auf die Straße hinaus. Die Hausthüre wurde hinter ihm zugeworfen. Er saß lange auf dem Boden, sein Kopf schmerzte ihm, dabei weinte und jammerte er. „Ich hätte sollen eine blaue Jacke davon haben und eine friesische Mütze mit rother Troddel und die bösen Menschen haben mir ihn gestohlen."

„Was haben sie Dir gestohlen?" fragten einige Bürger, die mitleidsvoll zu dem schönen weinenden Knaben herzugetreten waren. Der erzählte ihnen unter Thränen die ganze Geschichte.

„Wo wohnt denn dieses Diebsgesindel", fragte erzürnt ein Bürger, „das arme fleißige Leute bestiehlt. Das muß vor den Rath!"

„In diesem Hause, vor dem wir stehen, Herr."

„So — so —" sagten die Bürger leiser und achselzuckend. „Er wird auch gar so groß nicht gewesen sein, Dein Krebs. Du bist ein ungezogener Bube!" und damit verließen ihn Alle.

„Hier sind lauter falsche böse Menschen", knirschte der Junge. Die erlittene Schmach und sein ohnmächtiger Zorn jagten ihm das Blut durch die Adern. Sein Gesicht wurde bleich, seine Augen stier, der kalte Schaum trat auf seine Lippen; krampfhaft riß er Steine vom Boden in die Höhe und schleuderte sie in die Fenster

des elenden Senators, daß die Scherben reichlich auf die Straße niederklirrten.

Der Senator trat betroffen an's Fenſter, aber ein neuer Wurf des Knaben verwundete ihn leicht an der Stirne; dazu rief der Knabe: „Schmach über Euch, Ihr habt mir meinen Hummer geſtohlen."

Der Senator donnerte unter das Volk herab: „Holt die Schaarwache", und eine Stunde danach ſaß der zornmüthige Knabe mit ſchwerem Eiſen beladen in einem feuchten Erdloche der Frohnerei.

Im Hamburger Stadtrechte, das damals in Wirkſamkeit war, ſtand geſchrieben: Wer ſich an einem Rathsgliede vergreift, dem ſoll auf dem Hochgerichte die Hand, danach der Kopf abgeſchlagen werden.

Als der gefangene Fiſcherjunge vor das Halsgericht gebracht worden war und ſeinen ganzen Fehltritt unter vielen Bitten um gnädige Nachſicht ſeines Übermuthes eingeſtanden hatte, entgegnete ihm der Vorſitzende: Inkulpat werde einer milden Strafe nicht entgehen und möge nun zum letzten Male ſeine Bitte um Gnade oder um Anderes, was ihm am Herzen liege, geziemend vorbringen.

„Dann bitte ich wohlweiſe Herren", ſprach der Junge, „um die Herausgabe meines ſchönen Hummers, damit will ich mich wieder auf den Hopfenmarkt ſtellen

und ihn nur so theuer verkaufen, daß mir die blaue friesische Mütze mit rother Troddel nicht entgeht."

Da lächelten sich die Beisitzer unter einander mitleidig an, und auf einen Wink des Vorsitzenden wurde der Knabe abgeführt.

Das Gericht schritt darauf zur Schöpfung des Urtheils. Die älteren Herren stimmten nach dem trockenen Buchstaben des Gesetzes für den Tod des Jungen; die Jüngeren unter den Richtern eiferten gegen eine solche Grausamkeit und riefen überlaut: „Wurden denn die Blutgesetze geschrieben, um die Streiche muthwilliger Buben danach zu bestrafen?" Aber der Jüngeren waren gar wenige, die Älteren sprachen: „Haben wir kein Ansehn, so haben wir keine Gewalt"; und so wurde der zwölfjährige Junge, mit Nachsicht des Handabhauens, zum Tode mit dem Schwert verurtheilt und dem Scharfrichter aufgetragen, dieses Urtheil am nächsten Morgen auf dem Grasbook zu vollziehen.*)

Meister Rosenfeld empfing mit seiner alten Gemüthsruhe den Befehl, einen Delinquenten in der Frohnerei am Berge zu besuchen, den er morgen früh zu justifiziren habe. Meister Rosenfeld's Schwert hatte seit den

*) Dieser Rathsspruch erfolgte wirklich zu Hamburg. Siehe Fr. Clemens: Hamburgische Chronik S. 356.

Tagen Störtebecher's wenig geruht, zahlreiche Nachzügler der Vitalienbrüder hatten seine Schärfe empfunden, dazu kamen andere Opfer, die das peinliche Recht jener Tage nur zu häufig lieferte. Er warf seinen rothen Mantel um, dem Stadtdiener zu folgen; als ihm aber dieser gesprächig erzählte, daß der Malifikant ein zwölfjähriger Knabe sei und welch' ein Vergehen er mit dem Tode zu büßen habe, schlug er sich vor die Stirne und murrte: „Ei! was stellen doch die Bären im Walde für eine kluge Gemeinschaft vor, wenn man sie mit den Menschen vergleicht."

Als er in die Thüre des kleinen Kerkers trat, welcher die letzte Wohnung des Verurtheilten war, fand er diesen mit thränenleeren Augen auf dem Strohbunde sitzen, während seine erbleichten Wangen die Spuren der reichsten Thränenströme trugen. Der Junge glotzte in sprachlosem Schreck den gewaltigen Meister an und fragte tonlos: „Wer bist Du?"

Aber auch der Scharfrichter war bleich geworden; krampfhaft ballte er unter seinem Mantel die Fäuste, seine Augen glühten unter den gelben buschigen Brauen ebenso ängstlich als furchtbar empor. Denn die blassen, von stundenlangen Weinem und verzweiflungsvoller Todesfurcht abgehärmten Züge des Knaben riefen ihm mit unverkennbarer Treue ein Bild zurück, an das sich die

ſchrecklichſten Befürchtungen ſeines Lebens knüpften: das Bild der ſterbenden Antje Laſſen.

„Du willſt mich umbringen“, ſchrie der Knabe geängſtigt durch die fürchterlichen Blicke Roſenfeld's.

„Das muß ich“, entgegnete dieſer, „denn ich bin der Scharfrichter.“

„Gott im Himmel! Heiliger Vincentius und all' ihr Heiligen, die Fiſchfang und Schiffahrt in der See beſchützen, o helft mir! befreit mich! er faßt mich an mit blutigen Händen — der Teufel — Pech in deinen Schlund! Gebt mir eine Ruderſtange — ein Beil — Heilige Maria, Mutter Gottes, wirf ihm die ganze hölliſche Gluth auf den Leib! — Weh' — er greift mich an! jetzt gehöre ich ſchon ſein“ — Mit dieſem Schrei ſtürzte der Knabe auf's Stroh zurück und verlor die Beſinnung. Roſenfeld ſchob ihm ſchnell das Hemd von der Bruſt und gewahrte dort an einer Schnur denſelben goldenen Pfennig, den er vor zwölf Jahren ſeinem Pathen zu Ottenſen um den Hals gebunden hatte.

Als der Knabe aus ſeiner Ohnmacht wieder erwachte, ſchaute er betroffen um ſich. Er fand ſich im Schooße des Scharfrichters liegen, welcher ſeine Augen voll des liebevollſten Mitleides auf das junge Schlachtopfer heftete. Der Knabe, wunderbar geſtärkt durch den Ausdruck dieſer Blicke, ſchlang die Arme um des alten Roſenfeld Hals, richtete das Haupt auf und flüſterte

ihm in's Ohr: „Könnteſt Du mich nicht in Deinem rothen Mantel hinaustragen, daß es Niemand ſieht?"

„Das kann nicht ſein, morgen mußt Du ſterben."

„Ihr heiligen zwölf Boten!"

„Schrei nicht! Danke Gott, daß er Dich ſo frühe von einer Welt nimmt, die ihre Gerechten tödtet und ihre Ungerechten füttert und in Gold und Seide kleidet."

„Oh! wäre der teufliſche Krebs nie in mein Netz gekrochen!"

„Du wirſt wie aus einem Schlafe aufwachen und Dein Haupt wird auf den Knien unſeres Herrn Jeſus liegen und den ſchönen Geſchichten lauſchen, die er Dir und den anderen Kleinen, die zu ihm gekommen ſind, erzählt. In blauen Buchten wird er mit Euch rudern, wohin niemals der Menſchen Schiffe fahren, dort werden die ſeltſamſten Fiſche glänzen, und die Muſchelpracht des Strandes wird ſein wie ein Blumengarten, und der Sand der Düne eitel Silber und Gold. In den Wäldern wird er Euch ſpielen führen, wo die Hirſche ſo zahm ſind wie die Hunde, und die Bäche ſo klar, wie die Luft über der See. Aus goldenen Schalen wird er Euch ſüßes Getränk reichen — da verſuch es." Hier hielt er ein Fläſchchen an die Lippe des Knaben, den dieſe Rede ganz betäubt hatte. Haſtig trank der Verwirrte, und ehe er wieder zu ſprechen begann, überſchüttete Roſenfeld ſeine kindliche Phantaſie mit einer neuen, ſchillernden Menge

von Bildern, bis der Schlaftrunk, den der gutherzige Mann für die mitleidwürdigen seiner Opfer immer bei sich führte, seine Wirkung gethan hatte. Dann legte er seinen schlafenden Pathen in's Stroh, und verließ mit gebrochenem Herzen den Kerker.

Es war in jenen Tagen kein seltenes Schauspiel, in frühen Morgenstunden in den Gassen Hamburgs einem Zug zu begegnen, dessen Anfang und Ende bewaffnete Schaardiener, dessen Kern aber ein bleicher, wankender Mensch in Ketten bildete, den ein paar feiste Mönche umplärrten und Niemand von Herzen bedauerte. Niemals sah man aber noch, wie heute einen Knaben in solcher Umgebung den Weg zur Richtstätte ziehen. Es hatte sich beim Ausgang der Frohnerei viel Volk versammelt, das die Neuheit des Schauspieles angezogen hatte; als es aber den aus Verzweiflung und Todesfurcht sinnlosen Knaben erblickte, der von einem Büttel zum andern lief, auf die Kniee stürzte und mit der herzbrechendsten Stimme um Gnade schrie, endlich aber von zwei Mönchen unter den Armen gefaßt und durch die Straßen gleichsam geschleift wurde, die er mit gellendem Hülfegeschrei erfüllte, wurde das natürliche Gefühl Aller auf's Tiefste verletzt, denn es fehlte hier der Abscheu vor dem Verbrecher, das sonst dem schrecklichen Schauspiele

einen heiligen Anstrich und eine Würde gab. Truppweise verliefen sich die Leute, und je geringer die Schaar Neugieriger wurde, desto unheimlicher gestaltete sich der Zug.

Vor dem Fenster des Senators Paulus Bube wurde Halt gemacht, denn die Frau Senatorin stand am Fenster oben und warf in gnädiger Milde dem armen Sünder einen großen Blumenstrauß herab. Kaum aber war der Knabe das verhaßte Gesicht oben gewahr geworden, als er den Strauß vom Boden aufhob und so sicher und kräftig der elenden Vettel in's breite, grinsende Angesicht hinaufschleuderte, daß die Blumen voll Abscheu vor dieser Berührung von den Stielen fielen und tausend zerstreute, duftende Blätter auf den todtgeweihten Knaben und seinen Pfad niederregneten, als wollten sie andeuten: sein Weg sei doch ein Blumenweg.

Nach diesem Ereignisse verliefen sich auch die letzten Zuseher. Die Schlächter zogen mit ihrem Lamme durch die leeren Gassen, in denen die Lichter der Mönche schwach leuchteten, in denen kein Fenster sich öffnete und nur das Klagegeschrei des dahin geschleppten Kindes wiederhallte. Als aber der unselige Junge auf dem einsamen, sonnenhellen Grasbrook den Rabenstein sah, warf er sich zur Erde, wälzte sich im Grase und betheuerte, nie wieder aufzustehen. Senator Paulus Bube, der zur Satisfaktion seiner gekränkten Ehre der Exekution beizu-

wohnen gekommen war, befahl den jungen Frevler mit Schlägen vom Boden aufzutreiben. Da schritt der Scharfrichter Rosenfeld in den Kreis und sprach: „Erlaubt! Der Bursche gehört jetzt mir.“ Er hob den Knaben, der beim Anblick des mitleidigen Mannes plötzlich ganz ruhig wurde, vom Boden auf, hüllte ihn in seinem rothen Mantel ein und durcheilte mit ihm die Strecke zum Schaffot so schnell, daß ihm das betroffene Henkersgeleite kaum zu folgen vermochte. Während er ihn so unterm Mantel hielt, sanft und sachte an die Brust gedrückt, wie damals, als er den Neugetauften im Arme zu Antje Lassen's Hütte in Sülldorf ritt, goß er unbemerkt dem betäubten Knaben den wasserklaren Inhalt eines Fläschchens in den Mund. Der Knabe wurde Augenblicks darauf todtenbleich, verdrehte die Augen und sprach kein Wort mehr. In unbegreiflicher Schnelligkeit band Rosenfeld den Bewußtlosen aufrecht an die Lehne des Richtstuhles. Dann nahm er sein Richtschwert zur Hand und blieb, das Auge fest auf den Knaben gerichtet, dessen Haupt immer tiefer auf die Brust sank, unbeweglich stehen.

„Haut zu Meister,“ wetterte der Senator Bube hinauf, „haut zu! seht Ihr denn nicht — der Teufelsjunge stirbt sonst.“

Rosenfeld erwiederte mit einem verächtlichen Lächeln diese Zumuthung, wendete kein Auge von dem Antlitze

seines Pathen ab und rührte kein Glied. Als er aber mit kundigem Blicke sich die Überzeugung verschafft hatte, daß kein Leben mehr in den Adern des Unglückseligen kreise, schwang er das Schwert und schlug das unschuldige Knabenhaupt mit einem Hieb vom Rumpfe.

Dann verließ er mit zufriedener Miene den Grasbrook. Am andern Morgen lag er todt in seinem Bette.

So starben der Scharfrichter Rosenfeld und sein Pathe.

Der Senator Paulus Bube und seine würdige Gemahlin haben noch lange Jahre in großem Ansehen zu Hamburg gelebt.

Das Blumenmädchen aus den Vierlanden.

Während der goldblaue Schein des Himmels in ein trübes Grau verdämmerte, zog ein feiner Nebel von der Elbe herein in die Straßen der dunkelnden Stadt. Die Gasflammen in den Kaufläden und in den öffentlichen Laternen loderten — wohlgeschult — plötzlich auf.

Die Straßenbeleuchtung in Hamburg ist vortrefflich. Die Hamburger meinen, es sei doch ein herrliches Ding um eine Republik. Der Einzelne, sagen sie, fühlt seine Bedeutung, und das, wofür er bezahlt hat, wird doch in seinem und seiner Mitbürger Namen hergestellt. Das sei in Monarchien lange nicht so hübsch. Was dort dem Staatsbürger das schwerste Geld kostet, empfange er zuletzt doch nur durch die weise, allbeglückende Herrschaft des Landesvaters, so zu sagen als Geschenk. So wird es ihm wenigstens offiziös nahegelegt. Die Hamburger sagen, sie hätten Alles was gute Bürger wünschen können: Soldaten, Beamte, Priester, Nachtwächter, Censur, Professoren, Straßenlaternen und Alles das ohne Landesvater; die in den Monarchien hätten auch nichts mehr

und einen Landesvater dazu, gegen dessen theuren Willen auch der sparsamste Widerspruch nicht aufkommt. So sagen die Hamburger.

Doch zurück unter die Gaslichter des neuen Walles. Hier verbreiten sie ihre Strahlen über die orientalische Pracht kostbarer Gewebe, dort in der tiefliegenden Vorhalle des rheinischen Kellers über die bunte Oberfläche nicht minder kostbarer Hummern und Ortolanen.

Der Hamburger speist viel, seine frischesten Gerichte bezieht er aus den Vierlanden. So heißen vier Kirchspiele oberhalb Hamburg an der Elbe. Hier ziehen fleißige Männer und Weiber das feinste Obst und Gemüse, und im Frühjahre duften dort unabsehbare Fluren von Veilchen und Rosen. Besonders mit Knospen und Blumen wird ein starker Handel nach Hamburg getrieben. Die hübschen Vierländermädchen bleiben des Geschäftes willen bis spät im Herbst in der Stadt wohnen, und die verheiratheten Leute daheim schicken ihnen immer neuen Vorrath zu.

Dort seh' ich auf den Stufen vor der Tonhalle zwei vierländische Sträußermädchen sitzen — allerliebste Figürchen, wie Rococcobäuerinnen aus Porzellan. Da ist Alles so nett und niedlich, wie gedrechselt. Das Strohhütchen, wie ein umgestürztes Erdbeerenkörbchen, die schwarzseidenen Haarschleifen und die langen Flechten, das rothe Halstuch, das braune Leibchen mit den kurzen

Ärmeln, der kurze faltenreiche Rock und die violetten Kardinalſtrümpfchen. Die Mädchen ſitzen noch immer, die Sträußchen in der Binſenplatte auf den Knieen haltend und ſchauen mit unverdroſſenen Augen den Vorübergehenden in's Geſicht. Was wollen ſie hier noch in ſo ſpäter Stunde, wo doch Niemand mehr Blumen kauft? Der keuſche Mond wirft ungewiſſe Strahlen auf die anmuthigen Geſtalten.

Haben ſie heute noch nicht genug verdient, um ſich vor dem Schlafengehen ein Abendeſſen zu kaufen? Dann hat es der Zufall recht wohl gefügt, daß eben ich in der Nähe bin und ihnen noch ein paar Schillinge zuwenden kann.

Ich trete näher — es trifft ſich ſo, daß ich zur hübſcheren von den beiden komme — und wähle aus ihren Blumen.

„Was ſoll dieſes Sträußchen koſten?“

„Nach Belieben, mein Herr,“ verſetzt die Kleine mit einer verbindlichen Miene.

Ich laſſe ihr eine Silbermünze in den Schooß rollen und betrachte mir dabei ihr junges, niedliches Geſichtchen. Das ſieht noch ganz unverdorben aus, nur leiſe angewelkt, wie eine Roſe, die man zu oft in die Hand nimmt. Ach! wie viele welke Finger werden heute ſchon dieſe friſchen Wangen gekniffen haben — das arme Mädchen muß das ſo mit hinnehmen, ſonſt wird ſie ihre Blumen

nicht los. Es ist ein erschöpfendes Geschäft vom frühen Morgen an durch die Stadt zu laufen, den ledernen Maklergesichtern Blumen anzubieten, und bei allen Reden, die man zu hören bekommt, zu lächeln. Ich bewundere die Selbstverleugnung des zarten unerfahrenen Geschöpfes. Wie mag es sich sehnen nach den Nebeltagen des Herbstes, wo sie wieder heimkehren darf in den unschuldsvollen Frieden der winterlichen Hütte zu Altengamm.

Da schreckt mich die kleine Vierländerin aus meinen Betrachtungen, indem sie plötzlich aufsteht und sich auf den Zehen erhebend mir in's Ohr flüstert: „Wollen Sie vielleicht mit mir kommen, mein Herr?"

Romantik und Verwandtes.

Erſt am vierten Tage meines Aufenthaltes fiel es mir ein, daß ich zumeiſt nach Hamburg gekommen war, um mich an dem traditionellen Treiben und den mittelalterlichen Phyſiognomien der uralten „Reichs-Handels- und An-See-Stadt" zu ergötzen. Ich wußte wol im Voraus, daß die Neubauten nach dem großen Brande mir den Schauplatz meiner Genüſſe bedeutend verengert hatten, das hatte ich aber nicht vorausgeſehen, daß eben die neuen Straßen und Quaien mich Tage lang feſſeln und von den maleriſchen Stadttheilen fern halten würden, wo es nur mehr dem Auge des Dichters gelingen könnte, die Kauf- und Rathsherren in ihren ſammetnen Schauben mit goldenen Gnadenpfennigen auf der Bruſt über die Brücken der engen, maſtenreichen Kanäle ſchreiten und unter der Lindenreihe an den grauen Giebelhäuſern hinab wandeln zu ſehen. So ſicher erficht das Neue den Sieg über das Alte, und den exkluſivſten Romantiker erfaſſen unwiderſtehlich die Wogen des Sozialismus; er treibt ſich Tage lang zwiſchen neuen bürgerlich geborenen

Häuſern herum, die keine Geſchichte haben, und ſpricht auf offener Straße mit allerliebſten Blumenmädchen aus dem Vierlande, und die Wünſche dieſer kleinen Blüthen des Proletariats werden die ſeinigen.

Die Romantiker ſind doch die Ariſtokraten der Poeſie. Sie beſitzen jene altersgrauen, erinnerungsreichen Schlöſſer, die ſich bald über gothiſchen Münſtern an breiten Strömen, bald auf den meerumbrauſten Felſen der Küſte, hier in der grünen Nacht des Eichenforſtes, dort über dem tiefſtillen Spiegel des Gebirgsſees erheben und in ihren freudenreichen Hallen den Lieder- und Sagenſchatz der ritterlichen Vorzeit unvergeſſen und ewig grün bewahren. Während draußen das Klappern der Maſchinen und die donnernden Reden zürnender Volkstribunen die harmloſe Freude an Natur und Leben verſcheucht und verpönt haben, üben ſie bei Hörnerklang und Harfenſchall in ihren angeſtammten Wäldern und Hallen nach deutſcher Weiſe das edle Waidwerk, den Helden- und Minnegeſang. An der Hüfte dieſer Bevorzugten hängt aber noch das alte Schwert, deſſen kräftige Thaten das undankbare neue Geſchlecht vergeſſen zu haben ſcheint. Die plebejiſchen Drohungen und die zahlloſen Bannflüche werden ſie nicht hindern in den Reihen der Befreier wieder ſiegvoll mitzuſtreiten, wie ſie es in dieſem Jahrhundert ſchon einmal gethan haben, und das Volk ſelbſt heißt dieſe kämpfenden Brüder willkommen, denen die Herzen, wie dem alten

Glauben, stets im Stillen zugewendet geblieben sind. Anmuthiger als von einer Vernunftreligion, von Gemeinschaft der Güter und von kasernenartigen Phalansteren träumt sich's gewiß

— — — — — — — von Marmorbildern,
Von Gärten, die über'm Gestein,
In dämmernden Lauben verwildern,
Palästen im Mondenschein,
Wo die Mädchen am Fenster lauschen,
Wenn der Lauten Klang erwacht
Und die Brunnen verschlafen rauschen
In der herrlichen Sommernacht.

— Ich will mich jetzt mit der übeln Nachrede, die ich mir durch meine Abschweifung unvermeidbar zugezogen habe, in die engen, wasserdurchflossenen Straßen der Altstadt begeben, und nichts soll mir die Freude verderben, welche ich beim Anblick jener alten Häuser empfinde, die zwischen dem Binnen- und dem Magdeburger-Hafen in stillen Reihen stehen. Die grauen Wände und hohen Giebelmauern sind durch breite Fenster unterbrochen, deren silberfarbene Rahmen lebhaft aus dem dunkeln Gestein und Fachwerk hervorspringen. Durch die reinen Glastafeln fließt ein wohlthuendes Licht in die engen Straßen und auf die tiefliegende braune Wasserfläche des Fleetes heraus. In diesen Häusern muß es unendlich licht und gehäbig zu wohnen sein. Warum scheinen sie aber so leblos? Das ist leicht erklärt. Da drinnen arbeiten

weniger die Menschen, als das Geld. Was kümmert's mich! Im Strahle der klaren Septembersonne macht das Ganze einen märchenhaften Eindruck. Die weißen Gardinen, die blanken Scheiben, die Blumen am Fenster in den schönen Porzellanvasen, dahinter die blühende Tochter des reichen Rheders, die von dem Geliebten träumt, der vorgestern nach Rio Janeiro glücklich in See gegangen ist. Dabei säuselt der Wind, der Liebe des Mädchens und der Spekulation des Liebsten günstig, in den grünen Zweigen der Linden, welche in langen Reihen am steinernen Rande des Fleetes stehen, auf dem ein beladenes Boot lautlos herabfließt. Auf den Ballen liegt ein ungeschlachter Bursche tabakkauend auf dem Bauche, stützt das Kinn in seine Hände und betrachtet sich die reichen Häuser und die reichen Töchter der Schiffspatrone. Wenn er ein paarmalhunderttausend Mark besäße, dürfte er, wie er geht und steht, aus den schönsten seine Braut wählen.

Als ich in der holländischen Reihe an den blanken, messingbeschlagenen Hausthüren vorüber ging, die immer alle fest verschlossen waren, fielen mir des Berliner Kammergerichtsrathes Kreisler-Hoffmann bunte Märchen ein, und ich dachte, wenn sich diese Flügel öffnen, müßte das Plätschern diamantner Springbrunnen, das Geschrei fremder Vögel und der balsamische Duft eines exotischen Blumenmeeres, dazu die nervenerschütternden Töne einer

Äolsharfe oder mindeſtens einer Glasharmonika herausdringen. Da öffnete ſich wirklich neben mir eine Thüre — ich blickte raſch hinein und ſah — in einen geräumigen Packhof, darin einen großen Waarenſpeicher, durch deſſen offenes Thor ich bemerkte, wie man aus einem Boote, das im rückwärts vorbeifließenden Kanale lag, Indigokiſten heraufzog. Das iſt des Pudels Kern und um die Romantik iſt es eine müßige Sache, zumal in Hamburg.

Ich weiß ein altes Sprüchwort: „Wenn Könige bauen, haben die Kärner zu thun.“ In einer See- und Handelsſtadt, wie Hamburg, iſt das umgekehrt. Da ſitzen die Kärner zu Hauſe und bauen, und Könige fahren über's Meer, kämpfen mit Woge und Wind, den gewaltigen Feinden des Menſchen, und bringen auf ihren ſiegreichen Schiffen den Kärnern die Bauſteine zu ihren Millionen in's Haus.

Das alte Sprüchwort, das ich am Ende des vorigen Kapitels citirte, iſt ein ganz miſerables Sprüchwort; erſtens weil es alt iſt, und alles Alte — nach der herrſchenden Meinung — in dieſen Tagen nichts mehr taugt, und zweitens weil es die Frage ganz unentſchieden läßt, wer ein Kärner und wer ein König iſt.

Dieſe Frage muß vor Allem entſchieden werden,

wenn Ordnung in unsere Zustände kommen und endlich bleiben soll. Man hat bis jetzt die Disponenten und Verzehrer des Staatseinkommens und ihre nächsten Helfer für Könige — im Sinne des Sprüchwortes — angesehen. Ich meine aber, daß wol das Volk, welches aus eigenen Mitteln mit dem eigenen Hause zugleich die Kraft und den Wohlstand des Landes aufbaut, der bauende König ist; daß jene hingegen, von denen der Hausvater die öffentlichen Geschäfte, theils weil ihm die nöthige Fertigkeit, theils die nöthige Zeit mangelt, gegen Vergütung der Mühe besorgen läßt, die Kärner sind. Eine vielleicht allzu theoretische Anschauung, aus der man allerdings folgern könnte, daß der Bauherr das Recht habe, ungeschickte und kostspielige Arbeiter abzudanken und sie durch geschicktere und wohlfeilere zu ersetzen. —

Aber der Abend ist zu schön, um ihn länger theoretischen Betrachtungen zu opfern. Österreich hat allerdings ein Recht auf die Aufmerksamkeit und Thätigkeit seiner Söhne, aber auch die letzten Blumen des Herbstes, die auf den Wällen und in den Gärten Hamburgs blühen, haben ein uraltes Recht auf mein Herz, und Leben ist die Hauptsache. Ich weiß einen ebenso stillen als grünen und blumenvollen Winkel auf dem Walle, dort steht die Sternwarte, nett und niedlich, wie das Kurhaus in einem böhmischen Bade. Wer würde in diesem heitern Pavillon die Wohnung der tiefsinnigen Astronomie vermuthen? Alle

Rabatten ringsum voll von Blumensternen, grünem Rasen, dazwischen weiße gewundene Wege, Milchsträßchen. Das Gebäude selbst ist von Bäumen anmuthig umgeben. Hier ist auch die Navigationsschule, in der sich junge Seeleute die Kenntnisse erwerben können, Hamburgs reiche Schiffe auf den ungewissen Wegen zu führen, welche, unempfänglich für jede Spur des Wandernden, von keiner Blume geziert, von keinem Baum beschattet sind. Es ist hier eine recht trauliche Gartenecke, ein verschwiegenes Plätzchen, wo man mit schönen Menschenkindern recht geheimnißvoll und unverrathen verkehren kann, während es keinem Stern in seiner Weltenferne oben gelingt, unbemerkt vorüber zu kommen. Während der Astronom mit dem Spiegelbilde der Venus in seinem Teloskope liebäugelt, wandelt sie selbst dicht unter ihm und bestimmt die Handlungen der Menschen, und während jener sich abmüht, die Stellung des blutrothen Mars zu der verführerischen Göttin zu berechnen, tritt der barsche Kriegsgott in den nächsten Kiesgängen im blauen Rocke eines gefühllosen Stadtsoldaten zu der lüsternen Beherrscherin der Herzen in überraschende Konjunkturen und veranlaßt Durchgänge, die außer aller astronomischen Berechnung liegen.

Es erscheint mir immer sehr lächerlich, wenn ich das Bestreben der Astronomen sehe, durch die Kombination nüchterner Zahlen die Wege der alten Götter zu messen

und zu erforschen, die, trotz Christus und Mohammed, ihre ewige Herrschaft am Himmel glänzend behaupten. Sie sind eine Kette kluger Dynastien, und so sehr sich auch ihre Bahnen kreuzen, ihr System hält doch das Gleichgewicht, und wir sind mit unseren Wissenschaften und himmelstürmenden Gedanken ein dunkles hülfloses Geschlecht auf einem kalten lichtlosen Sterne und müssen täglich die Hände um Licht und Wärme zu den alten Göttern emporstrecken.

Wie erbärmlich wurden die Himmelsforscher oft zu Schanden, wenn sie sich anmaßten zu prophezeien, welcher Planet das nächste Erdenjahr regieren werde. Oft begrüßten wir arme Sterblichen unter dem sternverhüllten Himmel der finstern Neujahrsnacht die keusche Luna als Königin, und die zügellose Venus trieb uns in tollen, erschöpfenden Kreisen durch die wechselnden Jahreszeiten. Oft hieß es, die Sonne werde vom Herrscherthrone leuchten, und wir schmachteten durch zwölf Monate in der vollkommensten Finsterniß. Oft hofften wir auf die blutrothen Waffen des Befreiers Mars und kauften und verkauften und wurden selbst in Frieden verkauft unter dem Schlangenscepter Merkur's, des Gottes der Krämer und der Diebe! Auch Saturnus bewegt sich jetzt auf ganz anderen Bahnen vorwärts, als ihm in den Berechnungen, auf deren Richtigkeit Jeder von uns geschworen hätte, zugemuthet war — nur in Einem täuscht

er uns nicht: noch immer frißt er seine Kinder auf. Und mit seinem Alter scheint sich sein Appetit zu vermehren. Was nur immer er erzeugt — man kann dessen nicht mehr froh werden. Unmittelbar nach dem Vaterkusse, womit er das Neugeborene begrüßt, fletscht er schon die noch von der letzten Mahlzeit blutigen Zähne. Darum ist heute die ganze Welt von Innen so traurig und muthlos und von Außen so toll-lustig und waghalsig. Alles was Geduld und Reife, Alles was Fleiß und Entsagung fordert, ist verhaßt, bedroht oder bereits vernichtet; Jeder will zugreifen und speisen, wie der Gott, dessen Heißhunger ich beklage. Vaterland, Religion und Ehre, Kunst und Wissenschaft — weg mit diesen mühsamen, altväterischen Speisen! Wir verzehren die Zukunft und verschlemmen den Rest des Guten, das wir von der Vergangenheit überkommen haben.

Es gab eine Zeit, wo man die Menschen beneidete, die in Palästen ruhten, jetzt ist man versucht diejenigen zu beneiden, die in den Kirchhöfen schlafen. Ich beneide zumeist Jene, die auf den Hamburger Kirchhöfen ruhen, denn sie liegen in Gärten. Sie müssen die Vöglein aus den Zweigen singen hören bis in ihre Träume, und der Duft der Rosen muß die hinübergegangenen Rosen überraschen, die im Leben nur gewohnt waren, die Gerüche des Rauchfleisches, das Aroma der Austern, des Champagners und der Cigarren in Empfang zu stellen.

Und so wird wol für die Todten allerwärts noch mancher andere gute Tausch zu erwarten sein!

Da ich hier von Kirchhöfen rede, darf ich den Kirchhof von Ottensen, eines dicht bei Altona gelegenen Dorfes*), nicht übergehen. Ringsum eine alte Mauer mit einem eisernen Gitterthor, mitten ein kahles altersgraues Kirchlein, zwischen beiden etliche Bäume, fetter Rasen und halbversunkene Grabsteine. Links vom Gitterthor steht eine uralte breitästige Linde, unter ihren Wurzeln schläft — „eine Saat gesäet, am Tage der Garben zu reifen". — Klopstock, der Sänger des Messias, neben seiner Meta, die ihm vorausgegangen mit dem Kinde, „das sie ihm nicht gebären konnte". Der glückselige Mann hat das berühmteste, ich sage nicht das gelesenste, aller deutschen Gedichte geschrieben. Nach und vor ihm ist Niemand von so vielen Menschen mit Verehrung genannt worden, die weder seine Person, noch seine Werke kannten**).

---

*) Jetzt vollständig aus städtischen Häusern bestehend und mit der preußischen Stadt Altona zu einem Ganzen verwachsen (1880).

**) Wer wird nicht Klopstock's Verse loben?
Doch wird sie Jeder lesen? — Nein!
Wir wollen weniger erhoben,
Doch desto mehr gelesen sein.
Lessing.

Er ſchrieb in einer glücklichen, der Poeſie überaus holden Zeit. Das waren die ſchönen Tage des Abſolutismus. Der Dichter ſchuf nach unbeſchränkter Willkür ſein Werk, und das Volk bemühte ſich ohne Murren, das Werk des Dichters in deſſen Sinn nachzuempfinden. Unſere Zeit iſt konſtitutionell. Das Volk will ſich keine Gedanken, keine Anſchauungsweiſe aufdringen laſſen, die es nicht mit berathſchlagt und bewilligt hat, daher die banalen Themata, die troſt- und ſchwungloſen Produkte unſerer Literatur. Wer jede Ariſtokratie tödtet, der tödtet auch die Poeſie. Die poetiſch Schaffenden bilden die hohe, die Nachempfindenden die niedere Ariſtokratie, die Beides nicht vermögen, treiben mit dem namenloſen Schwarme hinab.

Als ich an Klopſtock's Grabe Einſt mit Jetzt verglich, hätte ich müſſen troſtlos ſein, wäre ich nicht ein Dichter geweſen.

Der Dichter des Meſſias wurde geleſen und geprieſen, und nicht geleſen und doch geprieſen; wir werden geleſen und ausgeſchimpft, und nicht geleſen und doch ausgeſchimpft. Heiliger Sänger, wie wenig Lob und Leſer würdeſt Du heute erobern mit Deinem Eloah, Deinem Adam, Deinen reinlichen, gefallenen Engeln! Mit den letzteren dürfte es Dir noch am Erſten glücken, aber Du müßteſt ſie ganz anders herausſtaffiren als damals. Du müßteſt zu den Franzoſen und zu ihren bändereichen

deutſchen Epigonen in die Schule gehen, um zu lernen, wie man aus gefallenen Engeln verkäufliche Waare macht.

Es iſt ein herzzerreißender Anblick die Poeſie in unſeren Tagen, dieſe Saat von Gott geſäet, mit dem Kinde, das ſie nicht gebären kann. Was bleibt uns noch zu hoffen? — Daß die Welt, daß Groß und Klein, den Saturnushunger verliert und zur geſunden, alten Diät zurückkehrt. Dann werden auch Kraft und Weihe, Liebe und Verſtändniß wiederkehren, aus ſchwachen Keimen werden Stämme voll Mark und Leben erwachſen, und grüne Kronen über die Kinder ſpäter Jahrhunderte halten.

Die Linde auf Klopſtock's Grab iſt ein ehrwürdiger Baum, ſie ſah im Wechſel der Zeiten Geſchlechter kommen und gehen, und ſie rauſchte verheißungsvoll über meinem Haupte.

Auf der Elbe.

Ich kann mir in ſeiner Art nichts Erfreulicheres denken, als die Gärten um Hamburg, namentlich die prachtvollen Anlagen, welche die ſonnigen Höhen von Flottbeck ſchmücken. Hier hat ſich die reiche Handelswelt der alten Anſee-Stadt grüne Lauben gebaut, in denen ſie nach vollbrachtem Tagesfluge ihre Schwingen mit nicht geringer Selbſtzufriedenheit muſtert, als Sir Watkyn William Wynne's Falke die ſeinigen in den luftigen Lauben von Wynnſtay. Es kann nichts Anmuthigeres geben, als über die mit Raſenſammt bedeckten Hügelabhänge — auf denen die Blumenbeete, gefüllt mit Herrn Booth's weltberühmten Zöglingen, wie die bunten Palmen eines perſiſchen Shawls liegen — hinüber zu blicken auf die Inſeln und Arme der Elbe, deren Tochterherz mitbewegt iſt mit der fernen Bewegung des Vaters Ozean. Da ſcheiden zögernd und kehren ſchnelleren Laufes wieder die Schiffe mit ſtarren, vollen, weißen Segeln, die ſchwarzen Bäuche mit Schätzen fremder Zonen gefüllt. Dazwiſchen haſten ſich die Dampfer und kriechen die Hauderer dieſer

Weltſtraße, die kecken Ever mit ihren krapprothen Segeln dahin. Und alles das nimmt ſich, aus der Laube betrachtet, ſo märchenhaft aus, alle jenen Maſten bewegen ſich lautlos tief unten, kein roher Seemannsſchrei, kein gellender Pfiff, weder das Schrillen des Tauwerks noch das Knarren der Winden, nicht das Rauſchen einer Welle dringt herauf. Ich könnte hier Stunden lang ſitzen, vertieft in den Anblick dieſes großen fremdartigen Treibens; da iſt's mir aber als flöße ein magnetiſcher Strom aus dem Dunkel jener Kaſtanienſchatten über mein Antlitz und mein ſüdländiſches Herz. Ich fühle ſchon, ohne ſie noch zu ſehen, das magnetiſche Netz, das blonde Locken über meine Sinne breiten werden, ſchon höre ich im Gartenhaus

„— Die Glasthür klirren
Und die liebe Stimme flüſtern."

— Die Stunden wechſeln wie Wellen und tragen uns bald in den altgeliebten Hafen, bald auf die unbekannte See. Ich ſegele ſoeben an Glücksſtadt vorüber und werde es nicht jeder hergelaufenen Welle ausplaudern, wie ſchön die Blumen und die Tage auf Flottbecks reich gezierten Höhen ſind. Die Elbe iſt hier breit, die Sonne beſcheint ſie und ihre ſmaragdnen Ufer mit ihrer vollſten Pracht. Ich ſehe vom hohen Bord in die fette Wilſtermarſch hinein — ſaftgrüne Weiden, blanke Rinder und Dörfer, mit baumreichen bepflanzten Dämmen, da-

hinter Windmühlen, die gravitätisch ihre Flügel drehen. Zwischen der goldenen Elbe und dem blauen Himmel schweben, meinem Schiffe folgend, auf breiten silberweißen Flügeln schnelle Möven und holen hastig die vom Schlage der Schaufelräder betäubten Fische aus dem Wasser.

Ei! das zappelt so lustig, das mordet und frißt so königlich, und die noble Gesellschaft auf meinem Schiffe lacht dazu und fährt mit gutem Wind nach Helgoland in's Bad. Ich kann meine Augen und meine Seele von jenem schönen Landstriche am rechten Elbufer nicht wegwenden. Das ist das Herzogthum Holstein. Keine Spur mehr von Feldmarschall Steenbock's rohem Verwüstungszuge. Kirchen, Häuser, Gärten, Felder, Weiden, Menschen, Heerden, alles hatte sich, als ich es damals sah, eben wieder genugsam erholt, um einen neuen Feind empfangen zu können.

Das arme Holstein war von jeher schweren Heimsuchungen ausgesetzt. Fast immer war es der alte Todfeind deutschen Glückes, der arme, rohe, neidische Däne, der das, was deutscher Fleiß geschaffen und erworben hatte, zerstörte oder mit sich fortnahm. Die Züge und Schlachten des Königs Waldemar, des jungen Königs Hans, der schwarzen Margarethe, welche die Kronen

arks, Schwedens und Norwegens auf ihrem
lockigen Haupte vereinigt hatte und endlich zum
ihrer Eroberungen das Danewerk baute, auf
Überresten noch in unseren Tagen deutsche Treue
h die ehrlosen Nachbarn bestand, obwol sie selber
im Rathe der Könige verkauft und verrathen war—
den noch in der Sage, die, wenn die Winterstürme
e Wogen gegen die Dämme schleudern, in den
en des Marschlandes einkehrt. Die schwarze Mar-
: soll schwarzes Blut gehabt haben und ein
es Herz, das nie ruhig schlug. Sie wird übrigens
roße Königin genannt, da sie mit Blut und mit
ihre Wege bezeichnete.

ie Unabhängigkeitskämpfe der tapferen Dithmarschen
eines der glänzendsten Blätter der Heldengeschichte
utschen Volkes, ihre endliche Niederlage zählt mit
die räthselhaften Mißgeschicke des Menschenrechtes
ber den Königen. Übrigens macht die Geschichte
Dithmarschen-Kämpfe, in denen Stahl gegen Stahl
ier Haide brach, nicht den empörenden Eindruck,
nn man die mit großer Heeresmacht durchgeführten
e liest, welche von der Rachelust der Höfe ge-
e und gestachelte Generale gegen die wehrlosen
ner mancher Städte führten. Hier muß des Feld-
lls Steenbock umständlicher gedacht werden, der
rzogthümer mit unerhörter Roheit verwüstete, das

Residenzschloß der Holstenherzöge in der uralten Eiderstadt Tönning in Asche und Trümmer verwandelte, und in einer schauerlichen Winternacht, da die Erde von Schnee und Eis starrte, vor die unverwarnte Stadt Altona rückte und seinen Scharfschützen befahl, die Dächer in Brand zu schießen. Die Scharfschützen weigerten sich das Geschäft von Mordbrennern zu verrichten, es fanden sich aber dennoch in der Armee „Gutgesinnte", die den Befehl des „allverehrten" Feldherrn Folge leisteten, und bald flohen vor der Wuth der Flammen Greise, Kranke, Mütter mit ihren Säuglingen, halbnackte Kinder und verzweifelnde Männer auf das Heiligengeistfeld hinaus und vor das Millernthor von Hamburg. Aber die wehrlosen Hamburger durften es gegenüber der Roheit des bordirten und besternten Viehes nicht wagen, den Flehenden ihre Thore zu öffnen und nur zögernd ließen sie ihnen wollene Decken und Mundvorrath über die Wälle hinab. Es wird wol auch in jenen Tagen dem „tapfern Feldmarschall" nicht an Bewunderer gefehlt haben, nicht an Sängern, die ihn besangen, nicht an Fürsten, die seine Brust mit Sternen und Bändern schmückten, nicht an charakterlosen Weibern, welche den Heimkehrenden mit Tücherschwenken und Blumenregen begrüßten, nicht an einer dummen, gesinnungslosen Menge, die jubelblöckend sich drängte auf den Geleisen seines Triumphwagens. Aber von all' jenen Schmeichelliedern, Weiberentzückungen

und lauten Jubelhuldigungen ist nichts hinüber gedrungen in die stillen ewigen Hallen der Weltgeschichte — dort steht nur eine gemiedene Schandsäule mit der einfachen Inschrift: „Feldmarschall Steenbock am 8. Jänner 1713". Wie wird es um den Ruhm seiner Nachfolger stehen, die gegen die Freiheit zu Felde zogen, die Brandfackel in die Städte des eigenen Vaterlandes schleuderten, ihre einzigen unzweifelhaften Siege nur auf dem Richtplatze errangen und ihre Lorbeerzweige aus dem Holze des Galgens wachsen sahen?

Mag aber das ewige Urtheil der Geschichte noch so gerecht und grausam strafen und schänden, es gedeiht doch fort und fort in göttlicher Willkür, Wollust und Ungebundenheit die kleine Schaar der Auserwählten, die auf den Nacken der Menschheit stehen und den von Völkerblut immer frisch gerötheten Purpur stolz auf ewig unbelasteten Schultern tragen. Wenn man betrachtet, wie seit Jahrtausenden menschenfeindliche Selbstsucht triumphirt, Wortbruch, Todtschlag, Raub, Mord und alle Verbrechen, die sie begehen, kaum Einmal einen zögernden Rächer finden, Weisheit, Gerechtigkeit und die göttliche Freiheit weitab von der lauten Königsstraße in stiller Abgeschiedenheit nur wenige schwache Priester und arme Bekenner finden und aller Reichthum des Bodens und des Geistes täglich unter dumm-loyalem Glockengeläute den Götzen geopfert wird, dessen Habsucht tausend

geraubte Ernten nicht zu sättigen, dessen Blutdurst tausend Kriege und Schaffote nicht zu lösen vermochten, wenn man sieht wie der Menschheit Kraft und Würde entfallen, wie gelbe Blätter den dürren Ästen eines welkenden Waldes: dann erkennt man erschreckt den tiefen Sinn und die schauervolle Wahrheit der Worte des Dichters:

Es fürchte die Götter
Das Menschengeschlecht!

Es fehlt in der bösen dänischen Herrscherlinie nicht an lichten Stellen, und ob auch in Holsteins und Schleswigs Gauen der dänische Stamm immer gehaßt war, so ergötzte sich doch durch einen Zeitraum von sieben glücklichen Jahren das Herz des edeln Volkes zwischen der Elbe und der Eider an den Tugenden und dem milden Walten der ersten Gemahlin König Waldemar's des Siegers. Von ihr singt das Volkslied:

„Sie kam dem Bauer zum Labsal, sie kam
Mit Freuden, ohne Beschweren,
Hätt' Dänemark immer solch' Blume im Beet,
Man sollt' es preisen und ehren."

Sie hieß Margarethe und war eine Tochter des Königs Przemysl Ottokar von Böhmen. Sie war ihrem Volke und ihrem königlichen Gemahl ein guter Engel, und hätte sie das Geschick nicht so früh von der Seite

Waldemar's gerissen, es wäre der blutige Krieg mit dem Erzbischof Gerhard von Bremen und die Schlacht vor Bornhövd unterblieben, in welcher die Dithmarschen mit Untreue — und sei es auch gegen ihren Feind — sich befleckten.

Der Name dieser guten Königin war „Dagmar" die Morgenröthe. Kurz wie diese, verschwand sie und machte einem langen, heißen Tage Platz voll Siegesruhm eines Königs, voll Qualen und Erniedrigungen der Völker. Sie erkannte frühzeitig, welche blutige und verrätherische Gewaltthaten erforderlich werden, um die deutschen Lande bei der Krone Dänemarks zu erhalten. Hätte König Waldemar ihre frommen Bitten erfüllt, die sie, noch einmal aus dem Todesschlafe erwachend, im Schlosse zu Ripen an ihn stellte, viel Blut wäre in unseren Tagen unvergossen geblieben.

Die Klänge einer alten Kämperweise feiern die Todesstunde der Königin Morgenröthe:

Es blüht das weite stille Land,
Die See ist glatt und helle,
Der König durch das Fenster schaut:
„Wer sprengt heran so schnelle?

Das ist der Knapp der Königin,
Seufzt er vor Bang und Wehen,
Hilf, großer Gott im Himmelreich,
Wie wird es ihr ergehen!"

„Die Königin liegt in Ripen krank,
Wohl pflegen sie Dänemarks Frauen,

Nur Gott ſchickt ſeine Hülfe nicht —
Es erwarten ſie Ringſteds*) Auen.

Sie ſchickt mich Euch, wie Falkenflug
So ſchnell bin ich geritten;
Sie möcht Euch ſterbend danken Eins,
Und Eins noch möcht' ſie Euch bitten!"

Der König ſchwingt ſich auf ſein Roß,
Der Ritter folgen ihm ſieben,
Doch als er kommt zur Grinſtedsbrück,
Sind ſechs zurückgeblieben.

Und als er kommt auf die Randboldhaid,
Folgt ihm von fern ein Reiter
Und als er hält auf der Ripenerbrück,
Da iſt er ohne Begleiter.

Er trat in's ſtille Frauengemach,
Er ſah mit tiefem Leide,
Die Königin geſtorben war,
Als er noch ritt auf der Haide.

„Ihr edeln Frauen von Dänemark,
Ich bitt' Euch all und jede,
Sprecht eine tröſtliche Bitte für mich,
Daß ſie Einmal noch mit mir rede."

Da ſprachen ſie ein ſtark Gebet;
Die zarten Augenlider
Frau Dagmar ſchlug ſie zögernd auf,
Erhob ſich traurig wieder:

„Schon ſchwebt ich nah an Gottes Thron,
Durchſchaute der Menſchen Gedanken;
Es lebt in Dir — o König — nichts,
Wofür Dir ein Mund ſoll danken.

*) Auf Seeland, wo die Königsgräber ſind.

Doch bitt' ich Eins: das Danebrog
Laß wieder nach Norden wallen,
Den deutſchen Männern den Frieden gieb,
Der Gefangenen Ketten laß' fallen.

Wer aus dem Jenſeits wiederkehrt,
Wer ſah des Vergelters Walten,
Der ſchenkt den Königen goldnen Rath,
Wenn er ſie heißt Frieden halten.

Die Warnung durft' ich bringen Dir
Aus Gottes großer Gnade,
Nun wende Dein Roß von deutſcher Flur,
Dein Schiff von deutſchem Geſtade.

Ich ſeh' Dein Reich — von Wogen begrenzt
Aufblühen, erzittern, verſinken!
Des Himmelreichs Glocken läuten nach mir,
Und die blonden Engel — ſie winken."

So lebt im Volke das Andenken an die gute Königin Dagmar. Wie wehmüthig und vielſagend klagt der wiederkehrende Refrain:

„Königin Dagmar ruhet in Ringſted"

n jenen Romanzen, welche ihr Gedächtniß feiern.

Ihre letzte Beichte ſoll gelautet haben:

Es ſoll ſich Niemand ängſt'gen für mich
Keiner andern Sünd' ich klage,
Als daß meine ſeidnen Armelein
Ich ſchnürt am Feiertage.

Alte Liebe.

Die ſchöne Rhede von Kuxhaven! Oh! ſchiffte ich wieder auf dieſem blauen ruhigen Waſſerſpiegel, den fern und ſchmal die weißen Dünen des Dithmarſchenlandes und die grünen Geſtade des Landes Hadeln begrenzen. Es war goldener Mittag, als ich den Hafenbollwerken zuſteuerte, am Himmel flockte nur hier und da die zurückgelaſſene Spur einer verdufteten Wolke und ſonntägliche Stille und Helle lag zwiſchen den Schiffen, die, weit vom Ufer weg in weiten Zwiſchenräumen bis weit an das Ende der Norder-Elbe, faſt bis in die See hinaus vor Anker lagen. Die Verdecke und Maſten glänzten ſilberweiß über den betheerten ſchwarzen Schiffsbäuchen, und die roth und blauen Wimpeln flatterten wie die Fittige tropiſcher Vögel in tiefblauer Azur. Kaum wiegten die Wellen dieſe befrachteten Maſſen, auf denen hier und da ein wachhabender Matroſe ſtand. An großen Kauffahrern mit prallen Segeln ziſchten wir vorüber, man merkte nicht, ob ſie ſtänden oder ſteuerten, wenn man nicht das eigenthümliche leiſe Pfeifen und Schrillen des Windes im

Tauwerke und den aufschwellenden weißen Schaum, dort wo das Vordertheil in die Wogen einschnitt, vernommen hätte. Manches Fahrzeug lag ganz auf der einen Seite, und an seinen Masten, die sich tief gegen den Wasserspiegel neigten, hingen die Matrosen und arbeiteten. Auch grüßte unseren Kapitän Mancher der Seeleute, an denen wir vorüber kamen; das ging aber in größter Stille vor sich, als befände sich Alles während des Gottesdienstes in einer Kirche — mir war es damals, als sei die Menschenbrust tonlos in diesen gewaltigen, lichtvollen Räumen. Da wendete sich unser Dampfer nach links. Einen Blick noch warf ich die Elbe hinauf: Dämme, Wälder, Windmühlen, Thürme und mitten Segel um Segel im fernen goldenen Hintergrunde verschwimmend, hier und da in der Luft eine Möve, schneeweiß und flockenleicht, wie fortgeweht — es war zu schön! Und nun trat zu der holden Empfindung das Menschenleben in seinen lieblichsten Gestalten.

Der Dampfer hatte am Bollwerk „olde Liebe" angelegt, wir stiegen an's Land. Die Damen, welche im Herbst das kleine stille Seebad zu Kuxhaven bevölkern, waren mit ihren grünen Sonnenschirmen an's Ufer getreten, um sich die fremden Nordseefahrer in's Auge zu fassen. Es waren schöne, schlanke nordische Gestalten, blond, durchsichtig mit klaren, vielsagenden Blicken. Das Badehaus zu Kuxhaven ist hingebaut, um den Menschen,

der es bewohnt, ſehnſüchtig zu machen. Man muß das nur geſehen und überdacht haben. Ganz am Strande liegt das ſchöne Haus, mit Vorhallen, in denen man gegen den Wind geſchützt iſt, jedoch wol ſehen kann, wie er draußen die Schiffe treibt in alle Striche der Windroſe. Das Land herum iſt glatt, wie die See, hier der Leuchtthurm blaß und ſteinern, dort Kuxhaven, der kleine Flecken mit ſeinen blanken einförmigen Häuſern, dazwiſchen der Hafen, in welchem ſich den ganzen Sommer lang kaum ein Schiff verliert. Die Schenken leer und todt, die Mädchen gelangweilt, verdroſſen — die jungen Männer auf der See.

Mit dem Abend kam klarſter Mondenſchein. In der Vorhalle des Konverſationshauſes unten blieſen böhmiſche Muſikanten ein Hornquartett. Der Wind war kalt und lebhaft geworden — die Wellen ſchlugen laut und breit an die Bohlen, die von dem Hafen eingerammt ſind, die Schiffe auf der Rhede tanzten, alle Lichter in Kuxhaven waren verloſchen, nur der Leuchtthurm warf ſeinen Strahlenkegel auf das dunkle Waſſer.

Nicht das ganze Jahr hindurch iſt der Hafen von Kuxhaven ſo leblos, wie ich ihn traf. Wenn Treibeis auf der Elbe geht, können die Schiffe, welche aus der See kommen, nicht nach Hamburg hinauf und müſſen hier einlaufen. Auch die Rhede bietet dann keinen Schutz, es füllt ſich das Baſſin mit reichbeladenen Schiffen, und

der Matroſe ſucht ſein Geld um jeden Preis los zu werden, wie überall auf dem Feſtlande. Da geigt und ſchallmeit es in allen Schenken, da ſpukt es in allen Mädchen- und Weiberherzen, da glühen alle Augen, da iſt Tag und Nacht keine Ruhe, und Alles wird im Rauſche vergeudet: Geld und Geſundheit, Zufriedenheit und Ehre. Wo Gold auf den Erdboden tropft, da werden die Genien Ahriman's los und tanzen ihren unwiderſtehlichen Reigen. Was ſich in Sturm und Noth erhielt, das geht im Überfluſſe des ſicheren Hafens zu Grunde, und über das friſche Grab tanzt gedankenlos der jauchzende Troß. Im Winter des Jahres 1717 lag ein Fahrzeug mit einer reichen Ladung, darunter Gold und Edelſteine, welche der Kapitän einem Hamburger Kaufherrn mit großen Gefahren im ſpaniſchen Amerika erworben und mit noch größerer Gefahr bis an Deutſchlands ſichere Küſte gebracht hatte, hier vor Anker. Der Kapitän hieß Jan Nebel und ſein Bootsmann Claus Heyn. Sie verſchwelgten die Tage, bis die Schiffahrt nach Hamburg wieder frei ſein würde. Aber der Winter dehnte ſich endlos, wie ſeine Nächte voll Tollheit und Wolluſt, die das Geld der Beiden auffraßen. Es waren noch viele Nächte vor der Thüre, viel Wein und leichtſinniges Weibervolk lockte noch in die Hafenſchenken. Da thaten Kapitän und Bootsmann nach ein paar unwillkommenen Faſttagen einen tüchtigen Griff in die Goldbarren ihrer

Ladung und dachten, „dem Patron bleibt doch genug“. Der Streich aber wurde ruchbar und, ehe noch die Schiffahrt offen wurde, ließ der Amtmann zu Ritzebüttel die Beiden aus der luſtigen Schenke von Kuxhaven herausreißen und zu Land nach Hamburg führen, wo ſie auf dem Grasbrook lebendig verbrannt worden ſind. Am Strande wurden zum Gedächtniß der unerhörten Treuloſigkeit und zur Verwarnung aller leichtſinnigen Seeleute zwei Schandſäulen aufgerichtet; die See hat ſie ſchon lange weggeſpült — aber Kuxhaven iſt ein luſtiges Neſt geblieben, ſo lange Eis auf der Norder-Elbe treibt.

Als ich mich am nächſten Mittag wieder einſchiffte, warf ich durch die Palliſaden, die den Eingang verwehren, noch einen Blick in den Hafen. Er war ganz leer, nur ein paar Jollen lagen am obern Ende und mitten ſchwamm eine lange Schaar von grauen Gänſen. Keine Seele vor den weißen ſonnenbeſchienenen Häuſern. Vom Bollwerk „olde Liebe“ nahmen wir nordweſtlich unſern Kurs. Wir hatten guten Wind. Drüben verſanken die Dünen Holſteins, hüben Hannovers grüner Strand — der Leuchtthurm, das Konverſationshaus —. Olde Liebe! — alte Liebe — der Name klang mir immer in den Ohren. Wie mag das altersgraue Bollwerk zu dem ſchönen Namen gekommen ſein?

Ich habe am Strande bei Kuxhaven von einem schönen jungen Munde ein altes schönes Lied gehört: „Das Mädchen in der Hafenschenke", so scheint mir, war es genannt. Wie ist es entstanden? Wie hat es sich erhalten? Hat es vielleicht Jan Nebel's Mädchen in Hamburg gesungen, als sie vorahnend sein grausames Ende, ihn abhalten wollte, die Reise in das Goldland zu wagen, die er so unglücklich beendete? Oder wäre es neueren Ursprungs und hätte es einen tieferen Sinn?

Oh wehe, daß ich nur mit Klagen,
Mit Thränen nur es denken darf,
Wie jenes Schiff, das ihn getragen,
In unserm Hafen Anker warf!

Ich saß am Fenster spät, es waren
Mein Herz und Land und Meer in Ruh';
Da kam er an den Strand gefahren
Und sprach in unsrer Schenke zu.

Er grüßte mich mit holdem Nicken,
Erst hab' ich scheu das Aug' gesenkt,
Bald aber mit erhellten Blicken
Den reinen Wein ihm eingeschenkt.

Ach, er verstand mich gut und gerne!
Sobald die Sonne sank in's Meer,
Erschien er, wie die andern Sterne,
Und schwebte auf den Wogen her.

Sein Haupt, das oft bei Sturmestoben
Geschaukelt wild empörte Fluth,
Hat, kaum von leisem Hauch gehoben,
An meiner Brust so sanft geruht.

Wie ſtille lag er, zu belauſchen
Mein ſüßes Singen durch die Nacht;
Sonſt hört' er nur die Wellen rauſchen
Und wie das Takelwerk erkracht.

Er ſprang in's Boot — mit Küſſen ſchied er —
In's Boot, daß an dem Strande lag;
In meinem Herzen hallte wieder
Von ſeinem Ruder jeder Schlag.

Einſt war ich ſorgenlos entſchlafen
Und wurde froh des Morgens wach
Da fuhr aus unſerm ſtillen Hafen
Sein Schiff — ich ſah ihm weinend nach.

Zu laden hat es ihn getrieben
Des Glückes eine reichre Fracht,
Doch wer ein Herz beſaß voll Lieben,
Der wird nicht reicher mehr gemacht.

Von Neuem giebt er ſich den Winden,
Von Neuem preis dem Wellentod,
Auf offner See das Glück zu finden,
Das ihm der ſichre Hafen bot!

Alte Liebe!

Fahrt und Landung.

Die See war ruhig, aber selbst die normale Bewegung der grünen gewaltigen Wogen der Nordsee ist so riesenhaft, daß unser Dampfer, wenn auch schnell, doch nur mit der größten Kraftanstrengung vorwärts arbeitete. Ein leises, auf eine ganz widerwärtige Weise dem Körper sich mittheilendes Zittern hat das ganze Schiff ergriffen, man merkt es, daß jedes Atom Wasser, welches aus dem Wege geschoben wird, von Pol zu Pol eine endlose Reihe von Bundesgenossen hat, die Alles einsetzen, statt des aus dem Felde geschlagenen Bruders dem fremden Eindringling jeden Fußbreit Raum streitig zu machen. Der schwache Organismus des Landthieres „Mensch" muß die übeln Folgen dieses zähen Kampfes tragen, und ich sah auf dem schnurgeraden Kurs von der rothen Tonne bis in den sogenannten Nord-Hafen von Helgoland die stärksten Männer und die zartesten Frauen der Seekrankheit in kläglichster Weise erliegen. Ich sah alle Diätenklassen über das Schiffsgeländer gebeugt sich — erbrechen. Wie klein und nichtig erscheinen die Satzungen und

Würden der Menſchen, wenn man die Seekrankheit hat! Das Meer empfing mit höhniſchem Ziſchen die ſchlechtgewählten Opfergaben der Sterblichen, und ſo oft eine verzagte und derangirte Frauengeſtalt, dem widerwärtigen Zwange folgend, ihr entſtelltes Geſicht zum gefurchten Wellenſpiegel hinabbog, war es mir immer als hörte ich unter dem Waſſer

„Anfitrite, das plumpe Fiſchweib,
Und die dummen Töchter des Nereus“ —

und die anderen Weiber von Adel lachen, die das tiefe Meer bewohnen.

Ich erfreute mich eines glücklichen Wohlbefindens und betrachtete mir dieſe neue Welt, die aus einer grenzenloſen Maſſe von Luft und Waſſer und nur aus einer Handvoll Holz, Eiſen, Hanf und Menſchen beſtand. Der berühmten Verſe des Horaz:

Illi robur et aes triplex
Circa pectus erat, qui fragilem truci
Commisit pelago ratem
Primus — — — — — — — —

erinnerte ich mich mit kindlich gläubiger Pietät, und es erregte ſich in mir ein ſehr ängſtliches Gefühl, mich in jenem Augenblick auf den zweifelsohne ebenfalls ſehr berühmten Namen des Schutzpatrons der Schiffer nicht beſinnen zu können, da ich mich damals gedrängt fühlte, ihm perſönlich einige Aufmerkſamkeiten zu erweiſen.

Unterdeſſen hatten die Matroſen Segel beigeſetzt, die vereinte Kraft des Dampfes und des Windes förderte auf das Erfreulichſte unſere Reiſe.

Die rothen ſchmalen Wimpeln an den Spieren oben flatterten hörbar, und die Luft ließ Töne vernehmen, wie eine leiſe wimmernde Kinderſtimme, als ob ſie Schmerzen empfinde, während unſer fliegendes Schiff ſie durchſchnitt. Wenn ſie das übelnehmen und plötzlich windtoll würde? Dieſer Einfall koſtete mich ein paar gedankenvolle Gänge über das Verdeck ſeiner ganzen Länge nach. Dann trat ich zu unſerm Kapitän und fragte ihn mit erheuchelter Gleichgültigkeit: Kommt es hier wol oft vor, daß Schiffe ſtranden!" „Hier nicht", gab er mir kalt zur Antwort, „aber dort mehr ſüdlich auf der Scharnhorſt-Backe trifft's wol zu."

„Sagen Sie mir, Herr Kapitän, wie geht denn das zu, wenn ein Schiff ſtrandet?

„Sehr einfach!" ſagte er und formte, die hohlen Hände unten zuſammenſchließend, ein Schiff, das er vor ſich durch die Luft hinſteuern ließ. „Jetzt ſind wir im tiefen Waſſer. Die Wellen heben und ſenken das Schiff, es findet keinen Grund." Dann führte er ſein Schiffchen ganz nahe über den Boden der Tonne, an der wir ſtanden. „Hier heben die Wellen wieder das Schiff, und wenn ſie es wieder ſinken laſſen, ſtößt es auf den Grund und kracht, und die Wellen heben es noch einmal und

ſtoßen es noch einmal auf den Grund und das dritte Mal iſt kein Schiff mehr da und die Trümmer ſchwimmen herum mit Mann und Maus.“ Dabei deutete er auf mich und die vorübergehenden Paſſagiere.

„Kann man ſich in ſolchen Fällen nicht retten?“

„Oh recht leicht! wenn man, bevor das Schiff ſcheitert, in eine Schaluppe ſpringt. Die geht nicht ſo tief im Waſſer und tanzt über die Untiefen hinweg.“

„Haben wir auch Schaluppen an Bord?“

„Eine.“

„So?! Wie viele Menſchen faßt ſie?“

„Zwanzig.“

„Es ſind aber bei achtzig Leute an Bord!“

„Wird wol ſo ſein!“

„Beſteht denn keine Verordnung, daß jedes Schiff mit Schaluppen hinreichend verſehen ſein ſoll?“

„Ei freilich!“

„So geht es mit dieſen Verordnungen“, rief ich in gerechter Aufwallung. „So geht es! Da zahlen die Völker Tauſende an Beamte und Tauſende an Miniſter und Millionen an Fürſten, damit dieſe fleißig Verordnungen ſchaffen, die man als linderndes Öl auf die ſtürmenden Wogen des Lebens gießen kann. Das regiert dann die Welt im Verordnungswege und verordnet mit unwiderſtehlicher Fülle und Macht; ſobald aber die Stürme wirklich kommen, ſtehen die Verordnungen auf

dem Bücherbrette und ringen kraft- und rathlos die Hände, während unten die Wellen das Schiff zerschmettern und Mann und Maus rettungslos zu Grunde gehen! —"

Es mochte etwa 4 Uhr Nachmittags sein, als unter den hinfälligen Gestalten auf dem Verdecke, das bereits einem Lazarethe glich, eine freudige Bewegung sich verbreitete. Die Damen hoben, auf die Hände gestützt den Oberleib von den Roßhaarkissen, welche mitleidige, doch lächelnde Matrosen ihren kranken Häuptern untergeschoben hatten, oder knieten, und hielten die Hand über die Augen, um, von der Sonne ungeblendet, besser in die Ferne zu sehen, und die Männer eilten oder wankten auf das Vordertheil des Schiffes, von dem der freudige Ruf „Helgoland" sich erhoben hatte.

Ich hatte mich selbst vorn hingedrängt: im goldenen Scheine der westwärts geneigten Sonne regte sich das Meer in kurzen, niedrigen Wellen und in weiter Ferne bemerkte ich einen kleinen dunkeln Punkt. Das war Helgoland. Der Wind begann wieder frischer zu wehen, und von Minute zu Minute wuchs der Felsen aus der See. Da wir uns aber schon ziemlich spät im Herbste befanden, so war, als wir der Insel näher kamen, bereits die Dämmerung herabgesunken, und, als wir

zwiſchen der Düne und dem Unterlande Anker warfen, war es bereits Nacht, ſo daß wir von der Erſteren nichts mehr als den unſicher begrenzten Schimmer des weißen Sandes wahrnehmen konnten. Die Inſel ſelbſt war ein großer Stein, ein rieſiger Grabſtein des Kultus, der einſt auf dieſer Stelle die Völker des alten Germaniens in verſchwiegenen Hainen verſammelte, ein Grabſtein der Könige Jutho, Ubbo und Radbod, ihrer Burgen, Klöſter und Kirchſpiele, über deren Zinnen, Thürmen und verſandeten Feldern unſer Schiff dahin ſchwebt.

Am Fuße des Felſens flimmerten zahlreiche Lichter, gaſtlich grüßend, ich fühlte es, und fand mich erſt jetzt von der ungewohnten Bewegung zur See erſchöpft. Von Häuſern erblickten wir nichts, doch hörten wir mit luſtigen Ruderſchlägen die Barken herankommen, die uns an das Land bringen ſollten. Denn das vergehende Helgoland iſt ſtolz und ſpröde noch in ſeinen letzten Tagen; es läßt keine anderen Schiffe, als die armen ſeiner kühnen Söhne ſeinen heiligen Leib berühren.

Eine derbe Seemannsgeſtalt in ungeſuchter, zuverſichtlicher, maleriſcher Haltung auf dem Rande des Bootes ſtehend, reichte mir, als ich die Schiffsleiter herabſtieg, die harte ſchwielige Hand. Ich erfaßte ſie, und während ich hinabſprang, drückte ich dieſe deutſche Rechte, in ſtiller Nacht auf deutſchem Meere mir geboten, mit brüderlicher Liebe und innigem Mitgefühl. Denn ſo-

wie des Helgoländers von Wogen umbrandetes Vaterland Stück für Stück dem Andrange eines fremden Elementes zum Opfer fällt, so zerbröckelt auch mein armes Vaterland, und wenn ein Gott das Geschick nicht günstig wendet, so wird auch von ihm über ein Kleines nichts mehr übrig sein, als eine Schaar von Männern, welche in allen Stürmen und Gefahren erprobt, so lange sie noch leben, den treuen Blick nicht wenden können von ihrer stolzen Flagge, die für immer niedertaucht in das Meer der Vergessenheit.

Die Lichter schwebten immer näher, leise Umrisse geschmackvoller Häuser traten aus der Dunkelheit hervor. Die Kämme der Wellen phosphoreszirten, auch von den gehobenen Rudern fiel das Wasser in bläulich-glänzenden Perlen zurück in die See. Wir landeten.

Ich trat bei Madam Mohr ein. Madam ist eine große starke Frau mit einer großen Modehaube, Schürze und Spenser sind reich garnirt, und wenn sie sich wendet, sieht man gewölbt und in reichen Falten den rothen Helgoländerrock, mit dem schwefelgelben Streifen verbrämt, hinabwallen. Es war schon ziemlich spät und nicht viel mehr zu unternehmen, als höchstens ein Gericht frischer Seefische zu speisen und eine Flasche Rheinwein zu trinken. Das that ich auch und suchte dann mein Lager. Dieses befand sich in einem kleinen ungemein reinlichen und freundlichen Zimmer, das mich wegen der

Ökonomie, mit welcher sein Raum, keineswegs auf Unkosten der Bequemlichkeit, benutzt war, an eine holländische Schiffskabine erinnerte. Die Fensterbank war grasgrün, der Fensterrahmen himmelblau angestrichen, die Fensterscheiben spiegelklar hinter weißen Vorhängen. Ich schlief auf einer Matratze, die mit Seegras gefüllt war. Das ist ein vornehmes Lager. Wie viele berühmte Seekönige haben schon auf Seegras geschlafen und schlafen noch heute auf Seegras, wie ich, nur daß sie nie wieder erwachen.

Ich hatte die Lichter ausgelöscht — draußen rauschte das Meer, jenseit des Meeres die Welt. Dort liegt das Vaterland, das uns nicht erkennen will als seine Freunde. Wenn auch nicht den Handgriffen der rohesten Gewalt verfallen, man wandelt doch, von den Mächtigen geächtet, auf seinen Straßen; unverstanden und verdächtigt verläßt man seine Grenzen, und doch fliegen alle Gedanken und Wünsche mit unverwelklicher Liebe in die theure, grausame Heimath zurück.

Helgoland hat schon manche verunglückte Größe beherbergt: Gustav Adolf IV. von Schweden hielt sich hier nach seiner Thronentsagung mehrere Wochen auf. Der Graf von Artois, nachmaliger König Karl X. von Frankreich, dieser blöde, böswillige Finsterling, und der unglückliche Herzog von Berry, der im Operngang zu Paris für die Sünden der Bourbons unterm Dolche eines

Mörders verbluten mußte, haben hier durch Monate auf ihre Zeit gelauert. Aber auch edelſte Männer hat der Felſen ſchützend aufgenommen. Der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunſchweig-Öls betrat dieſen Boden als ſicheren Zufluchtsort, als ihm das große Wagſtück gelungen war, mit ſeiner tapfern Schaar ſich von den Grenzen Böhmens bis an die Nordſee durchzuſchlagen. Dem tapferen Vertheidiger der Unabhängigkeit ſeines Vaterlandes folgen heute die eben ſo muthigen Verfechter der Freiheit des Ihren. Kampfesmüde ruhen ſie hier eine Weile am gaſtlichen Heerde der Stammverwandten, bis wieder der Lerchenſchlag eines geſegneten Frühlings ſie weckt und ruft. Dieſem Frühling ſtrebten in jener Nacht alle meine Gedanken und Vorſätze zu, wie heimkehrende Wandervögel; ungeſcheut wagte ich meine Pläne und Hoffnungen zu denken, ja ich ſprach ſie ſogar laut in die Dunkelheit hinein. Hier ſind Glaube, Hoffnung und Liebe frei, frei ſprechen ſie, frei handeln ſie, denn hierher reicht Englands Herrſchaft. Ob ich für Freiheit handelnd wache, ob ich von Freiheit träumend entſchlummere: hier wallt, wie der Fittig des Schutzengels, Englands ſtolzes unbeſiegtes Banner über mir.

Herbsttage auf Helgoland.

Am Morgen nach meiner Ankunft ging ich an den „Strand" hinaus. Der Wind war die Nacht durch nur noch heftiger geworden, und die See war sehr unruhig. Am Strande sind die Wellen röthlich — breit und trübe fallen sie mit gewaltigem Schlage auf den Sand nieder, einen kleinen Wall von abgerissenem Seetang, wie den Riesenleib einer dunkeln, trägen Schlange bewegend, der, nachdem die Woge zurückgetreten ist, wieder unbeweglich im Schlamme halb versinkt. Jede Welle läßt Muscheln, Versteinerungen von Seepflanzen oder lebende Seethiere zurück, gleichsam als ein Spielwerk für die nachfolgende Schwester. Aber die frischen Buben Helgolands eignen sich die hübschesten Stücke davon zu, geben dem Funde recht pikante Namen und bemühen sich, ihn den Fremden gegen einige Schillinge zu verhandeln. Auch ich wurde eine Beute ihrer Spekulation. Zwei bis drei Stücke hatte ich den Schlingeln bereits abgekauft, als ich bemerkte, wie sie mit dem Gelde in der Tasche nur etliche

Schritte von mir wegliefen, sich bückten und schon wieder mit einer neuen Rarität angerannt kamen. Ich bedeutete sie, daß ich nun die Waare selbst aus erster Hand beziehen wolle, wozu sie lachten und mir sodann beim Sammeln ebenso munter wie uneigennützig beistanden. Aber bald ging meine Aufmerksamkeit von diesen kleinen Gegenständen wieder auf das gewaltige Schauspiel der bewegten See über. Nur etliche Faden breit, so weit nämlich der rothe, weiche Sandstein des Felsens in geringer Tiefe unter dem Wasser sich forterstreckt, war die See röthlich-trübe, dann aber und bis an die äußerste Grenze des Horizonts hinaus hob sie sich im klarsten Lichtgrün zu gewaltigen Wellen, die herüben donnernd und ziſchend an die rothen weißgestreiften Wände des Felsens, drüben mit dumpfem Klange auf die lichte Düne schlugen, zwischen beiden, unsanft genug mit unserm ankernden Dampfer und den Fischerbooten der Insulaner spielten und auf ihrem übermüthigen Nacken den Schaum, wie silberne Mähnen schüttelten. Das war ein tolles Getümmel von unabsehbaren Heerden hoher Wogenrosse, als hätte Neptun alle seine Marställe geöffnet, als weideten Myriaden seiner wildesten Gespanne die alte Nordsee auf und nieder. Dazu pfiff der Wind von Sathorn her kalt und unbändig, und der klarste sonntägliche Morgensonnenschein zeigte die fernste Welle mit derselben Deutlichkeit, in der er die hübschen Häuser des Unter-

landes, die Kirche und die übrigen ſtattlichen Gebäude des Oberlandes erkennen ließ.

Über eine ſchöne offene Treppe gelangt man auf das Oberland, das iſt die Oberfläche des Felſens, aus dem die Inſel zumeiſt beſteht, denn das Unterland beſteht nur aus einem Stück Acker, welches des Himmels und der Nordſee Gnade den Bewohnern — wer weiß wie lange noch! — gönnt. Im Hinaufſteigen überſieht man gut die kleinen ſchmalen Gaſſen vom Hôtel Mohr zum Konverſationshauſe, die ſogenannte Kartoffelallee, ein kleiner Weg längs einem ſchmalen Kartoffelfelde, und allenthalben den Strand, der immer belebt, noch die Magazine und die Hütten zum Schiffsbau trägt.

Die Straßen des Oberlandes ſind noch ſchmäler, als die des Unterlandes, man ſtreicht ſo nahe an den niedrigen und ſpiegelklaren Fenſtern vorüber, daß es mir zu gewiſſen Tageszeiten ganz unſchicklich, wenigſtens undelikat erſchien, hier oben ſpazieren zu gehen. Man guckt da wider Willen in jede Schüſſel und ſieht noch Allerhand, was theils nicht zu ſehen verlangt wird, theils ſelbſt nicht geſehen ſein will. In allen dieſen Gäßchen wächſt etwas Gras, es war damals ſchon recht fahl von Herbſtwinden und kühlen Regen; mitten durch und über die niedrigen Giebel hin rauſcht der mächtige Seewind. Mir kamen die Häuſer alle ſo ſpielwaarenartig bunt, eckig und klein vor; oder ſind die Verhältniſſe

denen der Gebäude auf dem Festlande gleich, und schrumpfen sie nur der See und den gewaltigen Felsenmassen gegenüber so zusammen? Nichts mahnt an den Baustil einer Stadt, nicht die Anordnung der Gassen, nicht die Details, und doch fehlen, um den Eindruck eines ländlichen Badeortes herzustellen, die Bäume, die grünen Spaliere, die Blumenstöcke, die Blumen und — noch mehr. Viele Schriftsteller rühmen von Helgoland die Üppigkeit der Vegetation. Mein Gott! Was kann da viel von Vegetation die Rede sein, wo im Umkreise von einer halben Meile kaum so viel Gras wächst, um die Kuh des Gouverneurs und etliche Schafe standesgemäß zu ernähren, wo der einzige Maulbeerbaum im Garten des Predigers die Ehre erfuhr, in Dr. Röding's Album von Helgoland namentlich lobend erwähnt zu werden, und zwei bis drei Fliederstauden in einem Felsenwinkel an der großen Treppe, wie Troglodyten verkümmern? Die Insel bringt nur ein werthvolles Produkt hervor: Männer, nur ein genießbares: Weiber. Die Männer fahren auf die See und fangen Fische, die Weiber bleiben zu Hause und sind sehr tugendhaft. Im Frühjahr und Herbst lassen sich große Schwärme von Schnepfen, Lerchen, Krammetsvögeln und Amseln hier nieder, um vom langen Wanderflug ermattet auszuruhen, fallen aber größtentheils in die aufgestellten Netze und schlafen einen unerquicklichen Schlaf in den Magen ihrer

Überliſter. Dies ſind die Erzeugniſſe Helgolands. Alles Andere, jedes Faß Mehl, jeder Tropfen Wein, jedes Stück Fleiſch, jedes Brett und jeder Balken, jede Tafel Glas und jede Elle Zeug, jeder Nagel und jede Feder muß zugeführt werden. Helgoland ſchwimmt in der Nordſee wie ein Wachtſchiff, eine Lootſengallione, die vom Feſtlande verproviantirt werden muß. Mit der Gewalt der Wellen im ungleichen Kampfe liegend, übt es durch ſeinen ſchönen Leuchtthurm, der Nachts mit klarem Lichte die ganze Inſel erhellt, unverdroſſen ſein Warneramt; durch die Arme ſeiner kühnen Söhne, der erprobteſten Lootſen, ſein Retteramt zu ſeinem dauernden Ruhme. Alle dieſe Verdienſte werden es aber doch nicht hindern können, daß die Proviantſchiffe, wenn ſie eines Tages mit neuem Vorrath kommen, die Ankerkette zerriſſen finden, die ſo vielen Stürmen getrotzt hat, und das Wachtſchiff Helgoland, der kleine Überreſt eines ſo mächtigen Königreiches mit Mann und Maus hinabgeſunken iſt zu Radbod's Palaſt, zu St. Elberti Kloſter und zu Foſite's heiligen Hain, die alle ihm vorangegangen ſind in die unerſättlichen Tiefen des Meeres.

Die ſchönſte Straße des Oberlandes iſt der Falm. Sie hat nur auf der einen Seite Häuſer, hölzerne, von Innen und von Außen überaus niedliche, ja ſogar elegante,

aber enge Gebäude, darunter die Hôtels von Peter Franz, Carſten, Rickmers und noch mehrere. Die zweite Seite der Straße beſteht aus einer Bruſtwehr, unter der der Felſen jäh abſtürzt. Hier lehnen den ganzen Tag die Männer, die nicht in See ſind, und beobachten mit unglaublicher Schärfe des Auges die Schiffe, die nach Hamburg oder in andere Nordſeehäfen hinein ſegeln. Ihr geübter Blick läßt ſie, von jahrelanger Erfahrung unterſtützt, nicht nur die Gattung des Schiffes, ſondern auch ſeine Nation erkennen, ja die meiſten Einwohner wiſſen von Fahrzeugen, die unſerm Auge wie ſchwarze Punkte am Horizont vorüberſchweben, den Namen, oft ſogar den Namen des Kapitäns anzugeben. Der Helgoländer ſcheint jede andere Arbeit zu verachten, als den Fiſchfang, die Schiffahrt und namentlich das Lootſenweſen. Auf der Inſel rührt er, wenn er nicht an ſeinem Boote zu ſchaffen hat, keine Hand. All' das reinliche, freundliche, konfortable Hausweſen, welches den Fremden auf Helgoland ſo ſehr anſpricht, iſt das Werk der Frauen. Sobald der Mann aus dem Boote geſprungen iſt, zieht er ſeine hohen Waſſerſtiefel aus, zieht Pantoffeln an, nimmt ſein jüngſtes Kind auf den Arm, und ſchlendert an den Strand hinaus, wo er dem Kleinen die Wellen zeigt, die Freunde und Feinde, die Ernährer und Verzehrer ſeiner kleinen Zukunft, ſeines kleinen Vaterlandes. Dann ſteigt er langſam die große

Treppe auf den Falm hinauf und lehnt dort neben Freunden, ſtundenlang in's Meer hinausſtarrend, in einer unthätigen Beſchaulichkeit, die mich an den Türken erinnert, der am Rande des Bosporus ſeinen Tſchibuk ſchmaucht. Lange Erfahrung hat den Helgoländer gelehrt, den Anblick des Meeres ſo zu genießen. Wer nur dann und wann wenige Minuten lang das Auge darauf wendet, der ſieht, es mag nun ſtürmen oder glatte See ſein, immer daſſelbe, zumal hier, wo keine ausgedehnte oder eingebogene Küſte, mit Stadt und Hafen, Paläſten, Landhäuſern und Kaſtellen, Rebhügeln, Feldern, Gärten und Waldgebirgen durch Mannigfaltigkeit der Farben und Formen entzückt. Hat man aber einmal eine Stunde lang ununterbrochen den Blick darauf geheftet, dann bekommt Alles Form, Leben und Bedeutung; was früher ein gleichförmiger Raum war, iſt nun voll von Spuren des großen Weltlebens. Das Meer ſcheint zu athmen, hier das Land zu fliehen, dort mit Sehnſucht ſich ihm zu nähern, man ſieht wie liebevoll und beſorgt dort Wind und Wellen ein Fahrzeug tragen, während dieſelben Kräfte hier den Felſen zu durchwühlen und boshaft die letzte Zuflucht des kleinen Reſtes eines biedern Volkes zu vernichten trachten. Die böſen und die guten Geiſter der See kommen zum Vorſchein. Mir war es einſt als ſähe ich den Klabautermann auftauchen, ſich raſch auf den Rücken einer Welle ſchwin-

gen und, trotz ihres Sträubens, sie zwingen, ihn westwärts fortzutragen, bis er am Ende des Horizontes verschwand. Welchem Schiffe mag das gegolten haben? Auch war es mir oft, als erblickte ich hin und wieder im Wogenschaum ein blasses Menschengesicht. Die Helgoländer haben wol ihren guten Grund, warum sie so viele Stunden am Falm zubringen. Vielleicht sehen sie dort ihre ertrunkenen Freunde wieder. Es kommen auf der Insel nicht selten Hellseher vor. Ein kleiner Knabe, von dem Wienbarg erzählt, hatte immer einige Wochen, bevor ein Helgoländer ertrank, ein Gesicht, das ihm den ganzen Vorfall prophetisch vor die Seele führte.

Ich gewöhnte mich zuletzt selbst täglich ein paar Stunden auf der Brustwehr des Falms zu lehnen und mir das Leben der See zu betrachten. Es ist gewiß wenigstens ebenso schön, das Meer an sich vorüberrauschen zu sehen, als ein geschäftig keuchendes, oder müssiges geputztes Volk. Am meisten ergötzte es mich bei Sonnenuntergang die Schiffe mit vollen Segeln in meilenweiter Entfernung auf der großen Straße fahren zu sehen, die aus der ganzen Welt nach Hamburg führt. Man erblickt da nicht selten zehn bis zwanzig große Schiffe auf einmal, die Evers und die anderen Einspänner oder Hauderer nicht zu rechnen. Man meint, es müsse dort die See Geleise eingedrückt oder sonst ein wirthliches Ansehn haben, eine Spur von der Arbeit der Menschenhände.

Wenn man aber dort ſchifft, trifft man unwirthbare Fluth, wie überall, falſchen Wind, treuloſes Element, keinen Gaſtfreund, keine Hülfe als die der Lootſen auf der Gallione in der Elbemündung und der treuen Männer von Helgoland.

Über den Falm kommt man auf's Sathorn hinaus. Dort ſteht am Rande des Abgrundes und der kahlen baum- und ſtrauchloſen Wieſenfläche die alte Bake, ein grauer, niedriger, viereckiger Leuchtthurm, wie ein verwittertes Stück Ritterburg. Hier tanzt die See ihren tollſten Tanz. Sie ſpringt wie ein wildes Thier an den losgewaſchenen Felſenſäulen und an der Steinwand der Inſel hinauf. Damals war eben ein Flug Wanderfalken angekommen, da knallte nun den ganzen Tag Alles, was auf Helgoland Büchſe und Pulver hatte, in die armen Thierchen und die Buben machten ſich das halsbrecheriſche Geſchäft, um ein paar Pfennig die geſchoſſenen Vögel, welche in die Klippen gefallen waren, heraufzuholen. Es war komiſch, auf dieſer winzigen, in dem großen Nordmeere ſo einſam liegenden und zerfallenden Raſenfläche ſo vielerlei Geſtalten und Treiben zu beobachten. Hier die Schützen, darunter naturforſchende Profeſſoren mit langen Fracks und großen Brillen, oder flüchtige Demokraten, markirt durch Bart

und Blouſe, die, weil das Feuer von den Barrikaden ſchweigen mußte, hier ein neues eröffneten auf die Raubvögel des Feſtlandes. Hier weidete die ehrenwerthe Kuh des Gouverneurs, dort wurden Schafe gemolken, Kartoffeln ausgegraben, daneben im feinſten Franzöſiſch von hochgebornen Lippen lüſternes oder alltägliches Zeug geſchwatzt. Hinter dieſen Leuten, die nichts gelernt und nichts vergeſſen hatten, hob ſich das Haus des Gouverneurs, von deſſen Giebel Englands Flagge wehte, als wollte ſie die Blinden mahnen, daß England zwei Jahrhunderte brauchte, um ſeinen Freiheitskampf zu Ende zu führen, daß aber die Freiheit dennoch ſiegte — weil ſie ſiegen muß.

Der Gouverneur von Helgoland heißt Sir King. Das iſt Alles, was ich von ihm weiß. Es wiſſen auch die Helgoländer ſonſt nichts von ihm zu erzählen. Sie haben ihm jährlich die erſte Schnepfe, welche geſchoſſen wird, zu liefern, die ſogenannte Gouverneurſchnepfe. Das iſt das ganze Einkommen, das England von der Inſel bezieht. Außer Sir King iſt kein Regierungsbeamter auf der ganzen Inſel, auch hat er keine Beſatzung unter ſeinem Kommando, man müßte nur zwei alte eiſerne Kanonen mit dieſem Namen beehren', die ich unfern des Sathores antraf. Die Eine lag auf einer ſchwerfälligen Lafette, ſcharf in die See hinausſchauend — die Andere ſchlief daneben halb in die weiche Erde verſunken, wie

eine abgelöſte Schildwache. Wo ſind die Kanoniere? Sorgt Euch nicht, ſie werden nicht lange auf ſich warten laſſen, wenn Sir King nach England hinüberruft. Dann wird dieſer einſame Felſen von Waffen blitzen, und ſeine natürlichen Bollwerke mit den trefflichſten Geſchützen montiren. Dann werden die ſtillen Gewäſſer Helgolands ſich beleben, Anker fallen, Ruder plätſchern, Segel rauſchen, Dampfer ſchnauben, die Matroſen ſingen, die Pfeife des Hochbootsmannes ertönen, die Miniſter werden ſich die Finger krumm ſchreiben und die Offiziere der Ruhe, Ordnung und Sicherheit werden ſchaarenweiſe in Penſion gehen. Der britiſche Seelöwe aber wird durch den Sund hineinrufen ein kurzes aber entſcheidendes: „Nun beliebt's!?" Was wird dann das große, ſtarke, zweieinige Öſterreich thun? Es wird eben beſchäftigt ſein, theuren Bundesgenoſſen den Sand aus den Donaumündungen zu ſchaufeln — —

Man hat mich wiederholt mit der Frage beläſtigt: Ob die Mädchen auf Helgoland tugendhaft ſind? Das iſt eine dumme Frage. Wenn man ein Mädchen fragt, ob ſie ſich will küſſen laſſen, ſagt ſie immer nein, und die Nachbarin weiß doch viel Anregendes von ihr zu erzählen. Ob die fremden Herren, welche in's Bad kommen, die Sitten der jungen Helgoländerinnen verdorben

haben? Warum fragt man in dieſer Richtung immer nach den Herren? Glaubt man denn das Leben, das unſere Damen in den Bädern zu führen ſich angelegen ſein laſſen, verbeſſere etwa die Sitten?

Wenn ſie die Geſchichte Helgolands durchgingen, ſo würden die Mädchen auf der Inſel Berechtigung genug finden, auf dem allgemeinen Strome ihr Schifflein hinabzuſteuern. In dem Tempel ihres Gottes dienten Königsſöhne als Prieſter, von ihren Prieſterſtühlen beherrſchten ſie das Reich. Karl Martell ſchickte Miſſionare und Soldaten. Später blühten mehrere Klöſter auf der Inſel. Störtebecher, Wiben Peter, Gödecke Michel und die anderen Heroen des Hamburger Grasbrooks lagen hier im ſichern Hafen, gaben mit vollen Händen und empfingen aus vollem Herzen. Die franzöſiſchen Kaper aus Dünkirchen lagen gerne hier vor Anker, ihre Schiffe zwiſchen dem Felſen und der Sanddüne verbergend, und vergaßen in weichem Arm Kampf und Sturm auf der See. Schleswigiſche, däniſche, engliſche Beſatzungen thaten das Ihrige. Während der Kontinentalſperre war Helgoland der reichſte Handelsplatz Europa's, angefüllt mit den koſtbarſten Waaren, die nach dem Feſtlande geſchmuggelt wurden. Die jungen, reichen Kaufleute entſchädigten ſich für die Arbeiten des Tages durch die Genüſſe der Nacht. Da lernten die Helgoländerinnen Alles kennen: Putz, das Spiel mit Karten und mit Herzen, den ſüßen Reiz des

Wechſels. Dann kam eine Zeit, in der nach den veränderten Zuſtänden des Feſtlandes Helgoland vergeſſen im Meere draußen lag, nach und nach in angewohntem Leichtſinn ſeine erworbenen Schätze verzehrte und zuletzt ſelbſt von einer Hungersnoth bedroht war. Jetzt das Seebad —

Es läßt ſich nicht leugnen, daß bei den Helgoländerinnen mehr Luſt nach Auswanderung oder doch wenigſtens nach Überkommung fremder Sitten herrſcht, als bei den Männern, in deren Gedächtniß noch immer das Angedenken an den helgoländiſchen König Radbod lebt der bei Köln am Rhein den heidniſchen König Karl Martell ſchlug. Sie haben, wie Wienbarg treffend ſagt, „ein gutes Stück ihres Heidenthums den Räucherungen der Pfaffen entzogen und friſchblutig erhalten". Noch zeigen ſie mit vielem Selbſtgefühl die Ciſterne, „Shapskuhle" genannt, in der der heilige Wolfram den König Radbod taufen wollte. Der König ſtand, gewonnen durch die liebevollen Sittenlehren der chriſtlichen Religion, ſchon mit einem Fuß im Waſſer, als St. Wolfram in der Wonne ſeines Herzens glaubte, nach der chriſtlichen Sittenlehre auch mit den kirchlichen Dogmen näher rücken zu können. Er pries das Glück des Königs, daß er der Erſte ſeines Stammes in's Paradies kommen werde, während alle ſeine Vorfahren ewig in der Hölle ſchmachten müſſen. Dem edeln Frieſen ſchien es aber ſchimpflich,

ſeine tapferen Väter ſo ſchnöde zu verlaſſen; er zog ſeinen Fuß aus dem Waſſer zurück und ſagte: „Nichts für ungut, Herr Biſchof — aber ich folge doch lieber dem großen Haufen.“ Der Helgoländer iſt auf ſeine verſunkenen Paläſte, auf ſeine verſchollenen und zweifelhaften Könige ſo ſtolz, wie ein Edelmann auf ſeinen Stammbaum, ſein Herz, ſein Glück iſt auf der See — das Herz ſo vieler Helgoländerinnen iſt aber ſchon jenſeit der See und ihr Glück mit.

Man zeigte mir eine elegante Dame, die ich für eine Fremde hielt. Sie war aber die Tochter einer Hôtelbeſitzerin auf der Inſel und die Frau oder die Wittwe eines liebenswürdigen jungen Mannes, der vor ein paar Jahren hier lebte und ſich für einen polniſchen Grafen ausgab. Man liebte ſich, man heirathete ſich, und der junge Ehemann reiſte, nachdem er einen Winter in glücklichſter Eintracht verlebt hatte, um den Empfang ſeiner jungen Frau in ſeinem Vaterlande vorzubereiten. Seither iſt er nicht wiedergekehrt, die Bemühungen aller Konſuln des Feſtlandes konnten keine Spur ſeines Namens, ſeiner Perſon finden.

Die Tracht der Helgoländerinnen iſt maleriſch. Das Hauptkleidungsſtück iſt der Peik oder Pie, ein langer Rock von rothem Wollenſtoffe mit einem gelben Bande

eingefaßt, wol eine Erinnerung an die Nationalfarben der Dänen, die einſt auf der Inſel herrſchten. Das berühmteſte Kleidungsſtück aber iſt der Haudskoldok, der lange Zeit in der Modenwelt unter dem Namen Helgoländerhut bekannt war. Auf Helgoland beſteht er aus einem halbrunden Stück Pappe mit Bändern um den Kopf gebunden, über das ein ſchwarzes, ſeidenes oder wollenes Tuch geſpannt iſt. Auf dem Feſtlande, namentlich in Öſterreich, tauchte ſeiner Zeit eine ähnliche Kopfbedeckung auf, ſie iſt noch nicht ganz verſchwunden, nur daß das Stück Pappe viereckig geſchnitten und das Tuch leinen und von weißer Farbe iſt. Viele Damen glauben, wenn ſie dergleichen ſich oder ihren Kindern aufſetzen, ganz unverfängliche Helgoländerhüte zu tragen. Würden ſie aber wiſſen, daß einige verblühte und zerpflückte Betſchweſtern der Faubourg St. Germain zuerſt dieſen Kopfputz einführten und würden ſie ihre Kopfbedeckung mit jener der grauen Schweſtern, der Herz Jeſu-Schweſtern, der Bewohner der übrigen Frauenhäuſer der Jeſuiten und Liguorianer vergleichen, ſo erführen ſie gar bald, weſſen Livrée ſie, ohne es zu wollen, tragen. So ſchleicht ſich das Gift des Jeſuitismus bis in die Hutſchachteln der Damen.

Viele Reiſende ſprachen von der Schönheit der Helgoländerinnen. Ich habe nichts Erhebliches davon entdeckt. Hier und da ein hübſches Geſicht — das findet man überall. Die Helgoländerinnen ſind groß und

ſchlank, aber grobknochig. Ihre Haare ſind nicht fein und ihr Teint iſt nicht friſch gefärbt, aber auch nicht blaß, er hat von der ſcharfen Seeluft gelitten, er iſt welk, er hat etwas von in der Luft getrockneten Fiſchen. Ihre Reden und Bewegungen erſcheinen dem Süddeutſchen geziert. Doch ſind ſie unendlich gutmüthig, und ihr Joch iſt nicht das ſanfteſte. Beſonders zur Zeit des Fiſchfanges leben ſie Wochen voll Plage. Legt das volle Boot des Helgoländers am Strande an, ſo verläßt er daſſelbe, und die Weiber und Mädchen harren ſchon die Fiſche in Empfang zu nehmen, die ſie aufſchneiden, um die Leber herauszunehmen und Theer daraus zu ſieden. Die zerſchnittenen Fiſche müſſen ſie einſalzen, zum Trocknen aufhängen ꝛc.

Wie alle Völker, die Fiſchfang treiben, lieben die Helgoländer leidenſchaftlich den Tanz. An jedem Sonntag wird getanzt. Das Tanzlokal heißt „im rothen Waſſer“ und befindet ſich auf dem Oberlande. Ich beſuchte es eines Abends in Begleitung eines jungen Dresdener Kaufmanns, eines kleinen, eleganten, ſentimentalen Männchens. An der Kaſſe vor der Thür des Tanzſaales bekam ich für fünf Schilling eine Marke zum Eintritt und eine zweite, die, wie ich ſpäter, als ich ſie nicht mehr beſaß, erfuhr, eine Anweiſung auf ein Glas Bier oder Branntwein war, das ich gegen Vorzeigung derſelben am Büffet unentgeltlich bekommen haben würde.

Aber ſchon in der Thüre hatte mir ein Schwarm der allerliebſt muthwilligen Helgoländerbuben, auf meine Unkenntniß der Landesgebräuche bauend, ſie abgebettelt. So kommt der Menſch zu Schaden.

Bevor ich noch ganz eingetreten war, wurde ich ſchon wieder aus dem Saale hinausgeworfen. Man warf einen breiten Seemann hinaus, aber, dank der ſchmalen Eingangsthür, er riß mich mit in ſein gewaltthätiges Schickſal. Als man mich aber in dem Knäuel des Verfolgten und der Verfolger erkannte, entſchuldigte man ſich auf das Höflichſte und öffnete mir eine Gaſſe. Der Hinausgeworfene, in ſeiner frieſiſchen Hartnäckigkeit, benutzte dieſe Gelegenheit, um wieder in den Saal zu kommen und folgte mir wie ein Schatten. Darüber erwachte in ſeinen hinter uns ſich befindlichen Feinden der alte Groll, und ſie warfen ihn wieder in den Saal hinein, zuerſt aber an meinen Rücken, ſo daß ich das Parket ſtatt mit den Füßen zuerſt mit den Händen berührte. Wieder zahlloſe Entſchuldigungen, endlich trat ich in den etwas erhöhten Theil des kleinen Saales, wo die Tänzerinnen der Tänzer harrten, und lehnte mich, um meinen Rücken zu decken, an die Wand.

An der andern Wand des Tanzlokales hing ein Kaſten, in dem drei Muſikanten kauerten, Einer davon pfiff auf einer alten Flöte, die Bogen der beiden Anderen fuhren pfeifend auf den Saiten alter Geigen hin und

her. Ich fragte meinen Nachbar, wie der Tanz hieße, den man eben tanzte. Er taufte ihn „polniſchen Matroſentanz". Das Eigenthümlichſte dieſes Tanzes war, daß ihn nur Männer tanzten, junge, breitſchultrige Burſchen in blautuchenen Jacken und weiten Pantalons, den ſchwarzen Filzhut auf dem Kopfe. Sie liefen Einer dem Andern mit großen Schritten nach, während ſie mit ihren eiſenbeſchlagenen Schuhen den Boden ihres gebrechlichen Vaterlandes, mehr als vorſichtig war, zerſtampften und ſich gegenſeitig die geballten Fäuſte zwiſchen die Schultern rannten. Ich kann durchaus nicht beurtheilen, ob der Tanz ſo richtig getanzt wurde, oder ob ſich die Tänzer willkürliche Ausſchreitungen erlaubten. Ein magerer Menſch mit langen Haaren und einem abgeſchabten modiſchen Leibrocke, einem böhmiſchen Studenten, der in einem Pfarrhofe zuſpricht, nicht unähnlich, hatte das wenig zu beneidende Amt, von jedem Gaſt, ſo oft dieſer tanzte, einen Schilling abzufordern. Dann und wann trieb ihn eine energiſche Fauſt ein paar Mal in der Reihe der Tänzer mit herum, in der ſeine langen Haare, ſeine mageren Glieder und ſein fadenſcheiniger Leibrock wehmüthig dahinflatterten.

Jetzt ſchwieg die Muſik, und es bildete ſich im Saale ein kleiner, ovaler, freier Raum. In die Mitte dieſes Raumes trat ein etwa fünfzigjähriger Helgoländer in der eben beſchriebenen Tracht, nur trug er feinere Schuhe

und ſtattliche „Vatermörder“. Ihm gegenüber, etwa vier Schritte entfernt, poſtirte ſich ſeine Ehehälfte, eine lange dürre Vierzigerin, und hinter ſeinem Rücken in gleicher Entfernung ſtellte ſich ſeine Tochter auf, ein vierzehnjähriges Mädchen — man ſah es der Unglücklichen an, daß ſie mit vierzig Jahren ihrer Mutter gleichen würde, wie ein Ende Strick dem andern. Dann begann die Muſik und nach etlichen Minuten der Tanz. Er heißt „Rülen“. Der Fünfziger begann auf der Stelle, auf der er ſtand, ohne die Hände und den Oberleib zu bewegen, die Füße auf die ſchnellſte, unbegreiflichſte und anſtrengendſte Weiſe nach dem Takte durcheinander zu ſchieben, wobei aber die Sohlen meiſtentheils die Berührung mit dem Boden nicht verloren. Ohne ungewöhnliche Muskelkraft iſt man nicht im Stande, dieſe Pas fünf Minuten lang fortzuſetzen. Zu gleicher Zeit mit dem Tänzer hatte auch ſeine Ehehälfte, ohne von ihrem Platze zu weichen, mit den Füßen zu zappeln begonnen und ſetzte dieſes mühſame Geſchäft ſo lange fort, bis ihr Gatte mit einem Luftſprung ihr den Rücken, dem Töchterchen aber das milde Vaterauge zuwendete. Nun kam die Reihe an das Mädchen. So jung es auch war, es arbeitete wacker. Als aber der Papa bei ihr eine Abnahme der Kräfte bemerkte, wendete er ſein Geſicht wieder der Mutter zu, die ſich unterdeſſen ausgeruht hatte — und ſo plagte ſich dieſe

Familie eine Stunde lang bei dem Quinquilliren einer ohrenzerreißenden Muſik. Sie wurden aber um dieſes Vergnügen ſichtlich von den Zuſchauern beneidet, denn dieſer Tanz koſtete eine Mark hamburgiſch Kurant, und nicht Jeder kann ſo viel wagen. Auch ſagte man mir, dieſer Tänzer ſei ein Meiſter in ſeiner Kunſt.

Später ließen die Kobolde im Kaſten eine Polka los. Auch auf dieſe einſame Inſel hat dieſer Tanz ſeinen Siegeslauf ausgedehnt. Es iſt vielleicht gut, wenn man ſich bei Zeiten allerwärts gewöhnt, nach der ſlaviſchen Pfeife zu tanzen. An den Höfen iſt dieſe Tanzweiſe jetzt ſehr beliebt. Die Königin Viktoria von England liebt und übte ſie, als ſie noch jung war, leidenſchaftlich, das Parlament will aber durchaus nicht mittanzen. Das öſterreichiſche Parlament beginnt ſeinem Hofe gegenüber ſich willfähriger zu bezeigen.

Die Paare „im rothen Waſſer" tanzten die Polka mit vielem Ungeſtüm. Denkt man ſich über dieſem Lärmen, Kreiſchen, Strampeln und Drängen eine Wolke von Bier- und Grogduft, von Staub und Tabaksqualm, aus dem erhitzte und trunkene Geſichter hervorglotzen, ſo hat man eine Vorſtellung von den beſcheidenen Sonntagsvergnügungen der Helgoländer „im rothen Waſſer".

Ich liebe das Volk, das nie zum vollen Genuſſe ſeiner angeborenen Rechte kam, ſo weit von Gottes Gnaden Könige leben. Es thut mir aber wehe, daß ich

es nicht verſchweigen kann: überall wo ich es ſich ſelbſt überlaſſen auftreten ſah, zeigte es viel Roheit, Genußſucht und wenig Geiſt. So lange es aber dem Volke an Geiſt fehlt, wird es den Königen nie an Macht fehlen.

Während ich an die Wand gelehnt mich in dieſe Betrachtungen vertiefte, trat der junge Dresdener, der eben mit einer Helgoländer-Schönen Polka getanzt hatte, zu mir und fragte mich leiſe: „Sagen Sie mir doch, ſind die Helgoländerinnen tugendhaft?“ Dieſe Frage fing an mich nachgerade ärgerlich zu machen. Ich beruhigte aber mein Gemüth, ſo viel als nöthig war, dem Dresdener freundlich zu antworten, denn nur ein Barbar könnte gegen einen galanten Dresdener-Sachſen unfreundlich ſein. „In alter Zeit“, ſagte ich, „pflogen die beiden Geſchlechter auf Helgoland einen mehr als zweideutigen Umgang, geſchützt und befördert durch eine Sitte, die ſich als ein Reſt des Heidenthums erhalten hatte. Man nannte dieſe Sitte das „„Korteln““. Einige wollen dieſen Namen von Courtoiſiren ableiten, dieſe irren ſich aber. Die Helgoländerinnen bedienten ſich vor Zeiten der altfrieſiſchen Tracht. Wenn ſie im Putze erſchienen, trugen ſie große weite Röcke von weißer oder violetter Farbe, welche mehrere Ellen lang waren. Was an dieſer Länge im Gehen hinderte, das ſchoben die Helgoländerinnen

um die Hüfte in einen dicken Wulſt zuſammen, wie man Ähnliches noch bei den Vierländern in Hamburg bemerken kann, und befeſtigten dieſen durch einen mit Silber beſchlagenen und mit bunten Steinen geſchmückten Gürtel, welcher in der frieſiſchen Sprache „„Kortel"" genannt wurde. Sonntags, während des Gottesdienſtes begaben ſich die jungen, unverheiratheten Leute paarweiſe auf die Klippen, dort löſte das Mädchen den Gürtel und ließ den Rock weit und faltig hinabwallen. Dieſes hieß man „„Korteln"". Ob es aber bei dieſem maleriſchen Hinabwallen des Rockes ſein Bewenden gehabt habe, will ich hier nicht entſcheiden. Übrigens ſagt eine alte im Jahre 1699 geſchriebene Nachricht von der Inſel:

„„Diejenigen jungen Leute, welche die Kirche nicht beſuchen, pflegen des Sonntags öffentlich zu korteln. Sie begeben ſich paarweiſe auf die Klippen. Die Männer ſuchen unerkannt zu bleiben, was ihnen der lange Rock der Mädchen erleichtert, nicht ſo die Mädchen, die es ſich wol gar zur Ehre anrechnen, zum Korteln aufgefordert zu werden. Wenn ein Paar eine Zeit lang gekortelt hat, changiren ſie nicht ſelten, bis der dritte Mann endlich hinzukommt und das Mädchen in die Wochen gelangt. Dann hat das Korteln ein Ende und wird dem Kortler die Treppe verboten, bis er ſich mit ſeiner Kortelfrau kopuliren läßt. — Dies iſt eine lang hergebrachte heidniſche

Gewohnheit, und hat der Prediger die Macht nicht, ſolcher zu ſteuern. Die Strafe, ſo von der Obrigkeit darauf geſetzt, werden ſie willig abtragen und dennoch einander behülflich ſein, das uralte Herkommen ſtets beizubehalten.""

Jetzt iſt dieſe Sitte verſchwunden. Ich wenigſtens, ſo oft ich auch an Sonntagen während der Kirche am Rand des Felſens herum ging, die ſtets bewegte See, die fern ſegelnden Schiffe beobachtete, welche keine Sonntagsruhe genießen, oder der Brandung zuſah, die ſich wie an jedem andern Tage der Woche durch die Klippen arbeitete und raſtlos bemüht war das kleine berühmte Eiland zu zerſtören, ſah nie den langen wallenden Rock von den rothen Klippen wehen. Wenn alſo die Helgoländerinnen die alte heidniſche Sitte, nicht durch eine neuchriſtliche, welche vielleicht nur das Kleid und den Schauplatz veränderte, erſetzt haben, ſo dürften ſie immerhin als tugendhaft geprieſen werden. Es wird nun Ihre Sache ſein, junger Freund, auf der heidniſchen Grundlage, die ich Ihnen geboten habe, weiter zu forſchen."

Der junge Dresdener dankte mir auf das Verbindlichſte und verſicherte mich: er fände ſich durch meine Unterhaltung ſehr belehrt.

Bevor ich von den Helgoländerinnen zu berichten aufhöre, muß ich der zarten und einzigen Sorgfalt erwähnen, mit der die Wittwen der zu Grunde gegangenen oder ſonſt geſtorbenen Fiſcher und Lootſen auf der Inſel behandelt werden. Beide Geſchäfte, das der Fiſcher und das der Lootſen, werden von Kompagnien betrieben, welche den erzielten Gewinn zuſammen legen und dann theilen. Ein Theil wird für die Wittwen ausgeſchieden. Ich habe Ähnliches bei keinem Volke gefunden. Dieſer einzigen Einrichtung willen ſollte das grauſame Meer die Inſel verſchonen. Aber es hört mich nicht. Es brandet und wüthet noch immer gegen den mürben Sandſtein.

Die Inſel Helgoland hat eine große kulturgeſchichtliche Bedeutung für das nördliche Europa. Durch Jahrhunderte in ihrem heiligen Haine und an ihrer heiligen Quelle die tapferen und berühmten deutſchen Küſtenvölker zu gemeinſamen heidniſchen Myſterien vereinigend, genas ſie durch des heiligen Willibrod Art und durch des heiligen Wolfram und deſſen Nachfolger Bemühungen zum chriſtlichen oder, daß ich es ganz genau bezeichne, zum Glauben, wie die römiſch-katholiſche Kirche ihn anbefiehlt. Dieſe Religion und mit ihr der Abſolutismus, deſſen feſteſte Stütze ſie immer war, der hingegen jetzt, in den Tagen ihres hinfälligen Alters, aus Dankbarkeit

sie wieder stützt, waren früh über Dänemark und den Norden unseres Welttheiles verbreitet. Die Wahrheit des Satzes im Tacitus: „Nec regibus infinita aut libera potestas“ fiel, als auf den deutschen Auen katholische Priester ihre Kirchen und Klöster bauten. Ein junger Helgoländer wird unter den eifrigsten Missionaren jener Zeit genannt.

Nach der Einführung des Christenthums verschwindet Helgoland dem Auge des Geschichtsforschers, und erst spät finden wir seine Bewohner als treue Bundesgenossen der Normannen, deren beutelustige Schiffe die See und die fernsten Gestade unsicher machten. Dabei bauten sie ihre Äcker, pflegten ihr Vieh und ihre Wiesen, bis ihnen die See dieses Alles entriß und sie auf eine kleine Klippe und auf den Fischreichthum des Ozeans beschränkte. Aus der Oberherrschaft der schleswigischen Herzoge kamen sie unter die Krone Dänemark. Der Hering kam in unsäglichen Mengen in die Gewässer der Insel geschwommen, brachte Reichthum mit sich und nahm ihn durch sein Ausbleiben eben so plötzlich wieder mit sich fort. Vom Handel während der Kontinentalsperre und vom Seebade habe ich bereits gesprochen. Was wird noch folgen? Eine immer kleiner werdende Klippe, die einen Leuchtthurm trägt, zuletzt ein der Schiffahrt gefährliches Riff, über das die See geht — eine Sage — das Vergessen.

Die Insel führte einst den Beinamen: die Heilige, zuerst von dem heiligen Haine, von dem Tacitus schreibt:

„Auf einer Inſel im Ozean iſt ein keuſcher Hain, in demſelben ein geweihter, mit einem Vorhang verhüllter Wagen, der einzig dem Prieſter zu berühren erlaubt iſt. Dieſem wird es kund, wann die Göttin ſich im Heiligthum befindet, und mit vieler Verehrung begleitet er die von (weißen) Kühen gezogene. Dann fröhliche Tage, feſtlich die Orte, die ſie der Ankunft und der Einkehr würdigt. Dann ziehen ſie nicht in Schlachten, dann tragen ſie keine Waffen; eingeſchloſſen bleibt alles Eiſen, dann iſt nur Friede und Ruhe gekannt und geliebt, bis derſelbe Prieſter die vom Verkehr mit den Sterblichen geſättigte Göttin dem Tempel zurückgiebt. Hierauf wird der Wagen, der Vorhang und — wenn Du es glauben willſt — die Gottheit ſelber im verborgenen See gewaſchen. Sklaven verrichten den Dienſt, die ſofort derſelbe See verſchlingt. Daher geheimnißvolle Schauer und heilige Unwiſſenheit, was Jenes ſei, das nur dem Tode Geweihte ſchauen."

So benutzte man damals ſchon zur Knechtung der ihrem Naturzuſtande, ſomit dem urſprünglichen Drange und dem Muthe für Freiheit, noch näher ſtehenden Völker das geheimnißvolle, die kindliche Seele mit heiligem Schauer anwehende Blendwerk: die heilige Lüge. Prieſter und Könige, welche ſich die gleiche Aufgabe geſtellt hatten, die Welt, welche zur Freude Aller geſchaffen

iſt, in einen Luſtgarten einzig für ſich allein umzugeſtalten, wirkten einverſtändlich; die Erſteren durch Erfindungskraft, Geſchmack und Weisheit, Letztere durch Herbeiſchaffung der koſtbaren Mittel und durch das mächtig wirkende Beiſpiel der ſcheinbar unbedingten Unterwürfigkeit unter den Willen der Gottheit und der — früher ſchon einverſtändlich feſtgeſetzten — Forderungen derſelben durch ihre Prieſter. Zeigt man mir in der Geſchichte einen König, der den Prieſtern zum Opfer fällt, ſo beeinträchtigt das nicht die Richtigkeit meiner Behauptung, denn er fiel nur der Partei eines mächtiger als er gewordenen Gegners, dem eben dieſer größeren Macht willen die Prieſterkaſte zufiel.

Es war wieder Sonntag geworden, Sonntag für Alle, nur nicht für die See, die nach wie vor zerſtörend an den Felſen ſchlug, und nicht für die Zeit, die niemals ruhen darf. Der Herbſt war da, wir ſtanden vielmehr an der Schwelle des Winters. Der Wind wurde immer kälter, die Wandervögel ſeltener, das wenige Grün der Inſel immer fahler, das Firmament war in ein feuchtes Grau gehüllt und Sir King hatte einen gelben Oberrock angezogen. Die meiſten Badelogis waren leer, die Schornſteine der Reſtaurationen rauchten ſparſamer, das böhmiſche Muſikchor aus dem Konverſationshauſe war

vorlängſt in See gegangen, und die Helgoländerinnen fingen an nachläſſiger Toilette zu machen. Herr Rikmers hatte ſeinen Pavillon auf der Düne geräumt, denn es badete Niemand mehr, und die wenigen Fremden, die noch auf der Inſel verweilten, erwarteten das Dampfſchiff, das heute Abend auf ſeiner letzten Fahrt nach Helgoland ankommen ſollte, um die Nachzügler auf das Feſtland heimzubringen. Ich ſchlenderte noch einmal über den Falm und um das Saathorn herum — die alten Bekannten waren verſchwunden. Die Wandervögel und ihre Schützen waren in mildere Gegenden gezogen, ich ſah die Frau Geheimräthin aus Berlin eben ſo wenig als die Kuh des Gouverneurs. Freund Boreas hatte das Feld behauptet und ſauſte darauf mit ſolchem Ungeſtüm auf und nieder, daß ich endlich froh war hinter der niedrigen Mauer des Kirchhofs an der Nikolaikirche, der einzigen auf der Inſel, Schutz zu finden. Kleine grüne Hügel wie überall, ſchwarze hölzerne Kreuze darauf wie überall auf den Dörfern Deutſchlands. Ich las da Namen, die ich nie gehört hatte, und wohlbekannte einfachwehmüthige Sprüchlein. Die Helgoländer haben aber noch einen zweiten ungleich größeren Kirchhof, in dem faſt Alle, die nicht hier in heimiſcher Erde ruhen, begraben liegen: das Meer.

Die Kirche iſt durch nichts von jeder anderen alten Dorfkirche verſchieden. Sie hat im Bauſtil nichts Aus-

gezeichnetes, nichts, das auf eine bestimmte Zeit ihres Entstehens hindeutete. Doch mag sie wol ein viel größeres Stück von dem versinkenden Eilande gesehen haben, als meine Zeitgenossen und ich. In der Karte von Helgoland aus dem Jahre 1649 steht sie noch mitten in der Insel; jetzt ist sie dem Rande des Felsens schon ganz nahe gerückt, und die Zeit dürfte nicht mehr allzufern sein, wo sie mit Orgel, Thurm und Glocke in's Meer hinabstürzt und die Todten sammt dem Leichenhofe in das nasse Grab begleitet.

Mit tiefer Wehmuth betrachtete ich die betende Gemeinde, unter der ich mich befand. Diese Männer, die ihr kleines werthloses Segelboot unbeschädigt heimzubringen wissen aus den Stürmen des Meeres, vor denen sie das unschätzbare Vaterland nicht zu retten vermögen; diese Frauen, die da beten und sorgen mit mütterlicher Liebe für Kind und Kindeskind, während vielleicht nach wenigen eilenden Jahren die Wogen der Nordsee wie ein krystallener Sargdeckel sich über ihnen und über der Zukunft ihres kleinen Stammes schließt.

Die Knaben standen vor den Stühlen und drehten ihre blauwollenen friesischen Mützen mit rothen Troddeln unruhig in den Händen, man sah es ihnen an, ihr Geist war draußen bei den Mövennestern in den Klippen. Es wird eine Stunde kommen, in der ihr die weißen Vögel beneiden werdet, die sorgenlos wegfliegen über das namen-

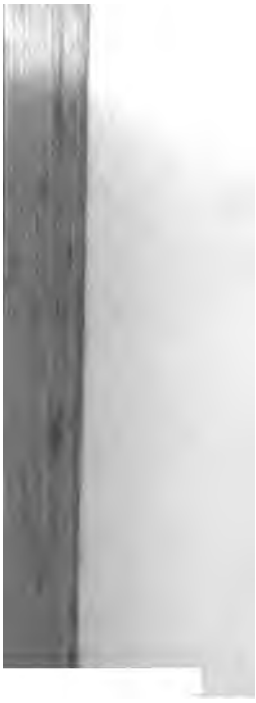
loſe Elend der Menſchen, über den Untergang der letzten Reſte von Radbod's Königreich, wie über ein morſches, ſcheiterndes Boot.

Es war ſo ſtille im Gotteshauſe, daß man glaubte, die Flügel des Schutzengels leiſe rauſchen zu hören; als ich aber genauer hinhörte, war es nur das Perpendikel der Thurmuhr oder war es das Picken des rieſigen Mauerwurms, der die Wände des Felſens zerfrißt? Die ganze Inſel iſt ſo hinfällig, ſo morſch, daß ich glaube, es hält ſie nichts mehr zuſammen als das Band der Eintracht und der Liebe, das die braven Menſchen, die ſie bewohnen, umſchlingt. So viel vermögen Eintracht und Liebe! Wunderſt du dich, mein öſterreichiſches Vaterland, daß du zu zerfallen drohſt!?

Ich verließ die Kirche leiſe und unbemerkt, wie ſich ein Fremder aus dem Zimmer eines Sterbenden wegſtiehlt, an deſſen Bette Kinder und Freunde beten. Ich war an den Fuß des Felſens hinabgekommen, ich wußte nicht wie; die Brandung ſpritzte zu mir herauf — zerwaſchen, zerklüftet, verbröckelt der Boden, auf dem ich ſtand. Ich hob ein Stückchen rothen Sandſteins auf und ſteckte es zu mir. Das will ich meinen Kindern oder, wenn es der Himmel geſtattet, meinen jungen Enkeln übergeben und ſie bitten: Bewahrt dieſen Stein wohl, es iſt ein Edelſtein, denn der Fuß edler Menſchen, die nicht mehr ſind, hat ihn berührt. Wenn Eure Enkel einſt von ihren

Enkeln ſcheiden, wird dieſer Stein vielleicht das Einzige ſein, was noch über den Fluthen ſich erhielt von einem Lande, in welchem Heiden und Chriſten geſegnete Felder pflügten, Handel und Schiffahrt trieben. Sagt ihnen auch: Euer Urgroßvater hat es noch betreten als es faſt verſunken, nur noch den einen Arm wie um Hülfe aus den Fluthen emporſtreckte. Jetzt fahren die Schiffe darüber hin, und die Fiſcher werfen dort ſingend ihre Netze aus. Die Geſchichte kennt die Namen dreier Könige dieſes Landes, aber viele Tauſende braver Männer ſind namenlos damit auf ewig verſchwunden.

Vestigia leonis.



Oh glückliches Vineta! was ſtarbeſt du für einen ſchönen Tod! Nachdem du zu wiederholten Malen den Kampf mit den raubluſtigen Königen von Dänemark und Schweden, welche die Bürger in deinen Straßen erſchlugen und die koſtbaren Früchte deines Handelsfleißes auf ihre ſchnellſegelnden Schiffe ſchleppten, glücklich überſtanden und verwunden hatteſt; als nach Jahren dein Hafen wieder voll von Fahrzeugen aller Nationen flaggte; als deine Speicher und Magazine wieder gefüllt waren mit redlich erworbenem, unſchätzbarem Gute: da ſankſt du mit all deiner Pracht und Herrlichkeit, wie ein Stein von Gottes Hand geworfen, hinunter auf den Grund des Meeres. Die klaren Wogen der baltiſchen See halten dich bedeckt. Unerniedrigt, im ganzen Stolze deines Reichthums biſt du hinabgegangen; eine wunderbar aus den Tiefen der Zeit heraufſchimmernde Sage ſchwebt heute noch verklärend über deinem Grabe. An ſonnenklaren Sonntagen ſehen die Schiffer, welche über dich hinſegeln, hinab in deine Gaſſen, ſehen deine Handelsherren mit Frau und Kindern in Damaſt und Seide,

mit Gebetbüchern und Roſenkränzen zum Dome wallen, und das goldene Geläute deiner Kirchenglocken ſchallt feierlich herauf. Das Alles hat noch im Jahre 1565 Herr Jan Lübeck, Bürgermeiſter von Treptow, zur Zeit der Ebbe ſelbſt geſehen und gehört, auch aufgezeichnet und mit ſeinem bürgermeiſterlichen Worte bekräftigt, und ich bin überzeugt, wenn ich einmal an den Küſten der Inſel Uſedom ſchiffe, werde ich daſſelbe ſehen und vernehmen. Ich habe in ſolchen Dingen Glück.

Hingegen du mein armes Bardowyck, an den ſtillen Ufern der Ilmenau im Fürſtenthum Lüneburg gelegen! Du konnteſt nicht ſterben. Du lebſt noch immer — aber wie? Als größte Handelsſtadt des deutſchen Nordens ſandeſt du auf deinen zahlreichen Schiffen die Produkte des fleißigen Sachſenlandes und der Slavenſtämme jenſeit der Elbe: den goldenen Weizen, das ſtämmige Maſtvieh, reichquellende Salze und den ſüßen Blumenhonig, den Zucker jener Tage; dazu rheiniſchen Wein, koſtbares Pelzwerk von Biber, Zobel und Hermelin aus Rußland und Amerika, mit welchem Welttheile du lang vor ſeiner mit königlich ſpaniſcher Bewilligung geſchehenen offiziellen Entdeckung lebhaften Handel triebſt, Gold, Silber und Eiſen des Harzes, endlich die Erzeugniſſe des deutſchen Kunſt- und Gewerbefleißes, wie Teppiche, Tuch, Scharlach und koſtbare Leinwand, Glas, Waffen, Bildſchnitzereien und — Muſik-Inſtrumente, in alle Nord- und

Oſtſeehäfen, nach Jütland, Dänemark, Britannien, Schweden, Rußland, in den Dnieper und nach Konſtantinopel, ſowie über Regensburg in's ſüdweſtliche Europa und nach Italien. Aus deinem Verkehr erwuchs dir Macht und Pracht. Schon Karl der Große tagte hier mit ſeinen Fürſten und Herren, Kaiſer Heinrich der Finkler umgab dich mit Mauern und Thürmen, deine Magiſtratsperſonen waren, wie ſpäter die Rathsherren Lübecks, kaiſerliche Räthe und durften als ſolche Gold auf ihren Kleidern tragen. Mehr als Ein Kaiſer wohnte in dir, um wichtige Verträge und andere Staatshandlungen zu vollziehen; ein reiches Stift erhob hier Dach und Thürme, bürgerlicher Reichthum erbaute ſich Paläſte — nicht zu gedenken jener faſt ſagenhaften Tage, wo hier in ſeinem heiligen Haine Radegaſt's Götterbild ragte, umklungen vom Harfenſchalle und den feierlichen Geſängen graubärtiger Prieſter, aus deren Bardenhof und Bardenſchule du deinen erſten Urſprung nahmſt. Die Weisheit und die Lieder deines Bardenhofes ſind verloren gegangen; der Chorgeſang und der Orgelklang deines Kanonikalſtiftes ſind verſtummt; die Handelsſchiffe deines Hafens ſind ausgelaufen und nicht wiedergekommen, ſeit die gewaltthätige Hand deines herzloſen Landesherrn, des rachſüchtigen Heinrich des Löwen, und die Gedankenloſigkeit deines hungrigen Stadtbullen dich zerſtörten, ſo daß außer den wenigen Reſten deines uralten Domes

nicht ein Stein auf dem anderen blieb. Armes Bardowyck! Bis auf den Namen bist du verschollen. Die einzige Sage, welche von dir spricht, klingt prosaisch genug: ein Ochse trägt die Schuld an deinem Untergange! er hat in seiner Dummheit dem Belagerer die Furt im Flusse und den Weg durch deine Mauern gewiesen. Ein Ochse ist schuld daran! Was für eine Fülle von Erinnerungen erweckt im Kenner der Geschichte, erweckt im aufmerksamen Beobachter der Gegenwart diese einfache Sage!

Das grausame Zerstörungswerk hat seinem Vollbringer nichts genützt. Was Heinrich der Löwe stürzte, vermochte er nie wieder aufzubauen. Ein Stärkerer schlug ihm den Rest von Macht aus der Hand und warf ihn selbst für immer zu Boden. Aller seiner Reiche beraubt, welche er einst von der Adria bis an die Nord- und Ostsee besessen, verkümmerte er auf seinem Familiengute zu Braunschweig.

So endete dieser Löwe; die vorwurfsvollen Klagen seiner mit ihm besiegten Getreuen und der spottende Jubel seiner siegreichen Feinde umwehten als arger Nachruf seine Gruft. Als ich vor seinem Grabdenkmale im St. Blasienmünster zu Braunschweig stand, unter dem er mit seiner hochherzigen Gemahlin Mathilde ruht, welche während seines zweiten Exiles in Kummer und Gram zu Lüneburg starb, rauschte es über mir wie eine

drohende Warnung für jene Herrſcher, welche das Recht und das Glück ihrer Völker für das freie bewegliche Eigenthum ihrer — nicht immer muthigen — Willkür halten, und auf ihren gewagteſten Wegen ſich nicht ſelten unverſtändiger Führung — wie z. B. dieſer Heinrich der Löwe gar der eines Ochſen — anvertrauen.

„Haſt Du ſchon in Deinem Leben die Spuren eines Löwen geſehen?“ frug mich ein Freund, mit dem ich im vorigen Herbſte in Hamburg zu Tiſche ſaß.

„Nein,“ antwortete ich, „dergleichen iſt bei uns zu Hauſe nicht zu finden. Zwar habe ich bis in die innerſten Gemächer hinein, wo über Gut und Blut, Recht und Schickſal der Königreiche und Länder entſchieden wird — von allerhand Haus- und Kleinvieh zu ſchweigen — wol die Spuren eines weltbekannten Bären, niemals aber die Spur eines Löwen entdeckt.“

„So fahre nach Bardowyck“, entgegnete mein Freund, „dort wirſt Du des Löwen Spur finden und erkennen.“

„Närriſches Zeug!“ war meine Erwiederung. „Doch biſt Du ein zu ſinnreicher Kopf, als daß Du mich wegen eines Nichts in das lüneburgiſche Haideland führen könnteſt. Es gilt, ich fahre nach Bardowyck! Gewähre mir nur noch ein paar Tage zu den nöthigen Vorſtudien, und dann — friſchauf zur Löwenjagd! Du kennſt meine

Neigung. Fernab von modernen Straßen, am liebſten dorthin, wo deutſcher Geiſt in deutſcher Art zuerſt ſeine mächtigen Schwingen regte, zu den Stätten, deren weittragende Ereigniſſe, von meinen Zeitgenoſſen vergeſſen, nur noch in den Quellen der Geſchichte leben, dorthin, wo der Schall meines einſamen Schrittes das Echo der Vergangenheit, nicht ſelten aber auch den Widerhall der Gegenwart erweckt, geht mein Touriſtenweg."

Mein Freund hatte Luſt bekommen, mit mir zu fahren. An einem der letzten Septembertage, in denen es zwiſchen Elbe und Weſer noch mehr herbſtet, als bei uns an der „blauen Donau", vertrauten wir uns der Eiſenbahn an und dampften nach Lüneburg hinauf.

„Das dort iſt Bardowyck!" ſagte mein Freund, indem er nach einem in den Stoppelfeldern draußen liegenden, weit ausgedehnten Kranz von Eichen und Obſtbäumen wies, aus dem die grauen Dächer einiger Bauernhöfe, über dieſe aber das hohe Dach und die oberen Partien des Ziegelrohbaues eines gothiſchen Domes hervorragten. Die beiden ſpitzen Thürme an der Stirnſeite dieſer Kirche erſchienen ſchon dem flüchtigen Blick ſo ſonderbar und außer allem Verhältniſſe gekürzt, als wäre dieſer vergeſſene und verſunkene Flecken ſoeben im Begriff, nur noch tiefer in den Boden hineinzuſinken, auf dem er bis zur Untreue und zum Zorne ſeines Landesfürſten einſt ſo prächtig emporgewachſen war.

Ich vermochte aber meine touriſtiſche Gedankenarbeit noch nicht dem jetzigen Bardowyck zuzuwenden, denn mein Begleiter hatte mir die Reſte eines benachbarten Waldes als den Wald Radebrock benannt, in welchem die Prieſter der Vorzeit den Gott Radegaſt verehrt und ihm blutige Opfer gebracht haben, unter denen diejenigen ſchöner gefangener Chriſtenkrieger dem Gotte die angenehmſten geweſen ſein ſollen.

Wo heute die kümmerlichen Reſte Bardowycks ſchlecht und recht ein gar beſcheidenes Dorfleben umgiebt, ſtand lange vor Kaiſer Karl's des Großen Tagen ein weitberühmter Druiden- und Bardenhof. Die Beſchaffenheit eines ſolchen Hofes iſt am beſten aus den Worten Julius Cäſar's erkennbar (de bello gallico VI. 13), denen ich hier folge: „Die Druiden oder Prieſter verrichten den Gottesdienſt, weihen, ſchlachten oder empfangen wenigſtens die Opfer der Gläubigen, erklären die Religion, unterrichten große Haufen junger Leute, welche ihnen aus den beſten Familien zugeſendet werden. Dieſe Prieſter bilden einen Gerichtshof in weltlichen und geiſtlichen Dingen. Sie entſcheiden wegen eines Mordes ſo gut, wie über eine Erbſchaft, und wer ihrem Urtheile ſich nicht fügt, ſei er Fürſt oder ein anderer Mann, wird in den Bann gethan. Alle Menſchen fliehen ihn, es widerfährt ihm kein Recht und keine Ehre. Dieſe Prieſter haben einen oberſten Vorſteher, der große Macht in

Händen hat und den sie selber wählen. Sie ziehen nicht in den Krieg und zahlen nichts dem Fürsten, dem Staate oder der Gemeinde. Nur wenn sie sich über die Wahl ihres Vorstehers nicht einigen können, greifen sie selbst gegen einander zu den Waffen, wissen auch das Volk mit in die Kämpfe ihres blutigen Ehrgeizes zu verwickeln." Mein freundlicher Leser sieht hieraus, daß das Vorbild unseres Papstthums ein sehr altes ist, und wird begreifen, warum das gesammte deutsche Volk bis vor wenigen Jahrhunderten der Macht des Vatikans, wie einer uralten Gewohnheit, sich fügte. Das hat sich allerdings seither gewaltig geändert.

Die Gerichtsbarkeit der Druiden-Höfe erstreckte sich, wie schon gesagt, auch über fürstliche Personen. Wenn diese Priester hoch zu Gericht saßen, hießen sie „Gottes Frohnen". Wenn ein Prinz als Heerführer eine Schlacht verloren oder auch nur als Unterbefehlshaber sich nicht gut gehalten hatte, wurde er vor dieses geistliche Gericht gestellt, gebunden, geschlagen, wol auch gar am Leben gestraft. So wurde eines sächsischen Königs Sohn nach einer unglücklichen Schlacht zur Aburtheilung, das heißt als Opfer des Mißerfolges, den Druiden übergeben, und die hochwürdigen Herren schlugen ihm ohne langen Verzug den Kopf vom Rumpfe. Aus jenen uralten Tagen klingt ein Lied herüber, von dem Christian Schlöpken in seinem „Chronikon von Bardowyck" ein

Bruchstück anführt. Der verurtheilte Prinz bricht in die Klage aus:

Soll ich in Gottes-Frohnen Hände
In meinen allerbesten Tagen
Geben werden, und sterben so elende,
Das muß ich höchlich beklagen.
Wenn mir das Glück füget hätte
Des Streites ein gutes Ende,
Dürft ich nicht leiden diese Wette (Strafe),
Netzen mit Blut nicht diese Wände!

Julius Cäsar erwähnt auch, daß man in diesen Bardenschulen „überdem viel handelte und lehrte von den Sternen und deren Bewegung, von der Größe der Welt und der Erde, von der Natur der Dinge, von der Macht und Gewalt der unsterblichen Götter."

Wir haben also im uralten Bardowyck nicht nur einen mächtigen Priesterhof und heiligen Opferplatz, sondern auch den Sitz eines obersten, mit allen Attributen der Unfehlbarkeit versehenen Gerichtshofes und einer berühmten hohen Schule, an der neben Religion, der Unsterblichkeit der Seelen, Astronomie, Geographie, Gesang- und Dichtkunst noch Geschichte, allerdings nur in der Form höfischer Bardenlieder, gelehrt wurde. Rechnen wir dazu, daß der Gott Radegast, dessen metallene Bildsäule im benachbarten Walde Radebrock stand, als ein Orakel von der Eider bis an den Rhein und weit hinauf bis an den skandinavischen Norden verehrt wurde, so sehen wir alle Bedingungen: Hof, Tribunal, Universität

und Wallfahrt, welche Anſiedlung, Geld, Intelligenz oder auch nur gewinnbringende Schlauheit an einem Orte anzuſammeln pflegen. Auch die Gunſt jener mächtigen Damen wird nicht gefehlt haben, welche zu allen Zeiten die jungen und die alten Kleriker zu ihren Welt- und Seelengeſchäften, jeden zu ſeiner Zeit und an ſeinem Orte — und niemals unbelohnt — zu beſchäftigen wußten. Dazu kam noch ein anderes ſtilles und tiefes Waſſer: die ſchiffbare Ilmenau, welche, an Bardowycks Mauern vorüber in die Elbe fließend, die Schiffahrt und den Handel in die Nord- und Oſtſee vermittelte. Aus dem Zuſammentreffen aller dieſer Bedingungen mußte Bardowyck werden, was es war: ein Emporium des Handels und der Lebensluſt.

In dieſem Stande traf es Karl der Große an, als er gegen die heidniſchen Slaven und Sachſen zog, in mörderiſchen Schlachten und durch maſſenhafte Hinrichtungen dem einziehenden Chriſtenthum den Weg mit Blut beſprengend und mit Leichen beſtreuend. Karl der Große, ſowie deſſen älteſter Sohn Karl hielten wiederholt zu Bardowyck Hof, wo auch Wittekind ſich unterwarf, ſammt ſeinen Fürſten die Taufe empfing, dem Kaiſer Treue und Heeresfolge gelobte und zum Zeichen ſeiner Zähmung das ſchwarze Roß auf ſeinem Heerſchilde in das weiße Pferd verwandelte, das heute noch ſchulgerecht im Wappen von Braunſchweig galoppirt.

Der Handel von Bardowyck war damals schon so wichtig, daß er auf gleicher Höhe mit dem von Köln und Mainz stand. Noch sind Urkunden von den Kaisern Otto I., Konrad und Friedrich I. vorhanden, welche aufblühenden Städten Handels- und Zollfreiheiten an anderen Handelsplätzen ertheilten; niemals fehlte aber in diesen Urkunden die Klausel, daß diese Freiheiten in Mainz, Köln und Bardowyck nicht ausgeübt werden dürfen. Ein anderer kräftiger Beweis für die Wichtigkeit des Bardowyck'schen Handels ist eine Stelle in den „constitutionibus Caroli Magnis", durch welche Kaufleuten verboten wurde, in's Wendenland hinüber zu handeln, vor Allem aber „Waffen und Helme" (arma et brunas) hinüberzuführen. Zur Verhinderung dieses staatsgefährlichen Exportes war ein kaiserlicher Beamter (missus regius) in Bardowyck eingesetzt.

So war die Stadt bis in die Tage Friedrich's des Rothbartes und des gewaltigen Heinrich des Löwen hineingewachsen, Wittekind und seine Schaaren waren getauft, die mächtigen Druiden waren längst erschlagen, ihre Schüler waren zerstreut oder sangen als christliche Barden ihre Heldenlieder am Hofe des siegreichen Kaisers; die heiligen Eichen waren gefällt, die schaurigen oder süßen Geheimnisse des geweihten Haines waren gestört, in den Ueberresten und aus den Gütern des Druidenhofes stiftete Herzog Wittekind ein Kanonikalstift für

christkatholische Missionspriester, welches seinen Beruf so herrlich erfüllte und bald in so trefflichen Stand kam, daß Karl der Große sich bewogen fand, im Jahre 786 hier eine bischöfliche*) Kirche „Beatae Mariae semper virginis et sanctae Caeciliae" zu errichten: Der gottesgebärenden ewigen Jungfrau und der sanften Schutzheiligen des Orgelklanges und des reinen Liedes geweiht.

Wo früher bei schaurigen Tubaklängen das zornige Siegesgeschrei wilder Krieger und der schreckliche Zuruf wüthender Priester zum Hinsturz blutiger Menschenopfer die Laubeskronen des Haines erschütternd durchbrauste, wiederhallten jetzt fromme Hymnen an den romanischen Bogengewölben eines christlichen Gotteshauses, eines Tempels der Religion der Liebe, welche die zu ihrem Bestande erforderlichen Menschenopfer klugerweise immer außerhalb der Mauern ihrer Kirchen zu schlachten pflegte.

So wurde Bardowyck immer reicher, immer friedlicher, immer fröhlicher, bis Herzog Heinrich, der zornige Löwe, mitten in diesen Reichthum, diesen Frieden und diese Fröhlichkeit sprang, alle diese Güter zerstörte und nichts von ihnen übrig ließ, als das — vestigium leonis.

---

*) Dieses Bisthum wurde bald darauf nach Verden verlegt, das Kollegiatstift blieb, den Aposteln Petrus und Paulus geweiht, in seinem alten Stande zurück.

Der Grund dieſer Kataſtrophe lag darin, daß Herzog Heinrich den einen Theil ſeines Reiches mehr liebte als den andern, welcher ihm doch bis dahin immer mit Treue und Opferwilligkeit gedient und genützt hatte, und daß dieſer zurückgeſetzte Reichstheil in Gefahr ſtand, durch jene Vorliebe ſeines Herrſchers für den andern Theil zu Grunde gerichtet zu werden. Die Geſchichte hiervon iſt auch für unſere Tage ſehr lehrreich.

Graf Adolph II. von Holſtein hatte in der Mitte des zwölften Jahrhunderts als Erſatz für das von den Wenden zerſtörte alte Lübeck an ſeiner jetzigen Stelle das neue Lübeck erbaut und mit betriebſamen und handelskundigen Anſiedlern aus Holland und Weſtfalen bevölkert. Die neue Stadt zog durch ihre günſtige, der Meeresküſte nähere Lage den Handel zur See immer mehr an ſich und immer mehr von Bardowyck ab. Herzog Heinrich erkannte hierin einen großen Verderb ſeines Landes und ſchrieb an den Grafen Adolph: „Es iſt uns ohnlängſt zu Ohren gekommen, daß unſere Stadt Bardowyck wegen der Stadt Lübeck und deren öffentlichen Marktes, wohin faſt alle Kaufleute reiſen, nicht geringen Nachtheil und Abgang leide. Begehren wir daher, daß Ihr uns die Hälfte der Stadt Lübeck überlaſſet, damit uns die Verwüſtung unſerer Stadt erträglicher werde, oder wir werden, ſo Ihr darein nicht williget, in's Künftige allen Handel und Wandel auf Lübeck verbieten. Denn wir

können nicht leiden, daß um anderer Leute Nutzen willen unser väterliches Erbe ruinirt werde."

In diesem merkwürdigen Schreiben erkennen wir gewitzigten Epigonen allerdings die in neuester Zeit in erneuter Kraft auftretende Auffassung, daß es sich im Staate mehr um die Pläne der Fürsten als um die Wohlfahrt der Bürger handelt; die naiven Bürger Bardowycks aber nahmen diesen Brief als einen Beweis väterlicher Fürsorge, und als Herzog Heinrich, da ihm Graf Adolph die halbe Stadt Lübeck nicht abtrat, wirklich allen Handel durch seine Lande nach Lübeck verbot und alle Waaren, welche nach Bardowyck kamen, nur hier stapeln, verkaufen oder nur von Bardowycker Kaufleuten auf ihre Rechnung weiterführen ließ, meinten die Letzteren, deren national-ökonomische Einsicht, wie es scheint, mit der, welche mancher berühmte Staatsmann unserer Tage bethätigt, so ziemlich auf Einer Stufe stand, sie wären nun durch die Macht und die Gnade ihres Landesherrn für alle Zukunft geborgen. So oft der Herzog sich in Bardowyck sehen ließ, gab es Jubel und volle Becher.

Aber nur zu bald wendete sich das Blatt. Im Jahre 1157 trat Graf Adolph dem Herzog die ganze Stadt Lübeck sammt ihrem Gebiete ab. Bardowyck verlor des Landesherrn Herz, und die treue Gefährtin mußte der neuen Liebe weichen. Bardowyck verlor sein Stapelrecht und — von des Herzogs Machtspruch jetzt unbehindert —

floß der Handel in seinen natürlichen Kanälen dem besser gelegenen Hafen Lübecks zu. Unser Bardowyck, wenn auch der früheren Privilegien beraubt, besaß in den natürlichen Handels- und Verkehrsbedingungen, welche ihm seine Lage bot, noch immer die Bürgschaften eines bürgerlichen Wohlstandes; aber das Gold war zu Silber geworden, die stolzen Prachtgiebel sahen nachdenklich, als erwägten sie eine ungewisse Zukunft, in die leerer gewordenen Straßen herab. Die von wenigen Schiffen bedeckte Ilmenau rauschte ruhiger, an manchen Tagen fast idyllisch zwischen ihren grünen Ufern, und — wie das schon geht — mit Geld und Gut hatte auch das dynastische Gefühl für den erlauchten welfischen Herrscherstamm in der Stadt bedeutend abgenommen.

Aber auch dem Herzog Heinrich wurden seine Löwenpranken gebunden und beschnitten. Nachdem er dem Kaiser Friedrich Barbarossa den Zuzug nach Italien verweigert hatte, sank er von Stufe zu Stufe, fiel in des Reiches Acht, der Kaiser nahm ihm (1181) Lübeck, endlich verlor er alle seine Reiche und mußte mit seiner Gemahlin und „seinen kleinen Kindern" zu seinem Schwager, dem König von England, in's Exil. Bevor dieses traurige Schicksal ihn erreichte, wollte er vor des Kaisers Heer noch einmal Schutz suchen in den Mauern des „getreuen Bardowyck". Hiervon steht aus einem alten plattdeutschen Manuskripte in Schlöpken's „Chronikon" fol-

gende markige Stelle, welche ich hier hochdeutsch wiedergebe: „Zu der Zeit, als Kaiser Friedrich mit ganzer Heeresmacht in dies Land gezogen und unsern gnädigen Herrn, den Herzog Heinrich, den Landesfürsten, von Land und Leuten verjagte, und Seine Gnaden bei den Bürgern von Bardowyck angelangt und vor des deutschen Kaisers Volke in ihrer Stadt Schutz zu haben begehret, so ist das Seiner Gnaden abgeschlagen und verweigert worden; denn als der Herzog vor die Stadt Bardowyck gekommen, haben die Bürger vor Seiner Gnaden die Thore zugeschlagen." Damit war das Tischtuch zwischen der Stadt und ihrem angestammten Landesherrn für immer zerschnitten.

Auch nachdem Heinrich aus seinem ersten Exil zurückgekommen war, schien ihm weder Glück noch Stern, und zu Ostern 1189 ging er, nachdem ihm die Annahme der vom Kaiser auf dem Reichstage zu Goslar gestellten Bedingungen unmöglich schien, von Neuem auf drei Jahre in die Verbannung nach England, seine Gemahlin in ihrer Leibgedingsstadt Lüneburg zurücklassend, wo sie auch bald darauf, ohne ihren allzu wilden Löwen wieder gesehen zu haben, wie die Historiker jener Tage schreiben: „Zweiffels ohne für herzlicher Bekümmerniß" gestorben ist.

Vor seiner Abreise war ihm vom Kaiser zugesichert worden, daß seine ererbten Besitzungen bis zu seiner Rückkehr von seinen Gegnern unangetastet bleiben und zu

seinen Gunsten von Reichswegen verwaltet werden sollten. Kaum hatte er aber den Rücken gewendet, so begannen seine Feinde den frechsten Länderraub an dem Seinigen. Nach Bardowyck wurde von seinem heftigsten Gegner, dem Herzog Bernhard von Sachsen, eine starke Besatzung geworfen, deren Stärke durch die feindliche Stimmung der Bewohner gegen ihren vertriebenen Landesherrn vermehrt wurde. Da erwachte Heinrich's Löwenmuth von Neuem, er verließ Englands Küsten und erschien unverhofft in seiner Festung Stade, fand an dem Erzbischof Hartwig von Bremen, welcher eben einen Kriegsfürsten brauchte, um die abtrünnig gewordenen Dithmarschen unter seinen Krummstab zurückzuzwingen, einen unerwarteten Bundesgenossen, die Holsteiner und Stomarn öffneten ihm als ihrem alten, rechtmäßigen Herrn ihr Land und ihre Festungen, und so brach er mit großer Macht und starker Rückendeckung gegen seine erbeigenthümliche Stadt Bardowyck auf, welche er zur Basis seiner weiteren Unternehmungen zu machen gedachte. Als er über die Elbe her am linken Ufer der Ilmenau angekommen war, forderte er die Stadt auf, ihn und seine Völker einzulassen, widrigenfalls er sie belagern und mit Sturm erobern müßte. Nach einigen Berichten sollen die Bürger auf die Mauern gestiegen, und die Aufforderung, ohne ein Wort zu verlieren, mit einer unzweideutigen Geberde beantwortet haben, welche die alten Chronisten in der derben Naive-

tät ihres Stiles leichter zu beſchreiben vermochten, als dies einem Schriftſteller unſerer Tage möglich iſt. Spätere Geſchichtſchreiber erzählen aber, die Antwort habe gelautet: Die Bardowycker ſeien erſtaunt, den Herzog, da er doch zu Oſtern auf drei Jahre nach England gegangen, jetzt zu Michaelis ſchon wieder hier zu ſehen. Was er denn da zu gebieten hätte? Er möge ziehen, wohin er beſchieden, und wenn ſeine Zeit gekommen, wieder vorſprechen.

„Nun, ſo iſt denn heute meine Zeit gekommen und auch die Eurige;“ rief voll grimmigen Zornes der Herzog entgegen, und die Belagerung begann. Alle Päſſe wurden verlegt und vor Allem der Stadt von der Waſſerſeite beizukommen geſucht, wo die Befeſtigungen am ſchwächſten ſchienen. Es gelang aber nicht, die tiefe Ilmenau zu überſetzen, denn die Bardowycker waren auf ihrer Hut, und es gelang ihnen jedesmal, die feindlichen Schiffe durch Herabwerfen großer Steine und Hölzer, durch brennende Theertonnen, geſchleuderte Pechkränze und Fackeln zu verſenken und zu verbrennen. Auch an den anderen Punkten, wo der Herzog ſtürmen ließ, wurden ſeine Leute mit Bogen und Pfeilen, Spießen und Kolben zurückgeſchlagen. Die Belagerten wehrten ſich wie Raſende, kannten ſie doch die Gemüthsart des Herzogs und das Schickſal, welches ihrer harrte, wenn ſie in ſeine Hände fielen.

So war der Gedächtnißtag der Apoſtel Simonis und Judä angebrochen. Es war ein Tag beiderſeitiger Ruhe. Die Bardowycker beſſerten an ihren Mauern und blickten nach dem kaiſerlichen Entſatz aus; im herzoglichen Lager ſchärfte man die Waffen und ſchmiedete Pläne. Auf den Wieſen und Stoppelfeldern vor dem Lager war es ſonntäglich ſtille. Da bemerkte Einer von der Lagerwache, ſeines Zeichens ein Fleiſcher, der oft und lange zu Bardowyck in ſeinem Handwerke gearbeitet hatte, in der Wieſe draußen einen fremden ſtattlichen Ochſen, der behaglich zur Weide ging. Was kümmerte dieſes Vieh Freund oder Feind, was hüben, was drüben; von Zeit zu Zeit hob es ſeinen gehörnten Kopf auf, ſchnupperte mit offener Naſe, glotzte aus ſeinen dummen Augen, als ob es doch nicht verſtünde, was es gerochen, und fraß dann wieder ruhig das fette Gras, das ihm ſo reichlich zu Gebote ſtand. Der bewaffnete Fleiſcherknecht hatte ſeine Freude an dem Vieh, erinnerte es ihn doch an die Tage, in denen er fröhlich und in Frieden ſein Handwerk betrieben hatte. Er konnte das Auge von der anmuthenden Erſcheinung nicht wenden. Die fette Maſt und die ungewöhnliche Größe und Wohlgeſtalt des Thieres fielen ihm immer mehr auf. „Einen ſolchen Ochſen haben wir nicht im ganzen Lager!“ rief er aus; „Teufel, das iſt kein anderer als der Stadtbulle von Bardowyck! Den kenne ich ſo gut wie meinen Bruder. Aber wie kam der

Kapitalskerl aus der Stadt und über den Fluß herüber, da doch die Thore geschlossen und die Brücke verbrannt ist? Ich Narr! — er kam auf dem Wege heraus und herüber, auf dem er wieder hinüber und hinein kommen wird. Viktoria! Bardowyck ist unser!" Damit lief er in des Herzogs Zelt und erzählte athemlos, was er gesehen und entdeckt hatte. Der Herzog war hoch erfreut. Er ging selbst mit seinen Offizieren vor das Lager und ließ den fremden Gast nicht mehr aus den Augen. Der Ochse beeilte sich nicht, er fraß ruhig weiter, und als er gesättigt war, legte er sich hin und schlief bis es Abend wurde. Dann erhob er sich, trabte langsam an das Ufer der Ilmenau, trank einen Stierschluck um den andern und watete zuletzt gemächlich durch den Fluß. Die Furt, die er benutzte, war so seicht, daß ihm das Wasser nur an die halben Schultern reichte. Hinter der Kirche St. Nikolai trat er an's Land. Um die Aufmerksamkeit der Belagerer nicht wachzurufen, zog sich der Herzog mit seiner Begleitung zurück und ließ nur einen vertrauten Offizier dem Verräther seiner Heimath folgen. Der Bulle umging Graben und Wälle und fand zuletzt durch zerbröckeltes Mauergestein einen schmalen Weg in die Stadt. Durch diese Furt und diese Bresche, welche bald erweitert war, führte noch in derselben Nacht Herzog Heinrich sein ganzes Heer, welches die überrumpelten Wachen niederstieß, in alle Straßen und Häuser der Stadt drang, die

verzweiflungsvoll Kämpfenden überwand, die Wehrlosen mordete, alles Werthvolle raubte und zerstörte, und nur in seiner eigenen Erschöpfung das Ziel seines Wüthens fand. Als der Morgen angebrochen war, setzte Herzog Heinrich mit kalter Ruhe sein Zerstörungswerk fort. Die Vornehmsten der Stadt, welche das Schwert verschont hatte, ließ er am Ufer draußen an den Galgen hängen; die übrigen Bürger und Soldaten, Weiber und Kinder wurden gefangen genommen und in fremde Ortschaften übergesiedelt. Die kostbaren Kirchengeräthe, Glocken, Bücher, sogar die gemalten Kirchenfenster wurden nach Ratzeburg in den Dom gebracht, den der Herzog gestiftet hatte und der noch heute dort im mecklenburgischen Theile des Städtchens steht. Dann wurden die vortrefflichsten Gebäude eingerissen, die Festungswerke geschleift, mit dem Schutte der Mauern und Thürme die Stadtgräben ausgefüllt, alle Kirchen — mit Ausnahme des Doms — zu Boden geworfen, zuletzt in Alles Feuer gelegt und als Eisen und Gluth ihre Arbeit gethan, schrieb der Herzog an die Wand des Domes die Worte: „Vestigia leonis“ (die Spuren des Löwen).

Die Stadt Bardowyck hatte aufgehört zu sein für immer. Ein Ochse war Schuld daran und ein Löwe, welcher die Wege des Ochsen ging.

Unter ſolchen Erinnerungen fuhren wir durch die herbſtlichen Felder auf einer kleinen niederträchtig, mit boshaft gekanteten Bruchſteinen gepflaſterten Landſtraße zwiſchen einer Allee von Obſtbäumen, an denen welkendes Laub mit dem Nordwinde um die letzten Stunden ſeiner Lebensdauer rang, von Lüneburg herüber und in den Flecken Bardowyck ein, wobei uns weder ein Hund anbellte, noch eine Seele begegnete. Mein Freund, welcher die dortige niederſächſiſche Volksmundart trefflich ſprach, bedeutete dem Kutſcher, daß er zum Hauſe des „ollen Kante" zu fahren habe. Der olle Kante, zu Deutſch „der alte Kantor", Küſter, Schul-, Orgel- und Geſangsherr im Dome drüben, meinte mein Freund, habe gute Kunde von den Schickſalen und den Alterthümern des Ortes — man ſage das, wenigſtens wäre ſolche Kunde am eheſten bei ihm zu vermuthen. Wir fuhren alſo bei Kantors Hauſe vor, traten durch einen Staketzaun und ein kleines, jetzt aller Blumen bares Vorgärtchen an die geſchloſſene Thür und pochten, je länger man uns nicht öffnete, deſto herzhafter, an. Endlich öffnete eine unfreundliche Magd — man ſcheint es nämlich in Norddeutſchland nicht ſelten für eine Unanſtändigkeit zu halten, mit einem Unbekannten, den man das erſte Mal ſieht, freundlich zu ſein — deren Ausſehn mich an einen dürren Maisſtengel erinnerte, der noch ſpät im Winter vergeſſen im Felde draußen ſteht. Bald darauf erſchien auch die „Frau Kantor",

eine rüſtige und, wie faſt alle Gattinnen proteſtantiſcher Kirchendiener, die mir zu Geſicht gekommen ſind, hagere, ältliche Frau, nur ſah dieſelbe obendrein danach aus, als ob ſie niemals jung geweſen wäre. Das Haus war in ſeinem Innern ſehr nett, nur fiel es mir auf, daß es trotz der Mittagsſtunde nirgends nach warmem Eſſen roch. Endlich wurden wir in ein kleines Gemach gewieſen, in welchem ein Schreibpult, ein Tiſch, eine unaufgezogene Uhr und einige in braunes Leder gebundene Bücher mit rothem Schnitte zu finden waren. Bald darauf trat auch der „olle Kante“ ein. Sein in einen ausgewaſchenen Schlafrock gehüllter Körper war nicht groß gewachſen, auf ſeinen breiten Schultern aber ſaß über einem kurzen Halſe ein reckenhafter Kopf. Weiße auf- und auswärtsſtehende Haarbüſchel loderten wie ſilberne Flammen von Schläfen und Wirbel empor, dazu trug der Alte bei glatt geſchorener Oberlippe einen dichten grimmigen Rundbart, wie Herzog Wittekind einen ſolchen getragen haben mochte, bevor er dem Kaiſer Karl und dem Chriſtenthum zu Liebe den ſchwarzen Hengſt in ſeinem Wappen in ein milchweißes Schulpferd zu verwandeln ſich entſchloß.

Als mein Freund mich noch einmal ſpeziell vorgeſtellt und meinen Antheil an den Geſchicken Bardowycks, ſowie meine Luſt, des Ortes Alterthümer zu durchforſchen, ſtattlich gerühmt hatte, erwiederte der Kantor nach mehr-

fachem Räuspern und Huſten: „Von ſolchen Sachen iſt ſchon lange nichts mehr da. Alles iſt vorlängſt in's Welfen-Muſeum nach Hannover gebracht. In der Kapitelſtube oben liegen noch einige alte Bücher — es wird wol auch nicht viel damit ſein! Ich habe dieſelben übrigens nie angeſehen. Dazu habe ich einen heftigen Huſten, habe mit meinem Dienſte genug zu thun und fehlt es mir an jeder übrigen Zeit.“ Darauf huſtete er uns noch etwas Weniges und ging, ohne uns zu grüßen, in's Nebenzimmer. Unter der Thüre wendete er ſich aber um und verſicherte uns, er werde uns einen Mann mit den Domſchlüſſeln ſchicken, „der Beſcheid weiß“. Nach Gewährung dieſer hochherzigen Unterſtützung ſchloß er die Thür hinter ſich und verſchwand für immer unſeren Augen. Ich habe den „ollen Kante“ nie wieder zu Geſicht bekommen, ſo wenig als Bardowyck ſeit dem Tage Simonis und Judä des Jahres 1189 ſeinen alten Glanz und Reichthum wieder ſah.

„— der Beſcheid weiß!“ Während wir allein im Stübchen ſaßen, knusperten wir an dieſem Verſprechen. Mich erinnerte es an die Verſprechungen, mit denen Miniſter unbequeme Interpellationen zu beantworten pflegen; der Interpellant kann ſich viel oder wenig darunter vorſtellen, auch gar nichts, wenn er am ſicherſten gehen will. Wir warteten ziemlich lange, aber ſtatt des Mannes, „der Beſcheid weiß“, kam nur der Beſcheid, daß

man nicht wisse, wo der Mann zur Stunde sei; „vielleicht auf dem Felde"; man werde ihn herbeiholen. Inzwischen mußten wir uns wol gedulden. Wir beschlossen daher, vor dem Besuche des Domes einen Gang durch den Flecken zu machen und aufzusuchen, was dort für unsern Zweck zu finden sei. Ich fragte demnach die „Frau Kantor", wo von ihrem freundlichen Hause weg die Straße zum Marktplatz führe. Die Gefragte sah die inzwischen herbeigekommene dürre Magd fragend an, dann aber besann sie sich. „Doch, doch," sagte sie endlich, „gehen Sie nur von unserer Thür geraden Wegs zwischen den Gemüsestücken vorwärts, da kommen Sie auf einen Raum, wo eine alte Steinsäule steht, den nennen die Fleckensleute manchmal den Marktplatz."

Wir verabschiedeten uns und gingen zwischen Holzzäunen und blätterlosen Hecken, in denen hin und wieder ein scheues Dorfvöglein piepte, vorwärts. Rechts und links Grasgärten, ungepflegter Grund bis auf jene Strecken, welche zum Gemüsebau, besonders zu Zwiebelbeeten, zugerichtet waren. Im Hintergrunde, zwischen dichter zusammenstehenden Bäumen, die Bauernhäuser, jedes mit allen seinen Wirthschaftsräumen unter Einem Dache. Bald waren wir an unserem Ziele: ein weiter Raum, in welchen fünf oder sechs breite, zwischen hinfälligen Einfriedungen herlaufende Wege mündeten. Die Häuser standen, wie schon gesagt, rückwärts in den Gärten,

kein einziges lehnte seine Front an den — sogenannten — Platz, auf dem einige übereinandergeschichtete altersgraue Bruchsteine eine Säule, besser gesagt einen Pfeiler bilden, vielleicht ein Votivstein aus längst vergangener papistischer Zeit — heute unverständlich, da ihm jede Inschrift, auch jedes konfessionelle Abzeichen fehlt. Hier begegneten uns drei Gänse, welche aber bei unserem Anblicke die Flügel ausspannten und, unter sonorem Angstgeschrei damit den Boden fegend, in einer grauen Staubwolke vor uns entflohen. Wir standen auf dem Hauptplatze des alten Bardowyck, wo einst die Häuser der reichsten Kaufherren, das stolze Rath- und Gildenhaus, St. Fabiani- und Sebastiani-Kirche ragten und prangten, wo im dichten Gewühle von Menschen und Wagen ein immerwährender Markt die kostbarsten Waaren von den kunstreichen Schätzen Indiens und Griechenlands bis zu den Edelmetallen des Harzgebirges, bis zu Britanniens Zinn, dem Bernstein der Ostsee und den Hermelin- und Zobelfellen Rußlands ausbot — auf dem Platze, auf dem jetzt kein Haus mehr steht; welchen die Fleckensleute „manchmal den Marktplatz nennen", auf dem aber niemals mehr Markt gehalten wird.

Wir setzten trübe gestimmt unsern forschenden Rundgang fort. Wir kamen an die Brücke, wo einst dem heiligen Marianus das Glück widerfuhr, von den durch die Grausamkeit der fränkischen Bekehrungsheere empörten

Heiden erschlagen zu werden und so die Märtyrerkrone zu erwerben. Die Kirche, welche dort zu seinem Gedächtniß gebaut war, ist spurlos verschwunden. Auch von keinem der zahlreichen Kanonikal- und Vikariatshöfe, die sich doch hier befunden haben mußten, indem das geistliche Stift wenige Jahrzehnte nach der Zerstörung der Stadt wieder aufblühte, ja durch Schenkungen so bereichert wurde, daß über die Vertheilung der Einkünfte zwischen Dechant und Kapitel lang andauernde Streitigkeiten sich erhoben, war eine Spur zu finden. Wir gingen hinauf bis an die Stelle, wo jener Ochse den Landesfürsten auf seinem, das eigene Reich zerstörenden Eroberungszuge durch die Ilmenau geführt hatte; diese Stelle wird heute noch die „falsche Furt" genannt. Nichts als Bauernhäuser, in ihren schmucklosen Baum- und Gemüsegärten zerstreut. Dieses Bardowyck hat seit seiner gewaltigen Zerstörung und seit seiner späteren mäßigen Erholung neuerdings eine Konsequenz im Zugrundegehen bethätigt, wie Ähnliches in unseren Tagen sich nur im Niedergange gewisser, schon ziemlich wieder geordnet gewesener Staatsfinanzen wiederholt hat.

In diesem Flecken mahnt Alles an die Vergänglichkeit, an das Ende. Dem entsprechend führen die drei Ortsbezirke, in welche derselbe getheilt ist, die bezeichnenden Namen: Sankt-Veits-Ende, Hudener Ende und Brücken-Ende. Nomen et omen!

Wir waren an das hohe und weite Holzthor eines Bauernhauſes gekommen, welches ſich — wie hier allerwärts — im rückwärtigen Theile des Gebäudes befand. Die Thorflügel beſtanden aus vier Theilen, zwei unteren und zwei oberen. Die letzteren waren offen, die erſteren von ganz geringer Höhe waren geſchloſſen. Das Thor ſelbſt krönte ein zierlich aus Holz geſchnitzter Giebel, auf deſſen Spitze zwei nach Innen blickende Pferdeköpfe ohne Zügel einander gegenüberſtanden. Dieſe ungezügelten Pferdeköpfe ſind im alten Ur- und Niederſachſen noch häufig, während ſie im alten Wenden- und Obotritenlande drüben nur gezügelt vorkommen — wol ein Zeichen der gewaltſamen Unterwerfung jener Stämme. Wir lehnten uns auf die halbe Thür und blickten neugierig in's Innere des Hauſes. Ein Mann, zweifelsohne der Hauswirth, war drinnen beſchäftigt. Wir fragten, ob es erlaubt ſei, einzutreten. „Nun ja, wenn's eben nicht anders ſein kann!“ antwortete der Gefragte mit echt bäueriſcher Diplomatie, als ob es ſich unſererſeits um die Erwerbung eines Rechtes handeln könnte. Darauf ſchob er den Riegel zurück. Die Kleidung des Mannes hatte keinerlei bäuriſchen Zuſchnitt, er trug die Alltagskleider eines Handwerksmannes, zwiſchen Weſte und langem Beinkleide eine halb aufgeſchlagene Schürze; er war in Hemdärmeln, trug gute Lederſchuhe, auf dem Kopfe eine Mütze mit Lederſchirm. Kleider und Wäſche

waren gering, doch nicht zerriſſen und reinlich. Er war von mittlerem Wuchſe; aus ſeinen Geſichtszügen ſprach Milde und Gleichmuth, ſein Auge war klug und beſcheiden. Er reichte uns zum Willkomm nicht die Hand, dagegen ließ er uns in ſeinem Anweſen eine gute Weile herumſpazieren, ohne uns mit einer Frage nach Warum und Woher läſtig zu fallen. Der Raum, in den wir eingetreten, war eine Halle oder Scheune von großem Umfang, ohne Decke oder Wölbung, von Wänden aus Fachwerk und einem hohen Strohdache gebildet. In den Sparren oben lagen Stroh, etwas Torf, dürres Viehfutter, eine große Menge getrockneter Zwiebeln, hierzulande „Zippeln" genannt, Hülſenfrüchte in Schoten und einige Sämereien. Der Fußboden war feſtgeſtampftes Erdreich. Links vom Eingang war eine kleine Reihe von Ständen für Rindvieh, das übrigens noch auf der Weide war. Der größere Theil des Raumes erhielt ſein Licht durch das offene Thor, durch welches wir eingetreten waren, und durch zwei oder drei Dachluken. Weiter rückwärts einander gegenüber ſtanden zwei Holzthüren und zwei kleine Glasfenſter, die in den Hausgarten führten. Bei der großen Ausdehnung des beſchriebenen Raumes ſtreuten auch dieſe wenig Licht. Mitten an der Schlußwand ſtand der Feuerheerd, in einen weiten Rauchfang mündend, durch welchen das Tageslicht auf einen nicht allzu großen Topf herunterfiel, der einſam an einem

Häufchen glimmenden Torfes brodelte. Mitten über dem Heerde hing der Keſſelhaken, ſeit den urälteſten Sachſentagen hierzulande das Innerſte und Heiligſte des Hauſes, das gänzlich Unverrückbare des liegenden Gutes, ſo daß in unzähligen Fällen, ſowie bei uns Steinblöcke, Gräben, Bäche und Bäume, der Keſſelhaken eines Bauerngutes als feſte Grenzmarke hingeſtellt, eingeſchrieben und eingezeichnet wird. Als Zeichen der Beſitzergreifung eines Gutes faßt der neue Beſitzer den Keſſelhaken mit der rechten Hand an. Das genügt. Der Heerd iſt der Verſammlungsort der Hausbewohner, zur Arbeit, zur Erholung — Jeder ſchont ihn, Jeder bewahrt ihn, Jeder ehrt ihn. Nur im Falle eines drohenden Deichbruches muß, wenn alles andere Material gebricht, nach altem Sachſengeſetze, ſelbſt der Hausheerd (der Füerherdt) dort, wo das Waſſer ausbricht, hineingeworfen werden. „Hilft das auch nicht, ſo mag das Land vertrinken, doch Niemand kann den Hauswirth drum beſchuldigen. Geſchieht aber der Ausbruch durch Verſäumniß, ſo ſoll der ſchuldige Hauswirth in die Stelle des Deichbruches gelegt und ihm ein Pfahl durch den Leib geſtoßen werden.“ Die letzte Verordnung dieſer Art findet ſich in Blekeder Gerichtsakten vom 12. Oktober 1563. Es iſt ein grauſamernſthaftes Volk dieſe Niederſachſen.

Der ganze Boden der Halle war mit aufgeſchütteten Samenkapſeln verſchiedener Gemüſe bedeckt; zwei nicht mehr

junge Frauen, die, mit ihrer Arbeit innehaltend, nur kurze Augenblicke uns betrachtet hatten, saßen vor dem Heerde und waren mit der Enthülsung des Samens beschäftigt. Der Hauswirth sagte, er treibe mit Sämereien einen guten Handel nach Hamburg.

Der gegen Süden gelegene, aus Backsteinen gemauerte Theil des Hauses enthielt die Schlafgemächer der Hausgenossen. Die beiden Zimmer, in welche ich geführt wurde, traf ich mit guten Wandtapeten geziert, auch waren sie durch eine hinreichende Anzahl von Fenstern heller erleuchtet, als man das bei uns in Bauernhäusern anzutreffen gewohnt ist. Die Sitzmöbel waren mehr modern, nicht bäuerisch; statt der Kasten fand ich Truhen von polirtem Eichenholz, mit schweren gegossenen Messingbeschlägen, deren Form offenbar alten Überlieferungen entstammte. Ein aus gleichem Material und in gleichem Stile verfertigter, in die Mauer eingelassener Schrank mit breiten, hohen, massiven und wohlornamentirten Thürflügeln erregte meine Neugierde. Ich öffnete ihn unverweilt in der Hoffnung, altes Glas- oder Porzellangeschirr, irgend einen merkwürdigen Steintrug oder anderes Geräthe zu finden, das dem Sammler eine willkommene Erscheinung hätte sein können. Doch prallte ich zurück, als ich sah, daß das Innere dieses Schrankes eines jener Schlafbetten war, die man, wie

ich erfuhr, in dieſer ſonderbaren Weiſe in dortiger Gegend am beſten und am zierlichſten anzubringen vermeint.

Als wir das ganze Haus, welches mit allen ſeinen Wohn- und Wirthſchaftsräumen unter Einem Dache lag und wie faſt alle Häuſer im Orte ohne Nebengebäude war, durchſchritten, nahmen wir dankend Abſchied von dem Hausherrn, der uns höflich, doch ſchweigſam durch ſein Anweſen begleitet hatte. Als wir aber ſchon aus dem Thore treten wollten, faßte er mich leiſe am Arm und ſagte in ſeinem beſcheidenen Tone, als müſſe dieſer ſeine Neugierde entſchuldigen: „Lieber Herr, Ihr ſeid wol von weither gekommen?“

„Ich bin aus Wien,“ antwortete ich.

„Aus Wien!?“ wiederholte er. „Wien iſt in Öſterreich?“

„Gewiß!“ erwiederte ich auf dieſe Erinnerung. „Früher war allerdings Öſterreich in Wien, jetzt reſidirt es aber von Zeit zu Zeit in verſchiedenen Provinzialhauptſtädten, z. B. in Peſt, Prag u. ſ. w.“

„Iſt das wahr, daß Öſterreich von ſo vielen Völkern bewohnt iſt, von denen jedes eine andere Sprache ſpricht?“

„So iſt es.“

„Verſtehen ſich aber dieſe Völker unter einander?“

„Wenn ſie wollen — ja!, wenn ſie nicht wollen — nein!“

„Da mag das Regieren ſtellenweiſe wol ſehr ſchwer
t?“

„Allerdings, es fällt aber auch meiſtentheils danach
.“

Mein guter Niederſachſe blickte mich nach dieſer
ort fragend an, ſein Auge hing an meinen Lippen.
Hätte offenbar gerne noch Genaueres vernommen.
ich aber, ſtatt weiter zu ſprechen, ein wenig ſeufzte,
: er, als wolle er mich tröſten: „Es ſoll aber bei
) in Öſterreich Alles ſo ſchön, ſo gut, ſo reich und
röhlich ſein wie nirgend mehr?“

Auf eine ſolche Frage ſoll der Menſch antworten?!
3 hätteſt du geſagt, mein freundlicher Landsmann
Leſer? Ich — öffnete meine Cigarrenbüchſe, reichte
ı Hauswirth eine feine Havanna, zündete auch mir
: gleiche an, und den blauen Rauch in die Luft
ſend, ging ich in die welkenden Gärten hinaus, auf
:en Stelle bis auf die Tage Heinrich's des Löwen
ſchöne, gute, reiche, fröhliche Stadt Bardowyck ge-
nden hat.

Als wir ſo auf den Spuren der Vergangenheit hin-
ritten, ſprach ich zu meinem geſchichtskundigen Freunde:
:age mir um Gotteswillen, wer alle dieſe Zwiebeln
:ſpeiſt? Nicht nur daß die Dachſparren des Hauſes,
3 dem wir ſoeben kommen, ſich unter der Laſt dieſes

beizenden Gemüses bogen — durch die Dachluke
Bretterspalten aller Bauernhäuser, an denen wir vo
kommen, sehe ich in zahllosen Bündeln seine
gelben, weißen, von einem Federbusch von Wurze
gekrönten Knollen in ihrem eigenthümlichen meta
Glanze herausleuchten; ringsum in allen diesen
liegen sie in großen Haufen aus dem Boden gesch
Giebel und Fenster zieren ihre bunten Guirl
Wohin mit all dem Reichthum? Wohin?"

„Auch das hat seine Geschichte", ward mir zu
wort. „Nach der oben geschilderten Zerstörun
Bardowyck in Trümmern, gemieden und — wie da
geht — seines Unglücks willen verachtet. Die
Bürger, deren Vermögen noch von Belang war,
noch realisirbare Guthaben und werthvolle Verbi
zur Verfügung standen, siedelten in das bereits re
blühte Lübeck oder in das immer mehr aufbl
Lüneburg über. Doch fehlte es auch nicht an S
welche auf der väterlichen Scholle blieben und
Rückkehr besserer Tage nicht gänzlich verzwe
Sichere Kunde besitzen wir nicht, wie groß die
dieser bürgerlichen Beharrlichkeit waren, es schein
der Verkehr am Orte doch nicht ganz unfruchtb
wesen zu sein, weil in jenen Tagen selbst Advokate
ihre Nahrung gefunden haben und begraben
sind. Größer waren aber jedenfalls die Erfolge d

seinem Schutte bald wieder erstandenen geistlichen Stiftes St. Petri und Pauli, welches sich der vom Landesherrn geplanten Versetzung nach Lüneburg standhaft widersetzte, durch zahlreiche Schenkungen adeliger Kleriker und Laien zu immer besserem Bestande erwuchs, bis der Streit der Fürsten auf's Neue Stift und Flecken Bardowyck vernichtete. Im Jahre 1371 entbrannte zwischen dem Herzog Magnus von Braunschweig und dem Herzog Albert von Sachsen ein Erbfolgekrieg um das Herzogthum Lüneburg. Herzog Magnus verfolgte seinen Gegner, der sich mit seinen sächsischen Völkern in den Dom zu Bardowyck warf, welcher damals von Häusern eng umgeben war, während Schlagbäume die umliegenden Gassen sperrten. Herzog Magnus warf aber die Sachsen aus ihrer festen Stellung, welche auf ihrem Rückzuge fast alle Häuser in Brand steckten und so den ganzen Ort „jämmerlich verwüsteten". Unter den zu Grunde gerichteten Gebäuden waren sechzig Domherren- und Vikariatshöfe sammt anderen zum Stifte gehörigen Baulichkeiten. Und dennoch stand nach wenigen Jahren das geistliche Domstift schon wieder im vorigen Bau- und Wohlstande. Den weltlichen Fleckensleuten war aber nach diesem Schlage Lust, Kraft und Hoffnung auf bessere Tage verloren gegangen. Wer noch Werthvolles mit sich zu nehmen hatte, zog fort. Die geringsten Leute blieben zurück bei stattlichen Ruinen,

die herrenlos verbröckelten. Dach und Giebel stürzten nieder, wilde Vögel und scheues Raubgethier wohnten in den einstmaligen Stätten bürgerlichen Glückes. Da erhob sich ein eigenthümlicher Handel mit herrenlosem Gute. Lüneburg, noch mehr aber Hamburg baute sich damals immer stattlicher auf. Namentlich letzteres kaufte die Quadersteine der Bardowyck'schen Mauern, führte sie auf der Ilmenau und der Elbe hinab und baute daraus seine neue Pracht. Aus den mächtigsten Werkstücken mauerte es aber die Felsenvorsetzen (Uferbeschläge) längs des Elbarmes vom Oberbaum, wo der von Masten starrende Hafen beginnt, zum Winserthor, Dovenfleth, bei St. Katharinen vorbei, längs der Stadtmauer und den Quais bis zum Niederbaum, wo dieselben heute noch Jedermann sehen und erkennen kann. So war die Stätte der alten See- und Handelsstadt Bardowyck leer geworden; über den verwischten Spuren der Hausplätze, über dem in den Boden versunkenen Pflaster der alten Straßen wucherte frisches Gras. Um den Dom und seine Kanonikalhöfe herum standen in weiten Zwischenräumen ärmliche Häuser auf Grundstücken, welche sich den zum primitivsten Erwerbe gezwungenen Bewohnern bald als fruchtbares, vor Allem dem Gemüsebau günstiges Gartenland zu erkennen gaben. Da fuhren die guten Bardowycker, deren Vorfahren auf ihren reichbeladenen Schiffen einst an allen Küsten der nordischen

ere kreuzten, mit dem Grabscheit in die Erde und
ben und-düngten, säeten und jäteten mit aller Kraft.
r Ruhm des Bardowycker Gemüses lebt bis jetzt noch
erdrängt von Lüneburg bis mitten nach Hamburg
ein. Die „Fleckensleute" haben sich seit Jahr-
derten Handel und städtische Nahrung aus dem Sinne
hlagen, sie erzeugen mit Glück gelbe Rüben, grüne
ersilie und Kopfsalat; besser aber, als alles Übrige,
ngt ihnen die Zucht der eßbaren Zwiebel, zu deren
ise Anastasius Grün so herrlich singt:

Du Zwiebel, duftende Negerin
Braunhäutige, wie die Hindu-Maid,
Durchsichtige, wie des Kaffern Kleid!
Zu Thränen zwingst du mein alt Gesicht,
Als säh's noch der Liebsten in's Augenlicht
Beim Lächeln der Frühlingssonne.

Die Bardowycker haben seiner Zeit für ihre Bausteine
den Hamburgern ein hübsches Stück Geld, man liest
Mark Silber, bekommen, und obendrein hat
n die Republick zur Lagerung ihrer Gemüse ein
is gebaut, sich verpflichtet, dasselbe für ewige Zeiten
zutem Stande zu erhalten und ihnen gegen mäßige
the zu überlassen. Das Haus heißt das Zippelhaus
hdeutsch: Zwiebelhaus). „Die Kümmerei," schreibt
i würdiger Freund, der hamburgische Staatsarchivar
Otto Beneke, „baut den armen Bardowyckern immer
ein ganz schlechtes, scheunenartiges Haus, und das

ſteht doch (über dem ſchwarzen Gewäſſer des Fleths) auf den mächtigen Quaderſteinen ihrer eigenen vormaligen Mauern, ſo daß ſie daſelbſt auf deren Trümmern ſitzen und immer der alten Herrlichkeit gedenken müſſen."

Ich habe zu Hamburg das traurige hinfällige, ſchwarze Haus ſelbſt geſehen. Es ſteht unweit der ebenſo ſchwarzen St. Katharinenkirche, und Gaſſe und Fleth ſind dort beinahe noch ſchmutziger, als das in den alten Stadttheilen dieſer alten Reichs- und Hanſaſtadt üblich iſt. Doch ſah es ſich recht hübſch an, wenn die jungen hübſchen Bardowyckerinnen „ſchlanke, ſchüchterne Geſchöpfe, mit rothen Tüchern um den Kopf, die ihr Gemüſe, ſo zierlich auf demſelben zu tragen wiſſen," aus dem finſtern Hauſe traten und in einer eigenthümlichen Melodie ihre Waaren ausriefen. Beneke meint, es klänge in derſelben etwas „wie eine Klage über Ilions Untergang" nach. Wenn ich nun auch dieſen homeriſchen Anklang nicht ſo deutlich vernehmen konnte, hat es mich doch tief gerührt, daß der letzte Ruhm und Reſt von Bardowycks uraltem Handel nur noch in ſeinen Zwiebeln lebendig iſt. Das iſt zum Weinen!

Im Ganzen ſchienen die Bardowycker in und außer dem Zippelhauſe den Niedergang ihrer alten Herrlichkeit mit Gleichmuth zu ertragen. Auch ſcheint die Kenntniß ihrer heimathlichen Geſchichte nicht ſo ausgedehnt zu ſein, als daß ſie aus derſelben zu oft durch ſchmerzhafte Er-

nerungen bewegt würden. Eines iſt aber ſelbſt Zippel-
eibern und Zippelmädchen unvergeßlich geblieben.
rage ſie nur Keiner: „Was macht der Stadtbulle von
ardowyck?“ Da bäumen ſich die ſchlanken, ſchüchternen
eſtalten zornroth empor, und flammenden Auges
)leudern ſie eine Fluth von gerechten Schmähungen
ıd einen Hagel von Krautſtengeln, verdorbenen
wiebeln, welken Kohlblättern und faulen Salatköpfen
ıch dem unberufenen Forſcher.

Oh du verdammter Ochſe! Bis in unſere und ge-
iß auch noch in ſpätere Tage wirkt deine Dummheit
ıch. Armes Bardowyck! Glückliches Vineta!

Ein heftiges Geraſſel, wie von einem Schlüſſelbunde,
:r ungeduldig geſchüttelt wird, und tiefes, pfeifendes
themholen, wie es der Wanderer in den deutſch-öſter-
ichiſchen Alpenthälern von den dortigen ſelten ſchlank-
ılſigen Ureinwohnern zu hören gewohnt iſt, drang
unſere Ohren. Wir wendeten uns und ſahen einen
wa fünfzigjährigen, kleingewachſenen, breitſchultrigen,
belbeinigen Burſchen mit emporgereckten, überlangen
rmen hinter uns herſtolpern, deſſen weit geöffneter
:und die Abſicht verrieth, uns anzurufen, woran ihn
)och ein ſchwer überwindlicher Sprachfehler zu hindern

schien. „Ah!“ rief mein Freund, „da kommen die Domschlüssel und der Mann, der Bescheid weiß.“

„Daß dieser Mann Bescheid weiß“, entgegnete ich, „könnte möglich sein; daß er uns aber Bescheid wird sagen können, bezweifle ich entschieden.“

Inzwischen hatte mein Freund den Burschen gefragt, ob er wol auch der sei, „der da kommen sollte.“ Als Antwort stemmte der Angeredete beide Arme in seine Hüften, spreizte die Säbelbeine so weit als möglich auseinander, sperrte den Mund noch einmal so weit auf als früher und grölzte und stotterte als Resultat aller dieser Anstrengungen mit kirschrothem Gesicht ein vielsylbiges „J — i — i — i — i — i — a!“ Da somit an eine belehrende Konversation mit diesem Domkustos nicht zu denken war, wies ich ihm mit einer entschiedenen Handbewegung an, vor uns herschreitend seine Pflicht zu erfüllen. Die Beredtsamkeit eines Geldstückes, von dessen Revers die sprechenden Züge Kaiser Wilhelm's des Siegreichen, seines geliebten, nicht angestammten Landesvaters, ihn huldvoll grüßten, beschleunigte seine Schritte, und bald befanden wir uns vor der Stirnseite des Domes, der in einem schlechtverzäunten, pflegelosen Gartenraume aus alten Obstbäumen seine rothen Backsteinmauern erhebt. Es ist ein nüchterner, spätgothischer Bau, als wäre er erst gestern fertiggestellt worden. An seiner Außenwand fehlen die grauen Grabmäler längst-

vergangener Tage, auch die ſteinernen Chriſtusbilder, Madonnen, Kreuzwege und dergleichen, oft werthvolle, immer naive Skulpturen, die doch ſonſt von alten Kirchenmauern ſo ehrwürdig und rührend herunter-grüßen. Doch iſt er in ſeinem Ausmaße ein großes Gebäude mit einem überhohen Dache, unter deſſen Vordergiebel die beiden ſpitzen, mit Schindeln gedeckten Thürme, wie ich ſchon oben anführte, ſich auffallend herunterdrücken. Dieſe Thürme gehören — jetzt nur noch in ihrem Unterbau — mit zu den letzten Reſten jenes Domes, der die Zerſtörungen Bardowycks unter Heinrich dem Löwen und dem lüneburgiſchen Herzog Magnus Torquatus geſehen hatte. Als die Zeit Hitze und Froſt, Wind, Regen und ſchmelzender Schnee, niſtende Falken, Dohlen und Tauben, und der Schwung der ſchweren Glocken, die dort oben durch Jahrhunderte geläutet wurden, den oberſten Theil derſelben zerbröckelt hatten, trug man die ſchadhaften Mauern ab, und da die Mittel fehlten, dieſelben in alter Höhe wieder herzuſtellen, ſetzte man auf den leidlich erhaltenen Reſt die gegenwärtigen hölzernen Spitzdächer, welche das alte Dach des Domſchiffes jetzt ſo demüthigend überragt.

Es fiel mir auf, daß, während die Süd-, Oſt- und Nordſeite des Domes in gothiſchem Stile reſtaurirt oder mit Benutzung alter Mauerreſte neu aufgebaut

war*), die Westseite durch einen häßlichen, dürftigen, trivialen, scheunenartigen Vorbau verdeckt war. In diesen traten wir durch eine morsche Bretterthür und standen dort, zum Lohne unserer Beharrlichkeit, vor den wenigen sicheren Resten des schon im zwölften Jahrhundert als uralt bezeichneten Petri- und Pauli-Domes, der lange schon vor Heinrich's des Löwen Tagen mit seinen Domherren und Vikaren als Wittekind's reiche Stiftung prangte. Diese Reste bestehen aus dem rechteckigen Unterbau der beiden Thürme und dem zwischen diesen liegenden romanischen Portal, dessen Alter bis über die erste Hälfte des zwölften Jahrhunderts, mithin weit über die erste Zerstörung Bardowycks hinaufreicht. Erwägt man nun, daß an der Stelle des heutigen Domes wol auch die erste von Wittekind nach seiner Bekehrung zum Christenthum gegründete Stiftskirche gestanden hat, so möge es Niemand Wunder nehmen, wenn vor diesem Portale, auf diesem Boden, über den der blutige Bekehrer Kaiser Karl der Große und sein mit Blut erkaufter und blutgetränkter Täufling Herzog Wittekind zum Altar Christi, des sanften Propheten des Friedens und der Liebe, schritten, die tiefsten Schauer der Vergangenheit mich umwehten.

*) Dies geschah in verschiedenen Angriffen in dem Zeitraume von 1380 bis 1487.

Als wir in den Dom getreten waren, überraschten uns die großen Verhältnisse, in denen wir den Chor und das Langhaus dieser dreischiffigen Hallenkirche erbaut fanden. Das Innere war reinlich und leer; nur ein paar Grabsteine unberühmter Leute und als Hochaltar ein Triptychon voll geschnitzter, bemalter und vergoldeter Figuren und ein schönes bronzenes Taufbecken aus dem vierzehnten Jahrhundert unterbrachen die nüchterne Einförmigkeit. Auch der Altar ist offenbar ein Vermächtniß der papistischen Zeit, als deren merkwürdigeres und werthvolleres Andenken im Chore zwei Doppelreihen von Chorstühlen aus Eichenholz unter baldachinartigen Krönungen sich befinden, denen anmuthig geschnitzte Reliefs von der Hand eines unbekannt gebliebenen, doch sinnreichen Künstlers zur hohen Zierde gereichen. Der Inhalt dieser um das Jahr 1486 entstandenen Darstellungen ist von fieberhafter Mannigfaltigkeit; Heiliges und Unheiliges erscheint in ihnen bald voll Naivetät, bald wieder voll boshafter Satire durch einander. Die schwindende Glaubenskraft der Laien und die hier vertuschende, dort vertuschte Skepsis und Selbstsucht der Pfaffen findet in diesen Schnitzwerken deutlichen Ausdruck; sie geben ein sprechendes Bild des gährenden Geistes in den letzten Jahrzehnten, welche unmittelbar der Kirchenreformation Luther's vorausgingen. Hier siehst Du allerliebste pausbackige Engelein, Evangelisten

mit ihren Zeichen, alle „beſſeren“ Heiligen, darunter zahlreiche mit Vorliebe behandelte weiblichen Geſchlechtes, z. B. die heilige Eliſabeth mit ihrem Blumenkorb, Kirchenväter, Biſchöfe, dazwiſchen kämpfende Katzen, Affen und Haſen, den edeln Hirſch und das fabelhafte Einhorn, den Löwen des heiligen Markus, den Ochſen des heiligen Lukas, ſofort wieder ungenannte Könige ohne jeden Heiligenſchein, ſich beißende Drachen, wedelnde Hunde, drollige Narrengeſichter und fletſchende Teufelsfratzen.

Wie mag dieſer krauſen Geſellſchaft zu Muthe geweſen ſein, als Herzog Ernſt zu Lüneburg daran ging, zwar mit Vermeidung jeder blutigen Schärfe — mit welcher in der Vorzeit Völker taufende Fürſten und in den der evangeliſchen Reformation nachfolgenden Tagen das Papſtthum vertheidigende Monarchen ſo raſch und gerne bei der Hand waren — jedoch mit allem Nachdruck im im Kanonikalſtifte zu Bardowyck, welches vor allen Stiftern und Klöſtern im Lande das größte Anſehn genoß, die evangeliſche Religion einzuführen! Damals ſpielte ſich zwiſchen den eben beſchriebenen Chorſtühlen eine Scene ab, ſo charakteriſtiſch und merkwürdig, daß ich es mir nicht erlauben darf, dieſelbe meinen günſtigen Leſern vorzuenthalten. Nachdem ſich genannter Herzog Ernſt ſeit dem Jahre 1524 durch Berufung der Klerisei behufs gütlicher Verſtändigung durch Landtagsverhandlungen,

Abſchiede und Mandate, Artikelbücher, auch „ſehr beweg-liche“ Briefe an Einzelne und an Geſammtheiten alle Mühe gegeben hatte, die „gröbſten und unleidlichſten Mißbräuche päpſtlicher Religion“ abzuſchaffen, aber immer auf heftigen Widerſtand, insbeſondere des Erzbiſchofs Chriſtophorus von Bremen und Verden geſtoßen war, erhob er ſich am Sonntag nach Johannis Baptiſtä, das iſt am 29. Juni 1529, in Begleitung ſeines Kanz-lers Johannes Förſter, ſeines Marſchalls Wilkinius Klenkel, etlicher „anderer vornehmer Bedienten“ und einiger evangeliſcher Theologen in ſeinem Schloſſe zu Winſen an der Luhe und ritt nach Bardowyck vor die Thüre des Domes. Drinnen war die Gemeinde zum Gottesdienſte verſammelt, die Stiftsherren ſaßen aber in ihren geſchnitzten Chorſtühlen und ſangen ihre Hora. Mitten ſtand der Kanonikus-Kantor vor ſeinem „Pulpet“, auf dem das pergamentene Choralbuch lag, und into-nirte. Da ließ der Herzog, der im Sattel blieb und draußen in der warmen Sommerluft hielt, den Marſchall durch die nördliche, den Kanzler durch die ſüdliche Kirchenthür ſich in den Chor begeben, und als die bei-den Herren mit Stiefeln und Sporen eingetreten waren, ſangen die Domherren nur deſto kecker und friſcher ihren Choral in die wiederhallenden Bogengewölbe hinauf. Da trat der Marſchall vor, ſchlug mit der linken Hand auf die Decke ſeines Federhutes, mit der Rechten aber

mit ſolcher Gewalt auf des Kantors Choralbuch, daß es in ſeiner ganzen Schwere polternd zu Boden fiel, und gebot Stillſchweigen. Die verſammelte chriſtliche Gemeinde reckte neugierig die Hälſe empor, die Kanonici und ihre Vikarien unterdrückten den gregorianiſchen Wohllaut ihrer Kehlen. „Wo iſt der Dekan?“ fragte der Marſchall den Kantor. „Der Dekan iſt nicht hier“, antwortete dieſer. „Dort ſteht der Senior, geh' hin und ſag' ihm, was Du willſt.“ Der Marſchall wendete ſich zum Senior, welcher Konradus Schneverding hieß, und frug, nachdem er im gleichmäßigen Sinne ſeiner Miſſion mit der flachen Hand auch auf deſſen Brevier geſchlagen hatte: „Herr, wer heft juw ſingen heten?“ (Wer hat euch ſingen geheißen?) Der Senior aber war ein ſchlagfertiger Mann und antwortete: „Herr, wer heft id uns verbaden?“ (Wer hat uns dies verboten?) Ein weiterer Wortwechſel entſpann ſich jedoch nicht; die Chorherren alle nahmen ihre Breviere unter den Arm und gingen, ohne weiter eine Silbe zu erwiedern, durch die Sakriſtei in ihre Kanonikalhöfe heim. Die Gemeinde blieb verſammelt.

Inzwiſchen kam Herzog Ernſt „in hoher Perſon“ ſelbſt in die Kirche und hatte bei ſich, nebſt dem Oberhauptmann Johannes Haſelhorſt, den „fürtrefflichen Theologen“ Matthäus Gynderich. Dieſen ließ er, „weil es doch Sonntag war“, eine ſehr bewegliche und nachdrück-

liche Rede von der hochnöthigen Religions-Reformation halten. Die Bardowycker, welche noch vor einer halben Stunde den Chorgesang ihrer Domherren mit aller Andacht angehört hatten, waren auch mit der Religions-Reformation einverstanden. Sie verließen sich ganz auf ihren Landesfürsten, der doch sonst ein guter Herr war; auch begriffen sie bald, daß durch eine solche Umänderung ihren Stiftsherren, welche den Kopf etwas hoch zu tragen gewohnt waren, die Nasen einigermaßen heruntergezogen werden würden; denn das gemeine Volk erwärmt sich am Leichtesten für Neuerungen, durch welche den zunächst über ihn Stehenden etwas genommen wird, und überdenkt nicht früher ob dieses Genommene ihm — und nicht etwa gerade Jenen zufällt, welche ohnehin vor allen Anderen schon zu viel besitzen.

Als die Gemeinde sich aus der Kirche entfernt hatte, wurden die Kanonici wieder in ihre Chorstühle berufen. Der Herzog versicherte sie nun persönlich seiner landesväterlichen Huld und Gnade, falls sie dem „Evangelio gehorchen" und nicht ferner halsstarrig demselben widerstreben wollten. Darauf ließ er den Prediger Gynderich, den Marschall, Kanzler und Oberhauptmann bei den Domherren zurück, er selbst aber begab sich in den Dechanthof, wohin Wein, Brod, Butter und kaltes Fleisch gebracht worden war, um sich so lange zu erfrischen, bis das reichlichere Mittagsmahl, das man in der

Küche unten zu bereiten begann, fertig geſtellt ſein würde.

Es währte nicht allzu lange, ſo waren die herzoglichen Würdenträger und die Stiftsherren im Dome zu einem Vergleiche gekommen, in welchem die Letzteren ſich verpflichteten, dem mehrgenannten Theologen Matthäus Gynderich zur Verkündigung der „reinen evangeliſchen Religion“ als ihren Domprediger anzunehmen und denſelben aus den Einkünften ihres Stiftes zu beſolden und zu erhalten. Für ſich beanſpruchten ſie nur den Chor und das Recht, ihre Horen wie bisher zu ſingen; auf die heilige Meſſe nach römiſchem Ritus leiſteten ſie aber ein für alle Mal Verzicht. So flog eine durch mehr als ſiebenhundert Jahre geübte Religion mit ihrer Liturgie und ihren Dogmen von Wittekind's Stiftung, leicht wie dürres Laub von einem Baume. Ob dabei der Herzog und ſeine Leute oder auch die Domherren zurückgedacht haben mochten an die heißen Blutſtröme, welche das Land durchfloſſen, und an die Tauſende von ſchuldloſen Menſchen, deren Leichen die Schlachtfelder bedecken mußten, bevor es möglich war, Herzog Wittekind's ſtolzes Haupt über das Taufbecken zu beugen? Und diesmal ging der Glaubenswechſel ſo leicht von ſtatten! — etwas angeſtammte ſüße, „für Leib und Seele der Unterthanen zitternde Landesväterlichkeit“ von Oben, eine kurze Verhandlung, ein paar hochgeſtellte Beamte

und Offiziere, auch die erforderliche Dosis Rücksichtslosigkeit und Grobheit in der Mitte, unten aber das stets vorfindliche Erforderniß an Gedankenlosigkeit und Feigheit — und das große Werk war vollbracht. Freilich hat diese Betrachtung auch ihre Kehrseite, und es wäre daraus auch für die, welche unten stehen, zu lernen, daß der Weg vom Alten zum Neuen mit der Zeit immer ebener wird, wenn man sich nur darüber klar ist, was man will, und den Muth hat, am rechten Orte frisch anzupacken.

Herzog Ernst begab sich aus dem Kanonikalstifte zu Bardowyck nach einander in die Klöster und Stifte Scharnbeck, Oldenstedt, Lüne, Isenhagen und noch in andere, von denen damals die meisten gänzlich aufgehoben wurden, während den Konventualen ihre Bezüge auf Lebensdauer gesichert, den Prälaten, Dechanten oder Senioren fettes Auskommen für die gleiche Zeit zugemessen wurde. Nicht wenige von ihnen, zum Beispiel der Abt Heinrich von Scharnbeck, welcher sein Kloster „ut beweglikeu und redliken Orsaken freywillig und unbenödigt affgetreden und heimgestellet" hatte, traten ohne Verzug in den Stand der heiligen Ehe, wozu sie wol noch in der päpstlichen Zeit die nöthigen Vorbereitungen getroffen haben mögen.

Bardowyck wurde nicht aufgehoben, sondern in ein evangelisches Mannsstift verwandelt, dessen Präbenden

bis auf ein paar geiſtliche Funktionäre ausſchließlich an weltliche Perſonen, welche auch mit wenigen Ausnahmen auf ihren Bedienſtungen oder Beſitzungen auswärts wohnten (in absentia reſidirten), aus fürſtlicher Gnade „zu einer merklichen Aufbeſſerung oder Ergötzlichkeit“ verliehen wurden. So findet man in dem vollſtändig aufbewahrten Verzeichniſſe Hofkanzler, Hofräthe, Gerichts-Aſſeſſoren, Prinzen-Hofmeiſter, Lüneburger Bürgersſöhne, Advokaten, Medicinae Doctores, zuletzt ſogar Studenten als Canonici und präbendirte Domvikarien. Beim Durchblättern jener alten Regiſter, aus deren Kolonnen mir meine Phantaſie ſcheinheilige Mucker, hagere Kriminaliſten, lächelnde Hofſchranzen und weinrothe, lachende Welt- und Lebemänner entgegenblicken ließ, erſchienen mir dieſe mit geiſtlichen Würden und Einkünften dotirten Muſenſöhne als die luſtigſten Perſonen, beſonders „Se. Ehrwürden Herr Johannes Fridericus Deichmann, pro tempore Studiosus et Vicarius der allerſeligſten Jungfrau Maria zu Bardowyck.“

So ſchleppte noch das geiſtliche Stift ſeine weltliche Exiſtenz durch mehr als drei Jahrhunderte hin. Es hatte ſich wieder zu einem ziemlichen Wohlſtande emporgeſchwungen, denn die kaiſerlichen und die proteſtantiſchen Heerführer des dreißigjährigen Krieges fanden bei ihren wiederholten Durchzügen hier reichlich Gelegenheit zu verbrennen, zu verderben, zu rauben, zu ſtehlen und zu

erpreſſen. In den Stiftsakten liegt eine Spezifikation des Schadens, den in den Jahren 1626 bis 1628 der Dom und die Stiftsherren allein an ihrem Eigenthum erlitten. In derſelben zeichnen ſich Poſten, wie die Zerſtörung und Spoliirung der Orgel durch die Kaiſerlichen, die Niederbrennung ſchöner Kanonikalhöfe durch die Dänen, zumal durch die Nachſätze, wie: „obwol man ihnen 100 Reichsthaler bezahlt," oder: „ohnangeſehen man dem Oberſten Neuhoff vorhero zwei koſtbare Becher verehrt," eigenthümlich genug aus. Zuletzt kam Alles zu Bardowyck wieder unter Dach und Fach, in Zaun und Schindeln; erſt dem vorletzten Jahrzehnt unſeres Jahrhunderts war es vorbehalten, dem Beſtande dieſer Wittekind'ſchen Stiftung ein gänzliches Ende zu machen. Ein zur Abänderung der Landesverfaſſung erlaſſenes Geſetz vom 5. September 1845 verurtheilte dieſelbe zur Aufhebung; das Durchführungsgeſetz verleibte das geſammte Stiftsvermögen dem allgemeinen hannover'ſchen Kloſterfonds ein, deſſen geſetzlich geregelte Beſtimmung es iſt, die Landes-Univerſität Göttingen, ſowie Kirchen und Schulen, auch ſonſt milde Zwecke aller Art durch ſeine Revenüen zu unterſtützen.

Erſt im Jahre 1862 ſchlug des Stiftes letztes Stündlein, denn im Hof- und Staatshandbuche für das Königreich Hannover für das Jahr 1862 iſt noch der Perſonalſtand des Stiftes verzeichnet, im Jahrgange des-

ſelben Handbuches für 1863 iſt es bereits gänzlich verſchwunden, ſo wie wenige Jahre ſpäter das ganze Königreich Hannover ſelbſt. Das Handbuch für 1862 enthielt noch die Namen aller Stifts-Dignitäre und Präbendiſten, darunter ſieben Kapitulare, zwei Canonici, acht Canonici minores, bis auf den erſten Stiftspaſtor lauter Laien, königliche Beamte, ſogar Offiziere. Wir Zeitgenoſſen wiſſen und fühlen es am Beſten, was die modernen Armeen verſchlungen haben; wenn aber unſere Offiziere gar noch Domherrenſtühle verſchlängen — ah, das ginge doch zu weit!

Möge nunmehr die Landes-Univerſität Göttingen, die altberühmte Georgia Auguſta, an frommen Gebeten und in wiſſenſchaftlicher Lehre und Forſchung Alles das nachholen, was Wittekind's Stift in ſeinem mehr als tauſendjährigen Beſtande offenbar verſäumt hat. Denn wenn es heutzutage auch nicht mehr möglich iſt, die dort geleiſteten Gebete zu kontroliren, ſo bleibt es doch ein gar geringes Denkmal, wenn eine ſorgenfrei geſtellte geiſtliche Kongregation in tauſend Jahren außer verſchollenen Leichenreden, allerhand „Lebens- und Sterbensbüchlein“ und derlei Traktätlein keine anderen der Nachwelt nützlichen Arbeiten hinterläßt, als des Präpoſitus Jacobi Schomaker handſchriftliche Chronik von Lüneburg und des Stiftsſchul-Rektors Chriſtian Schlöpken Chronikon der Stadt und des Stiftes Bardowyck.

Unter den obigen hoffnungsreichen Wünschen für eine immer ersprießlichere Thätigkeit der berühmten Universität Göttingen verließen wir den Dom durch sein südliches Portal. Als ich wieder auf dem mit welkem Baumlaub bestreuten Rasen stand, faßte mich mein Freund an den Schultern, drehte mich um und zeigte mir lächelnd einen bemalten, offenbar nach einem vor Zeiten unbrauchbar gewordenen byzantinischen Originale geschnitzten Löwen, der ziemlich mißgestaltet über dem Kircheneingange in einer Nische saß und auf seinem Postamente die mit den chronikalen Überlieferungen — welche nur den Wortlaut: „Vestigia leonis“ kennen — nicht übereinstimmende und weniger lapidar klingende Inschrift: „Leonis vestigium“ trug.

Beim Anblicke dieses nüchternen Ungethüms erfaßte mich ein wahrhaft jugendlicher Zorn. Die ganze Pracht und Fröhlichkeit der uraltreichen Handelsstadt Bardowyck stieg vor meiner Seele noch einmal empor: ich sah den wüthenden Landesfürsten, der sein eigenes Erbgut mit Feuer und Schwert verwüstet, dem neuen Schooßkinde Lübeck zuliebe, das er doch zuletzt und auf immer verlieren mußte; ich sah Stahl und Blut, Flammen und Schutt, von sausenden Kugeln durchschwirrten Pulverdampf, Wolken von Staub und endlose Langweile, von denen eingehüllt die mächtige Stadt langsam herunterſank zur völligen Bedeutungslosigkeit eines gemüse-

bauenden Fleckens. „Du armſeliger Knirps," ſagte ich, „Du Zerrbild eines Löwen! Du alſo biſt es, der alles Bürgerglück dieſes Gemeinweſens gefreſſen hat! Du biſt nicht der Letzte deiner Gattung! Hättet ihr heute noch freie Bahn, wie damals, ihr würdet immer wieder die Früchte des in immer hellerem Lichte arbeitenden Völkerfleißes auffreſſen, daß nichts übrig bliebe als Finſterniß, Verkommenheit, Elend — vestigia leonis! Es iſt nur ein Glück, daß ihr Löwen ebenſowenig bis in den Himmel wachſet, als die Bäume, und daß die wenigen aus euch, welche noch irgendwo rauben und brüllen, durch allerhand Ereigniſſe, Zuſtände und Erfindungen gezähmt und zuletzt ausgerottet ſein werden."

Alles dieſes ſagte ich, aber ich ſagte es wohlweislich nur im Stillen, innerlich zu mir ſelbſt. Mein Freund, der nichts von meinem innerlichen Zornausbruche ahnte, meinte, er wolle mich in meinen angenehmen Betrachtungen nicht ſtören; er werde nachſehen, wo unſer Wagen halte, und denſelben behufs der Heimfahrt herbeirufen.

Als er mich verlaſſen hatte, fegte ich mit meinem Taſchentuche die welken Blätter von einem Bretterbänklein, das unter einem altersſchwachen Birnbaume ſtand, ſetzte mich, müde und aufgeregt wie ich war, nieder, und es ſank ein Traum auf meine Seele herab. Es war aber kein Traum aus Geſichten, es war ein Traum aus lauter Klang und Schall. Zuerſt war es mir, als

Hörte ich in den windbewegten Äſten oben die Dryaden ſeufzen, die unvergänglichen Geiſterſtimmen der Natur. Dann vernahm ich die Hymnen der Barden, welche den angeſtammten Götzen Radegaſt, als den Inbegriff aller Götter- und Menſchenfürſorge prieſen, hierauf den Chor der Druiden und den wehmüthigen Klagegeſang des armen vaterländiſchen Prinzen, dem ſie nach verlorener Schlacht mit ihrem heiligen Beile den Kopf vom Rumpfe ſchlugen. Aber ſchon erklangen die Schlachthörner Karl's des Großen, und als dieſe nach einer jubelnden Siegesfanfare ſchwiegen, hörte ich das geweihte Waſſer in das Taufbecken Herzog Wittekind's leiſe niederplätſchern. Dieſer friedliche Schall währte aber nicht lange — ich vernahm das Zorngeſchrei Heinrich's des Löwen und ſeiner wüthenden Krieger, das Kniſtern der Flammen, das Stürzen der Mauern, das Angſtgeheul der Weiber, den Aufſchrei der Kinder, dazwiſchen das Brüllen des Stadtbullen von Bardowyck. Danach wurde es wieder ſtill, nur an der Ilmenau draußen knarrten und ächzten die Krahnen, welche die verkauften Quaderſteine der zerſtörten Stadt in Schiffe luden, um ſie nach Hamburg hinunterzuführen, während im Dome feierlicher Orgelklang, dazu Flöten, Geigen, Trompeten, Pauken und helle Stimmen erſchallten, welche das päpſtliche Hochamt ſangen. An ihre Stelle trat das ſchmucklos-andächtige, proteſtantiſche Kirchenlied; bald aber wurde auch dieſes übertönt von

Pferdegetrappel, Kanonengeraſſel, vom Gejohle und rohen [redacted] Gelächter wilder Soldatenhaufen, von frechem Geſchrei [redacted] der fahrenden Dirnen und dem verzweiflungsvollen [redacted] Weinen der verfolgten und mißhandelten Dörferinnen [redacted] des dreißigjährigen Krieges. Auch dieſe wilden Klänge [redacted] verrauſchten. Zuletzt hörte ich nur noch das Kritzeln [redacted] von Federn, welche die Protokolle und Inventarien der [redacted] Kloſter-Aufhebungs-Kommiſſion niederſchrieben, dazwiſchen [redacted] das Rollen von Karren, welche Zwiebeln nach Hamburg [redacted] führen.

Welche von allen dieſen Stimmen hat Recht? frage [redacted] ich mich. Iſt es die immer wieder erwachende Stimme der Natur? Sind es die Lehren der Götter, welche uns allerdings immer erſt aus zweiter Hand zugekommen ſind? Iſt es der Papſt oder der Luther? Hat der Sieger Recht, weil er ſiegte? Hat der Beſiegte Unrecht, weil er unten lag? Noch einmal: Wer hat Recht? Sind es die, welche weinen, oder die, welche lachen? Oder ſind es die, welche im Schweiße ihres Angeſichtes den Boden bauen, um alles Andere ſich nicht kümmern und froh ſind, wenn ſie ſich nur ſatt eſſen können?!

Da legte ſich mir eine Hand ſanft auf die Schulter, — es war die meines Freundes. „Nun biſt Du gar eingeſchlafen! Unſer Wagen iſt vorgefahren.“ Wir beſtiegen denſelben und fuhren in das an Denkmälern der Vorzeit ſo reiche Lüneburg hinauf.

Mein Freund war eingenickt, auch in mir verſtummte eine fragende Stimme nach der andern, wie in der Laubeskrone der alten Kirchhof-Linde, wenn Abends ſpät die Dorfvöglein aus Garten, Feld und Wieſe heimgeflogen kommen und ihre Schlafſtellen ſuchen. Nur noch ein ſchnelles Wort, einen kurzen Gruß ſchenkt eines dem andern. Jetzt ſchweigen alle. Da fällt noch einem Vöglein etwas Wichtiges ein. Raſch zwitſchert es, was ihm am Herzen liegt — es giebt ihm aber Niemand mehr Antwort.

Und ſo habe auch ich bis heute auf die Fragen, welche ich am Schluſſe meines Traumes ſtellte, die Antwort nicht erhalten können.

n italieniſchen Fürſten und Städten.

I. Ferrara und das Haus Este.

Ferrara war einſt eine wehrhafte Stadt — prächtig, hmreich durch „großherzige“ Fürſten, welche nicht nur ch Bedarf „gute Degen“, ſondern auch die beſten Dichter, aler, Staatsmänner und Philoſophen Italiens an ihrem ›fe zu verſammeln wußten. Einmal wehte ſogar ein ıuch von geiſtiger Freiheit durch die finſtere, blutbe- engte Hofburg der viel verherrlichten Eſtenſer, als :rzog Herkules' II. Gemahlin, Renate, eine Königs- hter aus Frankreich, dem Johannes Calvinus, dem entwegteſten unter allen Kämpfern gegen die ange- ıßte Übermacht des Papſtthumes, zu Ferrara heim- he und ſichere Zuflucht gewährte. Dieſes Aufflackern s „neuen Lichtes“ löſchte jedoch Herzog Herkules durch e Verbannung Renatens, die er auf immer von ſich ıd ihren Kindern trennte.

Von Ferrara's alter Pracht und Macht ſind nur nige Spuren noch vorhanden. Fährt man vom Bahn- f über das weite Glacis, auf dem hin und wieder ein tück Vieh weidet, oder ein bischen italieniſche Armee,

in schlechtem Zwillich gekleidet, sich in den Waffen übt, in die stille Stadt, so erblickt man die alten Festungswerke, welche, wie ein längst abgedankter Soldat, grau und verfallen nicht mehr daran denken, sich gegen irgend einen Feind zu wehren. Die einst so kräftigen Mauern zerbröckeln in Wind und Regen, ihre Steine kollern in den nassen Graben und versinken in den regungslosen Sumpfgewässern, wie die Erinnerung an bessere Tage in einer thatenlosen und verarmenden Gegenwart spurlos untergeht. Hat man die ersten, wie allerwärts dürftigen Straßenanfänge hinter sich, so trifft man wol schön gebaute Paläste in der Reihe, aber die hohen Fenster, in denen einst hohe Pracht sich spiegelte, aus denen laute Fröhlichkeit erschallte, sind nicht selten mit — jetzt auch schon morsch gewordenen — Brettern verschlagen; im säulenreichen und stolz gewölbten Thorwege sitzt ein zerlumptes Weib mit ungekämmten Haaren und einem halbnackten Kinde, auf den Marmorstufen des prächtigen Stiegenhauses wachsen Schwämme und Schimmel, wol auch an Stellen, welche die Sonne zu bescheinen vermag, ein Strauß von blauen Glockenblumen, unter dem in heißen Sommertagen die hellgrüne Eidechse ungestört schläft. Die Marmorfaçaden prunken mit in Blüthentagen der Kunst und des Reichthums verschwenderisch erfundenen Kapitälern und anderen Ornamenten, welche langsam zerfallen und hinunterstürzen in den Straßenstaub. Nicht

besser ergeht es in unseren Tagen der Großherzigkeit und der Kunstliebe der Fürsten und Herzöge aus dem Hause Este. Wie vor dem Ansturm von Wind und Regen und unter dem unhörbaren Nagen des Zahnes der Zeit die Festungswerke und die Pracht der Paläste, verbröckeln auch diese viel verherrlichten Eigenschaften der meisten Estenser vor dem Walten der unverblendeten Forschung der Neuzeit, die Blätter fallen, dürr geworden, von den lange sorgsam bewahrten, durch die Überlieferungen so vieler Lobgedichte und durch den Weihrauch gefälliger Geschichtschreiber historisch gewordenen Lorbeerkronen. Vor dem Zischen des zornig rächenden Richtbeiles, dem Kettengerassel und dem Gedröhne unbarmherzig zugeworfener Kerkerthüren verstummt der alt gewordene Ruhm.

Eine Wendung der Straße, welche von der Eisenbahn hereinführt, und wir halten vor dem alten Herzogsschlosse, welches nicht durch Zierlichkeit, wohl aber durch Einheit des Stiles, durch überlegte Vertheilung und Anordnung der imposanten Massen meines Erachtens die berühmte Herzogsburg zu Urbino übertrifft. Ein von steinernen Brustwehren eingefaßter breiter Wassergraben umgiebt das alte feste Gebäude, das mit seinen Zinnen und gewaltigen Thürmen alle Bauten in seiner Umgebung hoch überragt. Stünde es in Deutschland oder in Frankreich, längst wären Schwäne in die Gewässer gesetzt, in denen es sich spiegelt; hier begnügt man sich mit Fröschen,

Unken und Wasserschlangen, welche auf eigene Rechnung sich im feuchten Elemente angesiedelt haben. Über eine Zugbrücke und durch einen weiten Thorbogen gelangt man in den Schloßhof. Das Schloß wurde vom Markgrafen Nikolaus II. von Este zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts zu bauen angefangen, von seinen nächsten Nachfolgern vollendet, und insbesondere unter Niccolo III. von den größten Meistern der ferraresischen und venetianischen Schule, zumeist von Gianbellin, Tizian und Dossi, mit den prachtvollsten Gemälden geschmückt. Niccolo III. wird von den italienischen Geschichtschreibern mit dem schönsten Lobe überhäuft, das einem Fürsten gespendet werden kann. Er habe die verwahrloste Universität zu Ferrara zu hohem Glanze, zu segensreicher Fruchtbarkeit emporgehoben, eine neue Hochschule zu Parma gestiftet, Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften in aller Weise gefördert, mit freigebiger Hand die berühmtesten Dichter und Gelehrten an seinen Hof gezogen. So schreiben zu seiner Zeit und noch später die Historiographen am estensischen Hofe. Es ist erklärlich, daß ein Dichter unserer Tage aus Österreich sich in seltsamer Weise angeregt fühlt, wenn er im Hofraume einer Fürstenburg steht, deren mächtig herrschende Bewohner nicht nur als Freunde und Förderer der Künste des Friedens*)

*) „Principi principini — palazzi, giardini, principi principoni — soldati, canoni.“ sagt ein italienisches Sprüchwort.

:prieſen ſind, ſondern ſogar aus den Blüthen der Dicht=
:nſt ihre ſtolzeſten Kränze flochten. (Man glaubt es
:ute kaum noch, daß es, und zwar in kriegeriſchen
eiten, ſolche Fürſten geben konnte!) Das Bild des
larkgrafen Niccolo III. von Eſte fing an in magiſcher
erklärung vor meinen Augen zu leuchten. Wie unfürſt=
h-menſchlich müſſen dieſe Fürſten in jenen Tagen unter
ren Zeitgenoſſen geglänzt haben! Mich blendete der
igewohnte Glanz! Da flog vor meinen Augen ein
ſcher irdiſcher Feuerſchein auf, der mich aus meinen
räumen weckte. Der Kaſtellan, welcher meine Führung
ernommen hatte, war beſchäftigt, bei hellem Tage einige
chter anzuzünden. „Wozu?“ fragte ich. „Wir wollen
ch die Kerker beſuchen, in welchen die ſchöne Pariſina
id ihr Stiefſohn Hugo lagen, bis Markgraf Niccolo III.
- der Gemahl der Erſteren und der Vater des Letzte=
n — beide enthaupten ließ. Das iſt ja doch die größte
:erkwürdigkeit im Schloſſe!“ ſetzte der Gefragte mit aller
aivetät hinzu.

Die Kerker, in welche wir hinabſtiegen, waren finſtere
iterirdiſche Kammern, mit kleinen Gitterfenſtern oben,
r denen das Waſſer des Schloßgrabens rauſchte. An
n feuchten niedrigen Gewölben webte der matte Schein
iſerer Lichter und die Erinnerung an die rohe Willkür
ittelalterlicher Herrſcher. Die von mir aus verläßlichen
uellen geſchöpfte Geſchichte von der ſchönen Pariſina

und dem nicht minder ſchönen Prinzen Hugo, welche Lord Byron in ſeiner Weiſe umgeſtaltete und beſang, hat ſich aber in Wirklichkeit zugetragen, wie folgt:

Niccolo III. hatte ſeine einſtige Geliebte, Stella dell' Aſſaſſino nach ſeiner erſten Ehe mit der fünfzehnjährigen Prinzeſſin Gigliuola von Carrara im Jahre 1405 einen Sohn geboren, der Hugo getauft wurde, und „di bellissimo aspetto e di amabili costumi“ heranwuchs. Nach Gigliuola's Tode heirathete Niccolo die Pariſina, eine ſchöne Prinzeſſin aus dem wilden Geſchlecht der Malateſta, der gewaltigen Herren von Rimini. Niccolo liebte ſeinen Sohn Hugo über Alles; es bereitete ihm darum großen Schmerz, als er wahrnehmen mußte, daß Pariſina ſeinen Liebling kaum beachtete, ja von Tag zu Tag, trotz deſſen Liebenswürdigkeit, demſelben ſichtlich immer abgeneigter ſich zeigte. Eines Tages verlangte Pariſina, daß ihr Gemahl mit ihr eine gewiſſe kleine Reiſe unternehme, von welcher ſie ſich viel Vergnügen verſprach. Niccolo hatte dieſen Ausflug ſchon wiederholt abgeſchlagen, als aber die Bitte ſo dringend wiederholt wurde, hoffte er aus der Erfüllung derſelben für ſein gekränktes Vaterherz und ſeinen zurückgeſetzten Liebling Nutzen ziehen zu können, und er willigte in das Begehren Pariſina's unter der Bedingung, daß Hugo mit bei der Partie. Dieſer Bedingung fügte ſich Pariſina, die Reiſe wurde angetreten und Niccolo, von der für ihn

unwiderſtehlichen Liebenswürdigkeit ſeines Sohnes durchdrungen, war überzeugt, daß das Tage lange enge Zuſammenſein mit der eigenſinnigen jungen Stiefmutter die Abneigung der Letzteren gänzlich überwinden und für alle Zukunft ein herzliches Zuſammenleben begründen würde. Schlimmerweiſe kam es noch beſſer als Niccolo es hoffte. Pariſina's Haß ſchlug in heiße Liebe um, und als die fürſtliche Reiſegeſellſchaft nach Hauſe kehrte, war Alles überwunden, auch das, an deſſen Überwindung der ſorgſame Vater und Gatte gewiß nicht gedacht hatte. Stiefmutter und Stiefſohn lebten nun in der herzlichſten Weiſe; von der Beſchaffenheit ihres Glückes hatte Niccolo keine Ahnung. Da kam ſein ergebenſter Kammerdiener, Giorgio Zoeſe, eines Morgens am Vorgemache der Markgräfin vorüber, als eine ihrer Zofen weinend, mit zerrauftem Haare aus den Zimmern ihrer Gebieterin trat. Zoeſe fragte das Mädchen um die Urſache ihrer Thränen und ihres übeln Zuſtandes; dieſe erwiederte: Pariſina habe ſie aus geringer Veranlaſſung geriſſen und geſchlagen, das geſchehe nicht ſelten, die ſchöne Frau ſei eben eine aus dem Geſchlechte Malateſta, die nichts zu ſchonen pflegen und keine Schranken kennen. Wenn ſie — als arme Magd — ſo boshaft wäre als ihre Herrin, ſo könnte ſie ſich wol empfindlich rächen. Sie dürfte nur dem Markgrafen von den unerlaubten Vertraulichkeiten erzählen, die täglich zwiſchen ſeiner Gemahlin und ſeinem Sohne Hugo ſtattfänden.

Der Kammerdiener wußte nichts Beſſeres zu thun, als die Worte der Zofe ſchleunigſt dem Markgrafen zu hinterbringen. Der erſchrak nicht wenig, doch zweifelte er lange und viel, bis er endlich den Entſchluß faßte, ſich vom Thatbeſtande zu überzeugen. Er ließ den Fußboden des über Pariſina's Schlafzimmer liegenden Gemaches durchbohren und legte ſich dort am 18. Mai 1425 — meine Quellen ſind von großer Genauigkeit — auf die Lauer. Was er ſah, erfüllte ihn mit Zorn, Wuth und blutigem Rachedurſt. Sofort ließ er ſein Weib, ſeinen Sohn, den dienſtthuenden Kammerherrn Aldobrandini Rangoni, dann die beiden Zofen verhaften, Pariſina aber und Hugo in jene Kerker am Fuße des Löwenthurmes und unter dem Waſſerſpiegel des Schloßgrabens werfen, die man heute noch als die größte Merkwürdigkeit der Herzogsburg in Ferrara den Fremden zeigt.

Der Markgraf befahl ſchnellen Prozeß vor dem ordentlichen Gerichte, und dieſes erkannte gegen alle Beſchuldigten auf den Tod. Wer nur Zutritt und Einfluß bei Niccolo hatte, vor Anderen der edle Ugoccione Contrario, nicht weniger der Miniſter Alberto del Sale beugten unter heißen Thränen das Knie vor dem beleidigten Gatten und Vater, vor dem wuthentbrannten Fürſten. Drei volle Tage flammte unausgelöſcht Niccolo's Zorn, endlich mitten in der Nacht des 21. Mai gab er plötzlich den Befehl, die Verurtheilten hinzurichten.

Genau schrieb er die Ordnung und den Vorgang des Vollzuges vor. Giorgio Zoese, der Verräther des Geheimnisses, mußte Parisina am Arme zum Tode führen. Die Ärmste meinte, man führe sie auf eine Fallthüre (trabochello), um sie dort in die Tiefe zu stürzen; eine Vorrichtung, welche sich damals in fürstlichen Palästen für mit besonderer Zartheit zu behandelnde Fälle immer vorfand. Giorgio Zoese gab ihr jedoch den Aufschluß, daß ihr Schicksal das Richtbeil sei. Da fragte sie, ob sie am Richtplatze ihrem Hugo begegnen werde. Als man ihr aber antwortete, daß dieser bereits enthauptet sei, seufzte sie, „so will auch ich nicht länger leben," warf den wenigen Schmuck, den sie noch trug, zu Boden, riß den Schleier von ihrem Halse, verhüllte damit ihr Gesicht und beugte ihr Haupt dem Streiche, welcher der gräßlichen Scene ein Ende machte.

Der Markgraf suchte nicht den Schlaf in dieser schrecklichen Nacht. Ruhelos durcheilte er alle Räume des Schlosses, wer ihm begegnete wich vor seinem entstellten, leichenblassen Antlitz zurück. Er ließ den Hauptmann rufen, dem er den unverweilten Vollzug der Hinrichtung befohlen hatte, und fragte ihn, ob Hugo bereits todt sei. „Sofort, als Du es befohlen, fiel sein Haupt," entgegnete der Gefragte. „So bringe auch mich um," schrie der Markgraf seinen Wams aufreißend, „weil ich so vorschnell meinen Hugo sterben ließ." Er zerbiß den

Stock, den er mit sich führte, er lag in Jammer und Thränen bis das Morgenroth durch die Fenster brach. Am andern Tage ließ er das Geschehene an alle Höfe Italiens berichten, darauf verfiel er wieder in verzweiflungsvolle Wehklagen, die aber nur seinem getödteten Lieblingssohne, nicht seiner Gattin galten. Er raufte sich die Haare aus, schlug sich mit den Fäusten in's Gesicht, wüthete gegen sich und verwünschte die Stunde seiner Geburt. — Obwol seine Umgebung eine Zerknirschung seines Innern und eine gänzliche Milderung und Umkehr seines von Reue durchwogten Gemüthes hoffte, geschah am dritten Tage ein Ausbruch seiner blutdürstigen Bosheit, der die ganze Stadt Ferrara auf's Neue mit Furcht und Entsetzen erfüllte. An diesem Tage ließ er, gleichsam zur Bekräftigung und Rechtfertigung von Parisina's Tode, alle Frauen der Stadt, welche er des Ehebruchs schuldig wußte oder — vermeinte, darunter die Laodemia Romei, die Gattin des Präsidenten seines Hofgerichts, auf dem gewöhnlichen Richtplatze in der Vorstadt S. Giacomo gegenüber der Festung enthaupten. Dieses blutige Sittenrichteramt maßte sich ein Herrscher an, der, obschon er von Parasina zwei Töchter — Lucia und Ginevra *) — sein nannte, nicht weniger als einundzwanzig uneheliche Kinder hinterließ (die Geschichtschreiber Giraldi und Sardi

*) Von seiner dritten Gemahlin, Rizzarda di Saluzzo, überlebten ihn zwei Söhne: Ercole und Sigismondo.

zählen noch mehr), von denen er die Söhne der schon während seiner ersten Ehe erkorenen Geliebten, Stella von Assassino, Lionel, Borso und Hugo, in jeder Weise bevorzugte, den Lionel aber vor seinem in Mailand, unzweifelhaft durch beigebrachtes Gift erfolgten Tode, mit Übergehung ehelicher Sprossen zu seinem Nachfolger in der Herrschaft bestimmte. Und von diesem Markgrafen Niccolo III. sagt Antonio Frizzi in seiner Geschichte von Ferrara (III, 442): Die „Unenthaltsamkeit, welche allein den Glanz des Namens dieses Fürsten hätte trüben können, wird weit überboten durch die Proben von Gerechtigkeit und — Menschlichkeit, die er während seiner langen Regierung gegeben. Nach dem Urtheile der Monarchen seiner Zeit und ihrer Kabinette war er Einer der ruhmreichsten Fürsten des erlauchten Hauses Este".

Vollgesättigt von diesen Erinnerungen an estensische „Großherzigkeit" eilte ich aus den Kerkern unter dem Löwenthurm, grüßte das unbestechliche Licht des Tages, das Alles langsam, doch sicher in's Klare setzt und setzen wird, und ersuchte den wohlunterrichteten Cicerone, der vor mir auf den Kutschbock stieg, er möge mich an irgend eine Stelle führen, wo noch ein Abglanz besserer Thaten, zum Beispiel aus den kunstverschönerten Tagen Herzogs Alfonso II. leuchtet, von denen Goethe uns Genossen der heutigen Zeit in seinem „Tasso" ein so beneidenswerthes Bild geschaffen hat.

Als mein Cicerone von Alfonſo II. hörte, nickte er verſtändnißſinnig. „Capito!“ ſagte er und wendete ſich mit einigen Worten an den Kutſcher, die mich jedoch das Gepolter des Wagens, welcher über die Zugbrücke in die Stadt hinausrollte, nicht mehr vernehmen ließ.

Bald darauf hielten wir vor einem umfangreichen Gebäude in der Strada della Giovecca und mein Cicerone bedeutete mich, daß wir uns vor dem Hoſpital Santa Anna befänden, welches eine weſentliche Erinnerung an die Regierung des Herzogs Alfonſo II. enthalte. So iſt es auch. Zunächſt neben dem Thore iſt eine Marmortafel in die Wand gemauert, welche den Leſer benachrichtigt, daß hier der Dichter Torquato Taſſo von 1579 bis Mitte des Jahres 1586 „nicht ſo ſehr an Geiſte erkrankt, als an Melancholie leidend“ eingeſchloſſen war. Oh Alfonſo! Du großer Mäcenas! o du geprieſener eſtenſiſcher Muſenhof, der durch Arioſto und Taſſo bis zu uns herüberglänzt, von deſſen traditionellem Ruhme ſelbſt Goethe geblendet wurde und uns in ſeinem dramatiſirten Taſſo eines jener ehrfurchtvoll erlogenen Fürſtenbilder brachte, welche Geſchichte und Dichtkunſt uns nur allzureichlich geliefert haben.

Sagt nicht Taſſo bei Goethe zum Herzog Alfons, als er dieſem ſein eben vollendetes Epos „das befreite Jeruſalem“ überreicht:

Hast Du mir nicht, Du kluger, tapfrer Fürst
Das Alles eingeflößt, als wärst Du
Mein Genius, der eine Freude findet,
Sein hohes, unerreichbar hohes Wesen
Durch einen Sterblichen zu offenbaren.

Tasso spricht hier in demselben Tone, in welchem Goethe die Ankunft der Kaiserin von Rußland und anderer fürstlicher Personen am Hofe zu Weimar oder in Karlsbad zu besingen pflegte. Also nicht so sehr wegen Krankheit, als wegen Melancholie, wegen Schwermuth, welche doch so leicht des Dichters Welt umfassenden Geist ergreift, wurde man vom estensischen Musenhofe in's Narrenspital gesperrt und dort dem Schrecken der hoffnungslosen Einsamkeit, dem Mangel der bis in die ekelhaftesten Konsequenzen ausartenden Pflegelosigkeit überantwortet! Das „hohe, unerreichbar hohe Wesen" Alfonso's II. (wie Goethe es nimmt) hat sich in Tasso's Kerker im Spital von Santa Anna ein unzweideutiges Denkmal gesetzt.

Ein Hausdiener führte mich durch einen gewölbten Gang, der an seinem Ende mit einem Holzgitter geschlossen war, durch welches man in einen vernachlässigten Garten sah, in ein niedriges Gewölbe, welches sein kümmerliches Licht durch die geöffnete Thür und ein daneben befindliches Gitterfensterchen erhielt. Aus braunen Bruchsteinen bestanden die Wände, auf welche der Schimmer des kleinen Lichtes, das der Diener trug, dürftige Streifen warf. Erstaunt und erschreckt blickte ich um

mich. Da zeigte mir der Diener — wie begütigend — ein zugemauertes Fenster und versicherte mich, Tasso habe zu seiner Zeit durch dasselbe „bequem" hinüber zu Alfonso's Schlosse und auf die Fenster seiner geliebten Prinzessin Eleonora blicken können. Auch habe Tasso's „Appartement" damals noch aus einem zweiten „Zimmer" bestanden, das sich unmittelbar neben dem befindet, „in welchem wir weilen." Die Thüre, welche hinüberführte, sei aber vorlängst zugemauert worden, denn es diene seit langer Zeit schon als Holzkeller. Auch habe der kleine Garten, der jetzt da draußen unter Schutt und Dornsträuchern erstickt, zu Tasso's freier Verfügung gestanden, und mithin der Dichter hier einen „ganz angenehmen Aufenthalt" gehabt. An den Wänden von Tasso's Kerker liest man die Namen vieler Besucher, darunter auch die des Lord Byron, der denselben hierher schrieb, als er mit der schönen Gräfin Guiccioli in Glück und Freude über Ferrara nach Ravenna fuhr. Man pflegt in allen Reisebüchern, in den meisten Biographen sowie in anderen Schriften, welche sich mit Tasso's Leben und Werken beschäftigen, die Ursache seiner Einschließung zu Santa Anna als eine gänzlich unaufgehellte zu bezeichnen, dabei fehlt es nicht an Entschuldigungen und Beschönigungen zu Gunsten Herzog Alfonso's II. Der Grund hiervon ist, daß die gleichzeitigen und auch die meisten späteren, zumal ferraresischen, Schriftsteller bewundernd und ehr-

furchtsvoll ersterbend auf dem Angesichte lagen, wenn sie von einem Fürsten schrieben, der Dichter und Gelehrte neben anderem Luxus an seinem Hofe unterhielt, ja — daß dieselben darauf hinauskamen, dem Tasso, seinem Eigensinne, seiner Launenhaftigkeit den Großtheil der Schuld an seinem finsteren Schicksal zuzumessen. Selbst Goethe, der so leicht und so gern an Fürsten alles „hoch, überhoch" fand, konnte es sich nicht versagen, in dieser Richtung auch seinen Stein auf Tasso zu werfen. Man lese nur Antonio's vierte Rede im ersten Auftritte des fünften Aufzuges.

Warum Alfonso den Tasso einkerkerte, ist jetzt ganz aufgehellt. Man braucht nur die Stellung der „berühmten" Dichter an den Höfen der italienischen Fürsten jener Zeit und den Charakter dieser Fürsten in's Auge zu fassen, und es ist Alles in's Klare gestellt.

Mir ist immer das Glück der von Fürsten begünstigten Dichter, auch oft der Werth dieser Dichter selbst bedenklich erschienen. Don Luigi Tosti, ein Benediktinermönch aus Monte Cassino, hat im Jahre 1877 ein merkwürdiges Buch herausgegeben, das den Titel führt: „Torquato Tasso e i Benedettini Cassinesi", aus welchem sich, wenn man es mit den Schriften Serassi's, Frizzi's und selbst des sammtpfötigen Pigna vergleicht und aus diesen ergänzt, von den italienischen Hofdichtern

und dem Charakter der Fürſten, die mit ſolchen prunkten, folgendes Bild ergiebt.

Das goldene Zeitalter für Kunſt und Wiſſenſchaft war in Italien unter der Regierung Lorenzo's des Prächtigen in Florenz, und Leo's X. in Rom; denn jener Bürger und dieſer Papſt liebten und ſchätzten Künſtler und Gelehrte, ohne ſie zu mißbrauchen. Hierauf folgte die Zeit, in welcher die neuen Herren, welche ſich als Fürſten an die Spitze ausgelöſchter Republiken geſtellt hatten, von den Gelehrten allmälig ſich abwendeten, Dichter aber und andere Künſtler wie Blüthenzweige und Blumengewinde verwendeten, um damit ihre friſchen Kronen und ihre jungen Throne zu verzieren. Ganz andere Rückſichten, als die auf Werth und Würde der Kunſt, walteten damals bei den Werbenden und den Geworbenen vor. Ich will nicht von den Malern und Architekten reden, der Natur ihrer Kunſt nach ſind ſie an den Wagen der Reichen und der Mächtigen geſchmiedet; aber die Dichter, die Genoſſen der freieſten aller Künſte, bequemten ſich zu dem niedrigſten Hofdienſt. Das ſechzehnte Jahrhundert war nicht mehr die Zeit Dante's; ſeinen Nachfolgern war die ſtarke Tugend, das freie Wort, der hohe Beruf ihrer Väter verloren gegangen; um Brod und „Ehren" gingen ſie zu Hofe und ſtanden dort bei Falken und Windhunden, durch hohen Flug und Sprung den Geiſt ihres „großherzigen" Fürſten zu ergötzen.

Traurig war das Loos der etwa unentbehrlichen Gelehrten, wechselvoll das Geschick der Künstler, am schlimmsten aber die Stellung der Dichter an jenen Höfen, weil in ihnen das Edelste, der freie, Alles — die Welt und Gott — umfassende Geist in die strengen Fesseln einer Knechtschaft geschlagen wurde, weil er durch diese den Launen eines Fürsten ausgeliefert war. Die Fürsten — und zumal die italienischen — des sechzehnten Jahrhunderts waren ein gar eigengeartetes Geschlecht; ihnen war zwar ihr eigenes Blut, nicht aber das ihrer Unterthanen „ein ganz besonderer Saft". In den milden Fürsten unserer Tage ist dieser Zug nur noch in Kriegsläuften, selten in Friedenszeiten erkennbar. Karl V., römisch-deutscher Kaiser, König von Spanien und beider Indien, war damals das Musterbild aller übrigen Monarchen. Er vermochte es nie, sich als gleichgeartetes Geschöpf, das heißt als Mensch, in die Reihe der übrigen Söhne Adams zu stellen. Er war nicht menschlichen, er war königlichen Geblütes. Alle, auch die kleinen und kleinsten Fürsten, stellten sich auf denselben Standpunkt. Nicht Fürst und Nichtfürst, Fürst und Mensch — so lautete der Gegensatz. Der Unterschied zwischen beiden war nicht zu begreifen, aber er war zu fühlen. Durch die geradezu göttliche Verehrung, welche die Fürsten jener Tage beanspruchten und widerspruchslos erhielten, entrückten sich ihre Thaten dem Urtheile und jedem Einfluße

ihrer Unterthanen; dunkel, oft unverständlich, immer aber unwiderstehlich blieben ihre Entschlüsse, ob sie Einen, oder Viele ihrer Unterthanen, oder Alle betrafen. Mit Götterwillkür streuten sie das Gute wie das Schlechte aus ihrer Hand, verstandeslos war ihre Gunst, rechtlos ihre Rache. Besonders wütheten sie gegen das, was Mitglieder ihrer Familie selbst im Innern derselben gegen Ansehn und Bestand des Hauses verbrachen, oder gegen Jene, welche von Außen herein ein solches Bedrohliches in's „erlauchte" Haus zu tragen wagten. Das Gift und die Dolche der Borgia's straften solche häusliche Versündigungen, die Abgründe unter den Fallthüren, welche in den Gängen ihrer Paläste und Schlösser niemals fehlten, verschlangen die Schuldigen und das Geheimniß. Philipp II. von Spanien und Cosimo von Medici waren solche schreckliche „Rechtsprecher" gegen das eigene Blut, gegen Bedroher des fürstlichen Ansehns der eigenen Raçe, und ein solcher war auch Alfonso von Este gegen den armen Tasso.

Oh — wie schwer hat Tasso sich gegen die göttliche Überordnung fürstlichen Blutes über anderes Menschenblut vergangen! Diese Überordnung ist nämlich eines jener Gebote, welchen das Menschengeschlecht unterworfen ist, ohne daß sie ihm je geoffenbaret wären; mithin glaubten schon viele Menschen jener Tage nicht daran, und vor Allen nicht der Dichter Tasso. Der Hofpoet mußte von Amtswegen schmeicheln, seine Verse schmieden, wie die

roth angeſtrichenen Geburtstage des Hofkalenders, zu anderen Zeiten die Launen ſeines fürſtlichen Brodherrn es forderten, mußte lachen mit den Fröhlichen, weinen mit den Traurigen, am Ehebette, an der Wiege, am Sarge immer mit ſeiner verpflichteten Leier zugegen ſein. War ſein Fürſt kriegeriſchen Sinnes, ſo mußte er als Heldenſänger ſich hören laſſen, war aber ſein Herrſcher verliebter Natur, ſo mußte er den Kuppler machen in Sonetten und Madrigalen — zu allen Zeiten gereimten Weihrauch in das Feuer ſtreuen. War er ein Dutzendpoet, ſo welkten ſeine lokalen Lorbeeren, ſobald ſein hoher Patron das Antlitz von ihm wendete; ſein Ruhm, ſeine Verſe, ſeine Kränze fielen in den Kehricht des Hofes und wurden mit anderem Plunder hinausgefegt. War er aber ein Dichter von Gottes Gnaden, ein Sänger und ein Mann, ſtrahlte aus ſeinen Augen das Licht einer ſtolzen und ſchönen Seele, und waren Damen Mitglieder der fürſtlichen Familie, welche menſchlich gegen Menſchen empfanden, dann begann die Geſchichte ſeines Elends. Da es ſeine Pflicht war, auch die Prinzeſſinnen mit ſeinen Verſen zu vergnügen, ſo mußte der arme Hofpoet daran, die Sternen- oder Veilchenaugen, die Roſenlippen, die Elfenbeinhändchen der Gefeierten zu beſingen und war dieſe wirklich des Geſanges werth, ſo wurden im Verlauf der Zeit die Verſe immer inniger, immer glühender, bis ihr berauſchender Klang den alten unverbeſſerlichen Vater

Adam weckte, der nicht nur in der Bruſt des Dichters, ſondern auch in jener der „Allerdurchlauchtigſten“ ſchlie[illegible]. Die Geſchichte, und nicht nur die italieniſche, weiß von zahlreichen Fällen ganz gleicher Natur mit jenem Verhältniſſe zu erzählen, das ſich zwiſchen Torquato Taſſo und der Prinzeſſin Eleonora d' Eſte auf dieſem Wege anzuſpinnen begann. Aber der natürliche Verlauf desſelben wurde durch den Neid der Höflinge geſtört. Dieſe ziſchelten in allen Ecken von der Liebe des frechen Poeten, der ſeinen Flammen ſo hoch hinauf zu lodern erlaubte; ein leiſes wohlüberdachtes Ränkeſpiel wußte Alfonſo argwöhniſch zu machen, und als ſie ihrem Ziele ſo nahe waren, erhoben dieſe Verleumder ihre Stimmen, bis es dem Herzoge in die Ohren ſchallte, daß eine Sache in ſeinem erlauchten Hauſe nicht gehe, wie es ſein ſoll. Jetzt befand ſich der Poet dem Zorne ſeines beleidigten Mäcenas gegenüber, den der Stolz von jedem Schritte zurückhielt, welcher vor der Öffentlichkeit ein Geſtändniß der menſchlichen Schwäche einer Dame ſeines erlauchten Hauſes enthalten hätte. Zu Gift, Dolch, Beil oder Strang konnte ſich der „großherzige“ Herrſcher wegen des damit verbundenen Aufſehens doch nicht ſo leicht entſchließen, und ſo begrub er den Störer der „göttlichen Ordnung“ lebend in den dunkeln Zellen ſeines Spitales, welche für Wahnſinnige beſtimmt waren. Auf dieſem Wege wurde Torquato Taſſo auf Befehl des Herzogs Alfonſo II. im

ärz des Jahres 1579 als „gefährlicher Narr“ in das
ɔſpital Santa Anna zu Ferrara geſperrt.

Taſſo's Haft war eine grauſame, er war vom Herzog
r unmittelbaren Hut des Priors Agoſtino Moſti an-
fohlen. Moſti war ſelbſt Poet, ein Schüler und Ver-
rer Arioſto's; das Alles hinderte ihn aber nicht aus
ehorſam für den Herzog zu einem rohen Kerkermeiſter
verwildern. Guſtavini, der den Taſſo im Hoſpital
ḫ, berichtet, daß er denſelben in ſolchem Elend ange-
offen habe, daß ihm zur Schilderung deſſelben alle Worte
hlen: „Jedem müſſen die Augen überquellen, bei dem
nblicke des erbärmlichen Zuſtandes, in welchem ich dieſes
ittliche und unſterbliche Genie in ſeinem Kerker fand.“
as gleiche Zeugniß iſt bei Montaigne zu leſen. Aldo
lanuzio traf den Gefangenen halb nackt und hungernd,
ıd Taſſo ſelbſt ſchrieb aus ſeinem Kerker an den Herzog
ın Mantua, daß man ihn Durſt leiden laſſe, daß er
ɔen Gedanken an Ruhm und Ehre von ſich weiſe und
ın Ende ſeiner Gefangenſchaft abſehe: „ſein Haar und
ın Bart ſeien verwildert, ſeine Kleidung ſei der Schmutz,
liege in Unflath und Verkommenheit.“

Taſſo's Freunde und Gönner unterließen es nicht,
i Alfonſo II., dem „signore magnanimo“, ſich für ſeine
:freiung zu verwenden. Unter ſeinen Fürſprechern waren
ıdolf II., der römiſch-deutſche Kaiſer, der Kardinal
bert, deſſen Bruder, der Fürſt von Mantua, mit dem

ganzen Hauſe Gonzaga, die Stadt Bergamo, deren Bürger Taſſo war und viele andere Große und Mächtige; aber Aller Bemühungen waren fruchtlos. Alfonſo konnte den Schritt nicht verzeihen, den Taſſo gegen die Prinzeſſin Eleonora zu raſch und zu offen — wenn auch kaum ungerufen — unternommen hatte. Und was that dieſe Eleonora, um deren Schönheit willen der Dichter ſo unausſprechlich litt? Eleonora, die in den Tagen der Freiheit ſo viel Gunſt für ihren Sänger im jungfräulichen Herzen trug? Taſſo ſchrieb an ſie und — erhielt keine Antwort. Wol war es die Furcht, den alten Verdacht und den alten Zorn im Herzog zu wecken, welche ſie ſchweigen hieß. Taſſo fand ſpäter einen Weg, ihr melden zu laſſen, „daß er von fernher ihre ſchönen Hände küſſe.“ Dieſe Hände waren aber damals, es war im Januar 1581, blaß und abgezehrt; Eleonora war dem Tode nahe, ſie ſtarb am 19. Februar deſſelben Jahres, unvermählt. Noch vor ihrem Tode hatte ſie den Muth gefaßt, auf die Verſchwiegenheit ihres Beichtvaters, des berühmten Kanzelredners Panigarola bauend, demſelben aufzutragen, wenn er, um zur Faſtenzeit zu predigen, nach Ferrara komme, den Taſſo in ihrem Namen zu beſuchen. Was ſie dem Pater bei dieſem Beſuche noch zu beſtellen auftrug, das wiſſen wir nicht. Eines iſt aber gewiß: als derſelbe nach Ferrara kam, war Eleonora ſchon geſtorben und zu Taſſo iſt er nicht in den Kerker

gegangen. Auch Panigarola war ein großer Günstling des Herzogs.

Prinzessin Eleonora starb im Rufe der Heiligkeit. Verassi (Tom. I. p. 170) erzählt, daß sie nach ihrem Tode durch ihre Fürbitte im Himmel Ferrara von den Gefahren der drohenden Überschwemmung und den Schrecken des Erdbebens befreit habe. Bei solch heiliger Kraft bleibt es doch immer auffallend, daß der Prinzessin, welche noch im Tode die bebende Erde zu beruhigen und den ausgetretenen Po in seine Ufer zurück zu bannen vermochte, im Leben die Macht fehlte, Torquato Tasso's unglückselige Liebe einzudämmen. Luigi Tosti macht hierzu die treffende Bemerkung: Quando si è agli esordii, si è sempre a tempo!

In Tasso's Kerker brachte in den letzten Jahren seiner Haft der Kellermeister Zaniboni, ein Benediktinermönch aus dem uralt berühmten und heute noch in Kunst und Wissenschaft blühenden Kloster Monte Cassino, Trost und Labung. Zu gleicher Zeit trat dessen Ordensbruder, der weltgewandte, an den italienischen Höfen, insbesonders am Herzogshofe zu Mantua beliebte und einflußreiche Pater Angelo Grillo mit mönchischer Schlauheit, doch auch mit mönchischem Erfolge für die Befreiung seines Lieblingsdichters ein. Um durch offenes Bestreben den Verdacht Alfonso's II. nicht zu wecken, äußerte er sich öffentlich und schrieb zum Beispiel auch an Cattaneo

Ruffini: Tasso's Gefangenschaft sei mehr eine Barmherzigkeit, als eine Strenge des Herzogs. Grillo wußte gar wohl, daß mit Vernunftgründen dem Herzog nicht beizukommen sei; auch fürchtete Alfonso, daß der nach so vielen Leiden und Qualen freigelassene Tasso, nur ein Verkünder des Zornes und der fürstlichen Grausamkeit seines ehemaligen Gönners sein werde. Darum bemühte sich Pater Grillo dem Herzog glauben zu machen, Tasso, dessen verloren gewesener Geist sich wieder zu klären anfange, sehe jetzt selber ein, daß seine Gefangenschaft nur eine Wohlthat und Fürsorge seines Fürsten gewesen sei und werde in diesem Sinne den an unverdientes Lob gewohnten Estenser durch alle Gauen Italiens preisen.

Doch war dem argwöhnischen Alfonso nur langsam beizukommen. Die erste Wendung zum Bessern zeigte sich, als Pater Grillo die Erlaubniß erhielt, so oft er wollte, Tasso's Einsamkeit und Einschließung zu theilen. Die zweite war, daß dem Dichter gestattet wurde, in Begleitung des Ippolito Gianlucca, eines Hofkavaliers der Herzogin von Urbino, einen Tag des Karnevals außerhalb seines Kerkers in Gesellschaft von Damen zu verleben. Gianlucca, der übrigens vom Herzog den Befehl hatte, nicht von Tasso's Seite zu weichen, führte diesen in das Haus der schönen Marfisia d'Este, welche Markgräfin von Massa und Carrara und eine Cousine des Herzogs war. Dort verbrachte Tasso den ganzen

Tag in Gesellschaft zweier reizenden Edelfrauen — der Tarquinia Molza und der Ginevra Murzia — in herzlicher Freudigkeit, so daß diese Frauen, als die Dämmerung hereinbrach, es versuchten beim Herzog eine Urlaubsverlängerung für den liebenswürdigen Dichter, ich weiß nicht, ob blos bis zum nächsten Morgen oder für längere Zeit zu erwirken. Der Herzog schlug diese Bitte rundweg ab und bevor die Nacht einbrach, wurde Tasso aus den Armen der Schönheit und aus der Atmosphäre fröhlicher Geister in die Miasmen des Hospitales Santa Anna zurückgeführt.

Durch diese gespendete Tröstung, welche den Dichter für lange Tage aufrichtete, fühlte sich derselbe zu dauernder Dankbarkeit gegen die Markgräfin Marfisia verpflichtet, und er verabsäumte nicht, nachträglich ihre Hochzeit, später ihre Schwangerschaft und ihr Wochenbett mit prachtvollen Versen zu feiern.

Pater Grillo aber ging an den herzoglichen Hof zu Mantua, wo er endlich durch den Einfluß der Herzogin Eleonora, einer geborenen Erzherzogin von Österreich, und durch deren Tochter Margerita, der nunmehrigen, neuvermählten Gattin Alfonso's II. erreichte, daß Tasso während des ganzen Karnevals 1584, der von dem prunksüchtigen Alfonso mit aller Pracht ausgestattet wurde, täglich seinen Kerker verlassen, nach Belieben alle Kirchen und Klöster, die vornehmsten Familien besuchen,

bei den Turnieren und allen Lustbarkeiten sich einfinden durfte, und nur zur bestimmten Stunde wieder nach Santa Anna in seine Haft zurückkehren mußte. Damals schrieb der aufathmende Dichter an Grillo die heitersten Briefe. Auf Einmal aber wurden ihm die gestatteten Freiheiten wieder genommen, die Thüren von Santa Anna schlossen sich wieder und die alten Riegel wurden wieder vorgeschoben. War es eine unvorsichtige Äußerung Tasso's, war es die neuerwachte Furcht Alfonso's vor Tasso's wohlverdientem Tadel, welche diesen Rückfall verschuldete? — Darüber fehlt jede Nachricht. Pater Grillo's gleichzeitigen Briefe an den Dichter mahnen zur Geduld und Klugheit.

Es würde diesen Aufsatz über Gebühr ausdehnen, wollte ich alle Wege verzeichnen, welche Pater Grillo zur Befreiung Tasso's einschlug. Noch Einmal gelang es dem in edlem Eifer unermüdlichen Mönche die Verwendung mächtiger Fürsten zu Gunsten des armen Gefangenen in Bewegung zu setzen. Aber Jeder von denen, die schon oben genannt wurden, nicht minder die neu Hinzugetretenen, wie zum Beispiel der Papst Sixtus V., der Großherzog von Toscana arbeiteten ohne Erfolg. Nur dem Herzog von Mantua gelang es durch das Versprechen, Tasso an seinen Hof zu führen und dort bestens zu überwachen, Alfonso zu bewegen, die Thüren des Kerkers zu öffnen. Am 5. oder 6. Juli (das Datum

ıt ſich nicht genauer beſtimmen) kehrte der Sänger
s „befreiten Jeruſalems“ in die Freiheit zurück, nach-
m er mehr als ſieben Jahre unter der harten Zucht
s fühllosen Priors von Santa Anna und in der Ge-
lſchaft von unheilbaren, zum Theile verthierter Narren
gebracht hatte, deren Ketten ihn umklirrten, deren ſinn-
es Geplapper das Denken ſeiner Tage, deren fieber-
ftes Geheul den Schlaf ſeiner Nächte ſtörte.

Ob Taſſo während ſeiner ſiebenjährigen qualvollen
rterhaft wol jener Verſe ſich erinnerte, mit denen er
ıſt im erſten Geſange des „Gerusalemme liberata“
n ſo lange unerbittlichen Verhänger derſelben feierte:

„Großmüthiger Alfons, erhabner Retter
Des irren Wanderers, den das Glück verrieth!“

Am Hofe zu Mantua wurde unſer Dichter ſowol
m Herzoge Guglielmo, als von deſſen Gemahlin
eonora, als auch vom Prinzen Vincenzo Gonzaga mit
ren überhäuft. „Er wurde gehalten, wie ein Fürſt“,
reiben gleichzeitige Schriftſteller; aber ſeinen unruhigen,
kränkten Geiſt vermochte keine Scholle mehr zu halten.
: hatte bei Ankündigung ſeiner Befreiung das Gelübde
than, nach der Kirche Santa Maria delle grazie im
rzogthum Mantua zu wallfahrten und in der dortigen
tei San Benedetto di Polirone zu beichten und zu
mmuniziren. Unſere liebe Frau und der heilige Benedikt
ren ihm nämlich in den Tagen ſeiner hoffnungsloſen

Bedrängniß im Kerker erschienen; er war und blieb diesen Heiligen so dankbar, wie — seinem Befreier, dem Pater Angelo Grillo*).

Tasso's Ende ist bekannt. Unstät fuhr er von Ort zu Ort; überall willkommen und geehrt, fand er nirgend Ruhe. Er besuchte noch den Pater Angelo und die edeln Benediktiner zu Monte Cassino „che ebbero fatto tanto bene all' anima sua" und nahm zuletzt seinen Weg nach Rom, wohin der Papst Klemens VIII. (Aldobrandini), der die ausgezeichnetsten Männer Italiens um sich versammelte, auch ihn berief. Des Papstes Neffe, der Kardinal Cintio Aldobrandini, ein großer Freund der Künste, erwirkte bei seinem Onkel, daß Tasso in Folge Beschlusses des römischen Senates auf dem Kapitol mit

*) In Pierantonio Seraffi's Vita di Torquato Tasso sieht man die in Kupfer gestochene Abbildung einer ovalen zu des Dichters Ehren geschlagenen Medaille, von welcher der Verfasser ein Exemplar in Museo di Casa Borgia zu Velletri, eine zweite im Besitze des Grafen Giuseppe Beltramelli zu Bergamo gesehen hat. Auf der Vorderseite derselben befindet sich das Bild Tasso's mit der Umschrift: „Torquatus Taxus, poeta." Dieses Porträt wird als das ähnlichste gerühmt. Tasso zeigt fröhliche, genußsüchtige Züge, einen höchst sinnlichen Mund; Stirne und Augen voll Kraft und Kühnheit vollenden die Züge eines jungen Mannes, der, im Schoße des Glückes, sich Alles gestatten zu dürfen glaubt. Die Rückseite der Medaille zeigt eine ländliche Gegend, in der ein Hirte friedlich die Schalmei bläßt, ein zweiter Hirte und ein Rind hören ihm vergnüglich zu.

der Dichterkrone gekrönt werde. Tasso aber lehnte diese Auszeichnung ab und erklärte, „ich habe es immer für ruhmreicher gehalten Ehren zu verdienen, als dieselben zu empfangen," verließ Rom und ging wieder nach Monte Cassino. Seine Freunde führten ihn nach Rom zurück, aber bald verfiel er in ein hitziges Fieber und starb am 25. April 1595 im Hieronymianer Kloster San Onofrio auf dem Janiculus. Man sagt, am nächstfolgenden Tage hätte seine Krönung auf dem Kapitole stattfinden sollen.

„Dieses Alles ist geschehen
Mit dem Herzen eines Dichters."

(Uhland.)

Ich war froh, als das Thor des Hospitales sich hinter mir geschlossen hatte, und ich in die laue, dämmernde Sommerluft hinaustrat. Ich freute mich meiner unbedrohten Existenz. Wie gut hat es doch heutzu tage der Dichter! Er kommt nicht mehr in die Gefahr, das Herz einer Prinzessin, noch weniger das eines Prinzen zu verführen. Und gar die Könige! — sie haben kein Auge und Ohr mehr für einen Dichter. Selbst die Freiheitssänger fürchteten sie nicht mehr, und sie haben sich abgewöhnt, dieselben einzusperren, umsomehr als sie an dergleichen und an anderen Freiheitshelden inzwischen die beruhigendsten Erfahrungen erlebten. Die

Freiheit ist jetzt auf allerhöchstem Befehl allerorts eingeführt, sie hat sich gänzlich unschädlich bewiesen; es regiert sich in der Hauptsache mit ihr ganz so, wie früher ohne sie, und seit man sich überzeugt hat, daß die offizielle Freiheit allein noch lange keine freien Männer hervorbringt, ist diese in das Inventarium des modernen Staates aufgenommen, und sie ist selbst an Höfen, wie die Religion, ein Gegenstand des Stolzes geworden und — der Etikette.

Als ich wieder in meinem Wagen saß, rief ich meinem Führer zu: „Zu Arioſto's Hause!"

Wir fuhren durch lichte, leere, einsame, prächtige Straßen. Lange Reihen von unbewohnten Palästen, innen voll verstaubter Pracht, lebensfrische Fresken im Rahmen von kunstvollem, nicht selten vergoldetem Stucco, das flatterndes Spinngewebe wie schützender Schleier überzog, sandten hier und da durch gebrochene Fenster aus besseren Tagen einen erinnerungsreichen Gruß. Enge, verfallende Seitengäßchen, in denen aus unverglasten, nur mit morschen Läden verschließbaren Fenstern Leibwäsche von italienischer Beschaffenheit flatterte (welcher man nicht ansehen konnte, ob sie eben aus der Wäsche kam oder so eben in die Wäsche ging), mündeten in den breiten Corso di Porta Mare. Ich erinnere mich an ein Sackgäßchen, aus dessen Hintergrund mit zerbröckeln-

der Façade ein außer gottesdienſtlichem Gebrauch gekommenes Kirchlein hervorlugte, vergeſſen, vielleicht entweiht.

Taſſo's Wohnung konnte man mir in Ferrara nicht zeigen, wohl aber ſeinen Kerker, in dem er „Fürſtengunſt genoß". Hingegen iſt Arioſto's Haus noch ganz wohl erhalten, es gehört gegenwärtig der Stadt. Es liegt nahe am Ende derſelben, „wo die letzten Häuſer ſind", noch innerhalb der Feſtungsmauern, aber ſchon am Rande der braunen, ſaftloſen Wieſen, welche unbebaut bis an die Wälle hinausreichen. Arioſto hat es ſich ſelbſt erbaut und iſt darin am 6. Juni 1533, zwölf Jahre vor Taſſo's Geburt, geſtorben. Es iſt ſchmucklos, klein doch bequem und in guten Verhältniſſen aufgeführt. Ein lateiniſches Diſtichon, von Arioſto gedichtet und ziemlich geſchmacklos zwiſchen den Fenſtern des Erdgeſchoſſes und des einzigen oberen Stockwerkes an die Wand gepinſelt, erzählt der Nachwelt, daß das Haus bequem doch nicht ſchmutzig ſei, daß der Dichter es mit ſeinem eigenen Gelde erbaute, und daß er Niemandem einen Kreuzer darauf ſchuldig blieb. Jedenfalls ein wenig poetiſcher Gedächtnißvers. Eine philiſtröſe Gehäbigkeit, aber auch ein ſtarkes Behagen an ungeſtörter Ruhe ſpricht aus demſelben.

Arioſto hat lange an Höfen gelebt, zuerſt an dem des Kardinals Ippolito von Eſte, ſodann am Hofe des Herzogs Alfons I., welcher des Kardinals Bruder und der Gemahl der berüchtigten Lucrezia Borgia war.

Arioſto erlebte von Beiden, welche in der Geſchichte ebenfalls als „großherzige" Beſchützer der Künſte und Wiſſenſchaft glänzen, Gnaden und Ungnaden.

Eine gar ſeltſame Erſcheinung bleibt dieſer Kardinal Ippolito, Lucrezia Borgia's erhabener Schwager. Als er ſieben Jahre alt war, reiſte er nach Ungarn, das ihm zugefallene Erzbisthum Gran zu übernehmen.*) Als er fünfzehn Jahre alt war, ernannte ihn Papſt Alexander VI. zum Kardinal-Diakon, er ſcheint indeß trotz Alledem die Prieſterweihe nie empfangen zu haben. Mit großem Eifer legte er ſich auf das Studium der Kriegskunſt, verweilte in ſeinem Erzbisthum nicht viele Zeit und lebte meiſtens in Italien. Er ſtand in Kriegs- und Friedensſachen ſeinem Bruder wacker bei und erfocht, dreißig Jahre alt, auf dem Po einen entſcheidenden Sieg über die venetianiſche Flotte. Als Arioſto vierundzwanzig Jahre zählte und durch lyriſche Gedichte in italieniſcher und lateiniſcher Sprache bekannt geworden war, berief ihn der Kardinal an ſeinen Hof. Wie gründlich aber dieſer Kirchenfürſt den Werth und das Weſen der Dichtungen ſeines berühmten Hofpoeten zu würdigen wußte, beweiſt die bekannte Thatſache, daß er eines Tages Letzteren fragte: „Meiſter Ludwig, woher nehmt Ihr nur alle

*) Die lieben Ungarn waren damals noch nicht ſo ſtark „hony", wie heute.

: Possen und Albernheiten?" Stärker als im Ver-
ndnisse der Meisterwerke der Kunst war dieser Kardinal
Verständnisse der Meisterwerke der Schöpfung. Die
ftigkeit seiner Weiberliebe umfaßte Viele, unter An-
ren eine nahe Verwandte, was diese jedoch nicht hin-
rte, in die „anmuthigen Augen" seines unehelichen
uders Giulio und sofort auch in diesen selbst sich
ıtsächlichst zu verlieben. Der Kardinal, hierüber er-
ınt, ließ dem lästigen Nebenbuhler sofort die anmuthigen
ıgen ausstechen. Als aber Herzog Alfonso I. dieses
rbrechen ohne jede Ahndung ließ, verschwor sich
rnando, ein Bruder des Geblendeten, mit diesem und
ıigen Freunden, Alfons I. zu entthronen, und so Raum
: ihre Rache an dem Kardinal Ippolito zu schaffen.
e Verschwörung wurde aber entdeckt, und Alfonso
ırtheilte seine beiden Halbbrüder zu lebenslänglichem
rker, in welchem sie nicht lange darauf gestorben sind.
chtsdestoweniger wurde Alfons I. von allen Dichtern
3 damaligen Italiens gefeiert und besungen, auch
ioste war in ihrem Chore, und obwol er an Ippolito's
ſe gelebt hatte, sang er doch im ersten Gesang des
ırlando furioso":

„Großmüthiger Sproß aus Herkules' Geschlechte,
Erhabne Zier und Glorie dieser Zeit,
Empfange, Hyppolit, von Deinem Knechte,
Was er Dir einzig weihen kann und weiht.

Dir zahlt vielleicht dies Wort- und Reimgeflechte
Zum Theil zurück, was Deine Huld mir leiht;
Daß ich nur wenig geb', ſollſt Du nicht rügen,
Ich gebe Alles, was ich hab', Dir mit Vergnügen."

Alle Schrecklichkeiten vermochten Arioſto's Leier nicht zu verſtimmen, ruhig ſang er ſich in ſeinem „bequemen Hauſe" und in Verſen voll lichtvoller Kraft und Heiterkeit, voll Witzes und unnachahmlichen Wohllautes der Unſterblichkeit entgegen. Die alte Schließerin, welche den Fremden durch die leeren Zimmer in Arioſto's Hauſe führt, ſchien einen Begriff von der unanfechtbaren Seelenruhe des Dichters zu haben, mit der er ſeine Meiſterwerke ſchuf. Als ſie mit mir in den kleinen ummauerten, längſt der Pflege entbehrenden Hausgarten hinaustrat, wies ſie mit einem gewiſſen Stolze auf die kleine Loggia deſſelben und ſagte: „Qui si poteva accomodarsi, e fare — doppo pranzo — le sue poesie."

Wenn Taſſo's Lebensſchickſal, obgleich in härteren Konturen, an Schiller's Jugendkämpfe erinnert, ſo erinnert Arioſto's Lebenslauf an Goethe's olympiſche Ruhe, mit der dieſer Alles beherrſchte, was er beſaß und nichts beklagte, was verſagt war. In ſeinem dramatiſchen Gedichte „Taſſo" ſcheint mir den fürſtlichen Perſonen und ihrem ausgetobten mürriſchen Schildträger Antonio Montecatino mehr Kunſt und Sorgfalt zugewendet, als dem Liebesleid des unglücklichen jungen Dichters.

Alle Perſonen in dieſem Werke heucheln, nur nicht Taſſo; Alle zerfleiſchen ſo verſtändig des armen Dichters Herz. Keine — am allerwenigſten der Herzog — ſieht dem Bilde ähnlich, welches uns die Geſchichte von ihnen hinterlaſſen hat; das Buch iſt voll herrlicher Stellen, es iſt die pathologiſche Analyſe einer Seele, welche im Widerſpruch ſteht mit ihrer ganzen Umgebung, von der ſie nicht verſtanden wird oder nicht verſtanden werden will; es ſchließt nichts ab, es klärt nichts auf, es verſöhnt nichts; es quält nur den armen Taſſo, weil ſein Feuer heftiger lodert, als das eines verläßlichen Staatsſekretärs. Goethe führt ſeinen Helden — mir iſt es immer, als ginge der Weg über die Parketten des Weimarer Hofes — bis an den gähnenden Abgrund. Dort läßt er ihn mit dem ſchlechteſten Troſte, mit einem wortreichen Diplomaten allein.

Er läßt den Armen elend werden,
Dann überläßt er ihn der Pein —

Wie grauſam dieſe war, habe ich oben verſucht, meinem Leſer zu ſchildern.

Der Abend war ſchön; und da mehr als eine Stunde bis zum Abgange des Zuges nach Bologna übrig war, ließ ich meinen Wagen langſam hinter mir herfahren und ſpazierte gemächlich durch die Strada della Giovecca, durch welche der Weg zum Bahnhof führt.

Plötzlich störte mich ein in meiner Nähe hitzig geführtes Gespräch aus meinen Gedanken. Ich stand wieder vor dem Hospitale Santa Anna, fünf bis sechs Männer traten aus dessen Thore in sichtlicher Entrüstung, der sie laut und heftig gestikulirend Luft machten. Es waren offenbar Fremde, welche aus Tasso's Kerker kamen und — sie sprachen deutsch. Einer von ihnen war unverkennbar ein Professor oder doch sonst ein wohlbelesener Mann aus Berlin, unter den Anderen erkannte ich am Dialekt einen Wiener, einen Dresdner und einen Schwaben. Der Fünfte sprach kein Wort. Der Berliner erzählte den Anderen Tasso's Leidensgeschichte, deren Verlauf von Stelle zu Stelle die Zuhörenden, welchen dieselbe, bevor sie hinter ihrem Cicerone in Santa Anna eingetreten waren, völlig unbekannt gewesen zu sein schien, und die sie jetzt mit zeitgemäßem Aufschreien demokratischen Ingrimmes unterbrachen. „Überall", rief der Wiener, „hört man solche Geschichten von diesen Tyrannen!"

„Na, härn se", sagte der Sachse, „da soll Eener Reschbekt haben, vor die alte Dynastiee!"

„Höre Sie mir auf", schrie der Schwabe, „mit dene Ferschte. Die kenne ich genau!" Wo er diese genaue Bekanntschaft mit den Fürsten gemacht hat, verschwieg er in seinem Zorn.

Die Herren redeten sich immer tiefer in ihre Entrüstung hinein, Alles, was sie je in ihrem Vaterlande

bedrängt hatte, mußte jetzt herhalten. Tasso und sein Elend traten immer mehr in den Hintergrund, dafür rückten Monarchen, deren Verfassungstreue Zweifel zuließ, Aristokraten und Pfaffen, verantwortliche Minister und unverantwortliche Volksvertreter, Völkermark fressende Armeen und feige, breitmäulige Parlamentsheroen in die erste Reihe; ein Hagel der subversivsten Inkrimination fiel auf sie nieder. Dabei drohten die so Aufgeregten mit geballten Fäusten gegen das Thor des Hospitales, in dem Tasso, von dem längst nicht mehr die Rede war, so lange geschmachtet hatte, als ob da drinnen alle die mißliebigen und gemeinschädlichen Herrscher, Aristokraten, Pfaffen, Minister, Volksvertreter, Armeen und Parlamentsheroen beisammen säßen. Es war nur ein Glück, daß in Ferrara keine regierenden Fürsten mehr leben, der kleine Schwabe allein hätte sie sammt und sonders an jenem Abend ausgerottet. So oft ein gewaltiger Ausfall auf das dermalen Bestehende erfolgte, rief der Schwabe: „So denken wir Alle bei uns zu Hause", und die Übrigen stimmten in Vertretung ihrer Heimathländer in diesen Ausruf ein. Noch sehe ich diese fünf zornschnaubenden Gesichter vor dem Spitalthore. Wer weiß wohin das noch geführt hätte, wäre nicht der gellende Pfiff einer Lokomotive vom Bahnhof herein geflogen. Das änderte die ganze Situation. Alle zogen die Uhr und der Fünfte, der bisher ge-

schwiegen hatte, sprach im Dialekte des Rheingaues: „Eile wir. Am Bahnhof wird wol eine Schoppe Wain zu habe sein. Ich hab' ein' Riesendurst."

Darauf nahmen die Fünf den Weg unter die Füße und gingen zur Eisenbahn hinaus. Ihr Schritt war gleichmäßiger geworden, ruhig, loyal. Ich bemerkte bald, es waren im Grunde doch gute Menschen, die, wenn sie nur wieder zu Hause sind, ihre Schuldigkeit in klingender Münze und strammer Geduld ablegen werden, wie früher. Sie hatten schon jetzt ihr Gespräch eingestellt, nur der kleine Schwabe murmelte noch einigemal, die Faust in der Rocktasche ballend: „Die Ferschte! Die Ferschte!" Aber auch dieser Ruf verstummte, wie der Klang der letzten Abendglocke über stillen Fluren. Ein tiefer Friede sank herab. Mir wurde ganz idyllisch zu Muthe, und liebe alte deutsche Verse erklangen in meinem Gemüth. Ich folgte mit meinem Stabe den Fünfen, wie ein Schäfer seiner Heerde, und wenn auch ich ihre kurz zuvor so lebhaft ausgesprochenen Beschwerdepunkte nicht ganz aus meinem Gedächtnisse verbannen konnte, so schien es mir doch angemessener, ja nützlicher, wenn dergleichen Leutchen bei denselben nicht länger verweilten, und ich begleitete ihren gehorsamen Trab, in welchem sie sich auch von nun ab durch nichts mehr aufhalten ließen, mit Altmeister Goethe's vielsagendem Verse:

„Vorüber, Ihr Schafe, vorüber!"

II. Rimini und die Malateſta.

Das Rathhaus — il palazzo del Commune — in Rimini iſt ein gewaltiges Gebäude. Von dem urſprünglichen Bau deſſelben, der im Jahr 1204 begonnen wurde, ſtehen nur noch fünf gothiſche Bogen in der ebenerdigen Gallerie des neuen Hauſes, das nach dem Erdbeben des Jahres 1672, im Jahre 1687 nach den Zeichnungen des Grafen Garampi vollendet worden iſt. — Breite, prächtige Stiegen, hohe weite Säle, durch deren offenſtehende Thüren, in ungeputzten Schuhen, aus der Form gegangenen Hüten, in ſtets ungebürſteten Kleidern von unbeſtimmbarer Farbe die, der Amthülfe bedürftigen Inſaſſen der volkreichen Stadt und ihres weiten Gebietes aus- und einſtrömten. Alle waren bedeckten Hauptes, die Klienten, wie die zur Höhe des Cylinderbeſitzes emporgeſtiegenen Beamten. In den meiſten Gemächern befanden ſich Schreibtiſche, an jedem ein bequemer Impiegato, der aber — außer einer gelegentlichen kurzen Zwieſprache — völlig unbeſchäftigt, und nur zu ſeinem Zeitvertreibe anweſend zu ſein ſchien. Auf dieſen Tiſchen

lagen keine Akten, das Staat erhaltende und Völker beglückende Kritzeln der Federn wird in diesen Räumen nicht vernommen. Auch sah ich keinen an seiner Livrée erkennbaren Thürsteher, Amts-, Raths-, oder Saaldiener; oder faulenzen diese Funktionäre in Italien in Civilkleidern? Der Sindaco, so heißt der vom Staate besoldete Gemeindevorsteher von Rimini, ein noch junger Mann von großer Urbanität, begrüßte mich — ein ihm wohlbekannter Conte war nämlich mein Begleiter — mit vieler Freundlichkeit, zeigte mir einige alte Tapeten und Gemälde an den Wänden, wie wir solche bei uns zu Hause besser zu sehen gewohnt sind, und verabschiedete sich von uns am oberen Ende der breiten Staatstreppe, durch deren Stufen hin ich breite Risse gewahrte, gleich denen einer geborstenen Mauer. Auf meine Frage erhielt ich zur Antwort, daß diese Schäden vom letzten, vor wenigen Jahren stattgefundenen Erdbeben herrühren: der Palast stehe aber noch fest.

Während wir die Treppe hinabgingen, theilte mir mein Conte mit, daß der königliche Sindaco, der uns soeben verlassen, ein fleißiger Schriftsteller und ein eifriger Republikaner sei. Es scheint also, daß außerhalb der Staatstreppe im Gemeindepalaste zu Rimini auch noch andere klaffende Risse durch das junge Italien gehen.

Als ich aus der im Erdgeschosse hinlaufenden Gallerie auf die Freitreppe hinaustrat, lag die weite Piazza

Cavour, geziert durch einen monumentalen Brunnen und begrenzt vom neuen Teatro Vittorio Emanuele, der gegenüberliegenden Fischhalle und ansehnlichen Privathäusern vor mir. Die Fischhalle ist ein kostspieliger offener Bogenbau aus weißem Marmor', erfreulich durch seine frischen Brunnenstrahlen, unausstehlich durch seinen uralten Schmutz. Früher hieß dieser Platz „piazza comunale", er mußte aber seinen Namen ändern, sowie die prächtige, sitzende Bronzestatue, welche zunächst dem erwähnten Brunnen steht und den Papst Paul V. vorstellt. Unter diesem Namen saß der gute Stellvertreter Christ dort vom Jahre 1614 bis 1797, wo die Stürme, welche aus Paris herüberbrausten, ihn nöthigten, zum Schutze seiner Person vor dem antivatikanischen Zorne des aufgeregten Volkes ein Inkognito anzunehmen und seine Sitzung unter dem Namen des heiligen Gaudenzio, eines um Rimini vielverdienten Bischofs aus dem frühen Mittelalter, fortzusetzen. Der Name Paolo V. wurde auf dem Marmor-Piedestal ausgekratzt und San Gaudenzio hingeschrieben. Mit so Wenigem beschwichtigte man schon damals das über alte Übelstände erzürnte Volk. Es ist aber doch noch der alte Papst, der so fest als früher auf seinem Stuhle sitzt.

Von der Piazza Cavour kam ich an der Seitenfronte des neuen, in moderner Pracht erbauten Theaters

vorbei auf einen freien Platz, der rechts und links von gar beſcheidenen Bürgerhäuſern begrenzt iſt. Dieſe ſtehen hier, wie Kuliſſen, zum Aus- und Eingehen der Schauſpieler; den Hintergrund aber bildet das Schloß der Malateſta, das „Caſtello Sigismondo“, in welchem die Hauptperſonen der barbariſchen Trauerſpiele wohnten und ſtarben, welche auf dem Boden Rimini's, zumal im dreizehnten und fünfzehnten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung ſpielten.

Soweit die Nachrichten über Rimini reichen, erhob ſich auf dieſer Stelle auch die Burg der älteren Herrſcher, die Stätte ihrer Hofhaltung. Wo jetzt die unſcheinbaren Bürgerhäuſer beſcheidenes und gewaltloſes Familienleben bergen, waren die Wohnungen der malateſtiniſchen Sippen und Anhänger: „Gli antichi Palagi dei vechi Malatesti in foggia di fortezza“, wie Clementini ſchreibt. (Hier war auch die Kirche Santa Maria in Corte, von welcher nur noch der Name übrig iſt.)

Die Burg hat Sigismondo Malateſta im Jahre 1447 neu zu bauen angefangen. Sie ſteht zum Theil auf den Grundmauern des älteren Kaſtelles, welches deſſen Erbauer Giovanni Malateſta, mit dem Beinamen Sciancato, der Lendenlahme, der Gemahl Francesca's da Rimini im dreizehnten Jahrhundert bewohnte. Was heute noch vor uns ſteht, iſt nur noch das befeſtigte Mittelthor und der linke Flügel des ſigismondeiſchen

Baues, der rechte Flügel iſt verſchwunden, wie die ſtolze Beſtimmung des einſtmaligen Herrſcherſchloſſes. Papſt Urban VIII. verwandelte es in ein Gefängniß, was es heute noch iſt. Jetzt iſt es ſchwer zu unterſcheiden, welche Wände noch dem erſten, welche dem zweiten Baue angehören; aber alle Seufzer und Klagen armer Gefangener, welche bis jetzt an ihnen wiederhallten, nicht ſind ſie jenen zu vergleichen, unter denen Francesca, die Tochter Guido Polenta's, des Herrn von Ravenna, Ginevra d'Eſte von Ferrara und die Mailänder Poliſena Sforza, jede ermordet von ihrem eigenen Gatten, hier das junge Leben aushauchten. Finſter, gewaltig, greiſenhaft und dennoch unerſchüttert ſtehen unter ihren moosbewachſenen Dächern dieſe Mauern, ſchweigend wie Einer, der Vieles erlebt und nichts Gutes zu erzählen hat.

Silvio Pellico hat in Form eines Trauerſpieles die Geſchichte von Francesca's Schuld und Ende in einer ganz theatraliſch zugeſtutzten Weiſe dem Publikum übergeben. Seine Darſtellung gleicht der Wahrheit ſo wenig als Goethe's Alfonſo II. und Byron's Pariſina ihren Vorbildern in der Geſchichte. Nach eifriger Durchforſchung der Quellen erſcheint mir folgender Hergang als der glaubwürdigſte.

Giovanni Malateſta führte langwierige Kriege mit Guido di Polenta, dem Beherrſcher Ravenna's. Als

beide Fürsten soviel Volk und Volksgut verloren hatten, daß sie zu schwach geworden waren, weiter zu schlagen, dachten sie an Frieden. Als Unterpfand desselben wurde Guido's Tochter Francesca dem Giovanni zur Gattin bestimmt; Francesca war sehr schön und liebenswürdig, Giovanni aber sehr häßlich, und liebenswürdig war er auch nicht. Dagegen hatte er einen Bruder, Paolo, der schön und liebenswürdig war, wie selten Einer. Giovanni, welcher fürchten mußte, daß Francesca, sobald sie seine Mißgestalt gesehen, trotz der politischen Abmachungen den geplanten Frieden mit ihrer Hand nicht ratifiziren werde, sendete zu dem Verlobungsakte — im Einverständnisse mit Francesca's Vater, der ebenfalls vom Geschmacke seiner Tochter Widerstand besorgte, den Paolo als Stellvertreter nach Ravenna, welcher nach vollzogener Traktation schnell nach Rimini zurückreiste, Amor's Pfeil in seinem Herzen tragend, aber auch in Francesca's Herzen zurücklassend. Der so absichtlich Getäuschten hielt man jede Aufklärung fern und während ihre junge Seele in der Hoffnung auf ihr legitimes Glück schwelgte, wurde Paolo das Opfer, welches er seinem Bruder gebracht hatte, immer unerträglicher.

Als Francesca zur Vermählung kam, empfing sie Paolo am Thore Rimini's, Ritter und Damen, Klerus und Bürger verherrlichten den Zug. Mädchen und Knaben streuten Blumen und sangen Hochzeitslieder,

über seidene Teppiche führte Paolo die Stillgeliebte vor den Hochaltar des Domes. Neues Gewoge von edelster Pracht, Trompetenschall, Fackelglanz — Francesca kniete an dem Betstuhl und bei Orgelklang und feierlichen Gesängen versank sie in frommes, tiefinniges Gebet für das Glück und das Heil ihres schönen Bräutigams. Da weckte sie der Hofmarschall: der Bischof, seine Diakonen und Akolythen, der ganze weihevolle Kirchenprunk stand vor ihr. Sie schlug die Augen demüthig zu Boden, sie hörte salbungsvolle Worte, hauchte das „Ja", wechselte die Ringe; als sie aber hocherröthend den Blick erhob, war ihr süßer Traum, war Paolo verschwunden und eben ihr, mit kleinen unheimlich blitzenden Augen, mit engen, häßlichen Gesichtszügen stand Giovanni Sciancato der Lendenlahme, ihren Ehering am Finger. Bleich, wie eine dem Tode Geweihte, brachte man die Ärmste an die Festestafel und die Hochzeitfeier ging glücklich zu Ende — für alle Anderen. Als die letzten Lichter verlöschten, breitete die Nacht ihre schwarzen Schwingen über das Fürstenhaus; an der Stelle der Lust wohnte die Qual, statt der Nachtigall im Busche ließen sich im Thurme droben die Käuzchen hören und die Windfahnen klirrten im Zuge der Nachtluft, als prüfe der Tod mit knochigen Fingern die Schärfe seiner Sense.

Paolo blieb lange Zeit dem Hofe fern. Endlich, nachdem er glauben durfte, daß Francesca sich

mit ihrem Geschicke abgefunden habe, kehrte er nach Rimini zurück. Giovanni setzte keinen Zweifel in seinen Bruder und in seine stille, in sich gekehrte Gattin; der freundliche Umgang Beider weckte keinen Verdacht.

So saßen Beide eines Abends und lasen, Schulter an Schulter, die noch verschwiegene Liebe im glühenden Herzen, die Geschichte des Paladins Lancelot vom See und der Artus-Königin Ginevra. Sie neigten sich immer tiefer über die Schrift, und immer näher rückten Haupt an Haupt, Stirne an Stirne, während in Beiden das gleiche Feuer brannte und der gleiche Gedanke drängte. So kamen sie an die Stelle, wo Lancelot den ersten Kuß wagte und ein zufriedenes Lächeln der Königin Antwort war. Da küßte auch Paolo die Gattin seines Bruders, und auch Francesca bog geduldig das Haupt zurück und lächelte gleich der Königin Ginevra.

Was nun weiter und wo es geschehen ist, erzählen die Geschichtschreiber Cesare Clementini, Benvenuto da Imola und die Chronisten von Ravenna und Rimini in verschiedener Weise; darin stimmen aber so ziemlich Alle überein, daß Giovanni das glückliche Paar im Genusse hoher Liebesfreude überraschte und Beide — den Bruder und die Gattin — mit Einem Stoße seines Degens durchbohrte.

Die Liebenden wurden beisammen in der Kirche San Agostino zu Rimini in Einer Gruft begraben, wo

ſie fünfzig Jahre nach ihrer Beiſetzung, wie Giovanni Andrea Corſucci bekräftigt, „unverweſt, in ihrer ganzen Schönheit und in ihren ſeidenen Kleidern“ aufgefunden wurden. Aber beſſer als die trockene Luft des wohlverſchloſſenen ſteinernen Grabes, hat Dante's Lied im fünften Geſange ſeines „Inferno“ die beiden Liebenden „in ihrer ganzen Schönheit“ ihr Glück, ihr Mißgeſchick und ihre rührende Reue „unverweſt“ und unvergänglich erhalten.

Als Dante, geführt von Virgil, in Dido's verdammtem Schwarme ſündhaft Liebender Francesca und Paolo erblickt und ſie anruft ihr Schickſal zu erzählen, ſchwingen ſich Beide

— wie ein Taubenpaar die Lüfte theilt,
Wenn es mit ſeinen ausgeſpannten Schwingen
Zum ſüßen Neſt herab voll Sehnſucht eilt —

zum mitleidsvollen Rufer nieder. Wie zum Segen ſpricht Francesca für ſich und Paolo zu Dante:

Gern bäten wir, daß Fried' und Ruh' Dir werde,
Wär' uns der Fürſt des Weltenalls geneigt,
Denn Dich erbarmet unſres Weh's Beſchwerde.

Die Geſchichte mit dem Romane erzählt ſie aber in folgender Weiſe:

Wir laſen einſt, weil's Beiden Kurzweil machte
Von Lancelot, wie ihn die Lieb' umſchlang.
Wir waren einſam, fern von dem Verdachte.

Das Buch regt' in uns auf des Herzens Drang,
Jetzt glüht' das Aug', jetzt mußt' die Wang' erblaſſen,
Doch eine Stelle war's, die uns bezwang.
Als wir von dem erſehnten Lächeln laſen,
Auf das den Mund gedrückt der Buhle hehr,
Da hob das Haupt, der nie mich wird verlaſſen,
Da küßte zitternd meinen Mund auch Er.
Ein Kuppler war das Buch und der's verfaßte —
An jenem Tage laſen wir nicht mehr.

Das war der Anfang alles Elendes, daß ſie aufhörten zu leſen. Ihre Reue und die Gewalt ihres Schmerzes überwältigten den Dichter ſo ſehr, daß ihm das Bewußtſein ſchwand. So ſchließt Dante:

Der eine Schatten ſprach's, der andre faßte
Sich kaum vor Weinen, und mir ſchwand der Sinn
Vor Mitleid, daß ich wie im Tod erblaßte,
Und wie ein Leichnam hinfällt, fiel ich hin.

Darauf erwacht der Sturm von Neuem und zerweht die beiden Schatten; ſie verſchwinden in den wirbelnden Schwärmen verdammter Geiſter.

Addio, povera Francesca!

Im Jahre 1417 wurde Sigismondo Pandolfo di Malateſta, der gewaltigſte und berühmteſte Herrſcher Rimini's, geboren, ein Mann, der auf der oberſten Höhe der Kriegskunſt, der Grauſamkeit, der Habſucht und der Gewiſſenloſigkeit ſtand, mit welcher die kleineren Fürſten Italiens damals ihre eigenen Ziele zu verfolgten, oder

ihren Liedlohn im Dienste mächtiger Herren zu verdienen pflegten. Nach den Überlieferungen aus seiner Zeit war er von großer, wohlproportionirter Gestalt, von gebieterischem Ansehen (di signorile aspetto). Die Farbe seiner Haut spielte zwischen Weiß und Braun, seine kleinen blauen Augen waren voll Geist und Leben, er hatte eine Adlernase und reiches kastanienbraunes Haar. Er wußte sich, trotz seines cholerischen Temperamentes, in allen Geschäften klug zu beherrschen, seine Würde war voll Anmuth, im geselligen Verkehr war er voll Witz und Laune, besonders mit Damen (spezialmente di donne). Seine Zeitgenossen vergleichen ihn als Gesetzgeber mit Servius Tullius, als Heerführer mit Julius Cäsar. Mit gleicher Freigebigkeit versammelte er berühmte Gelehrte und tüchtige Soldaten an seinem Hofe, von seinem Geschmacke giebt sein Bau der Kirche San Francesco genannt (il Tempio di Malatesta) rühmliches Zeugniß. Er war der Erfinder wichtiger Kriegsmaschinen; auch die später bei Fürsten so populär gewordene Bombe, welche noch in unserem Jahrhundert bei der Entscheidung über staatsrechtliche und andere politische Fragen zwischen Monarchen und ihrem eigenen Volke oft und schwer in die Wagschale fiel, ist seine Erfindung.

Während seines ganzen Lebens war die Erweiterung seiner Herrschaft durch die Eroberung fremder Gebiete sein alleiniges Bestreben, und am Ende

ſah er ſich nicht einmal mehr im Beſitze ſeines zugefallenen Erbes. Papſt Pius II. (Äneas Sylvius Piccolomini) ſchreibt in ſeinen Briefen von ihm, „daß nach ſo vielem Glücke, welches ihm geworden, wegen der vielen ſchweren Verbrechen, die er begangen, Gottes Zulaſſung ſich zuletzt gegen ihn gewendet habe.“ Andere alte Schriftſteller nennen ihn geradezu „laſterhaft und gottlos“.

Mit ſeiner Gottloſigkeit hatte es freilich noch ein ganz beſonderes Bewandtniß, auf das ich bei dem unten folgenden Beſuche des Tempio di Malatesta zurückkommen muß. Soviel kann aber hier angedeutet werden, daß der große und gerechte Gott des Chriſtenthumes ſeinem Bewußtſein jedenfalls ferner ſtand, als der kleine, launenvolle Gott des Heidenthumes, genannt Cupido!

Auch Hymnen ſendete dem jungen Helden ſchon frühzeitig ſeine Grüße. Der venetianiſche Heerführer Francesco di Bartolomeo, Graf von Carmagnola, hatte von dem durch ihn beſiegten Mailand, dem er früher gedient und das er treulos verlaſſen hatte, ſeine gefangene Familie, ſeine eingezogenen Güter und ſeine übrigen, großen Reichthümer zurückerhalten und dadurch den Verdacht des immer mißtrauenden Venedigs erweckt. Carmagnola war eben auf ſeinem dritten Feldzuge gegen Mailand begriffen, als er dem damals kaum

fünfzehnjährigen Sigismondo eine Gesandtschaft nach Rimini schickte, welche dem jungen Fürsten, nebst einem Prachtrosse in goldenem Geschirre einen Turnierhelm mit Figuren von lauterem Silber überbrachte und seine Tochter — ihren Taufnamen konnte ich in meinen Quellen nicht finden — sammt einer reichen Mitgift als Gattin anbot. Der junge Sigismondo nahm das Anerbieten an und bald war auch der größte Theil des Heirathsgutes in Gold und kostbaren Kleinodien an ihn ausgefolgt. Inzwischen war aber der Kriegszug des Grafen Carmagnola mißlungen, die Venetianer riefen den Geschlagenen in ihre Stadt, verurtheilten den seit dem Rückerhalt seiner Güter Verdächtigten wegen Verrathes zum Tode und schlugen ihm zwischen den beiden Säulen der Piazetta das Haupt ab. Sigismondo fand es hierauf gegen sein Gewissen und ganz unmöglich sich mit der Tochter eines Hingerichteten zu verbinden; eben so unmöglich war es ihm aber, sich von dem bereits empfangenen Heirathsgute zu trennen. Die verschmähte Braut sank in Vergessenheit, ihr Brautschatz aber blieb in den Schatzgewölben des gleichzeitig gewissenhaften und ungewissenhaften Malatesta versenkt.

Kaum war nach dieser Begebenheit ein Jahr verflossen, so schiffte sich der sechzehnjährige Sigismondo mit herrlichem Gefolge nach Ferrara ein, wurde am dortigen Hofe mit weltbekannter estensischer Pracht

empfangen und mit Ginevra, der Tochter des Markgrafen Nicolo III. d'Eſte, vermählt. Unter Jubel und feſtlichem Geſange zog Sigismondo mit ſeiner Gattin in Rimini ein. Ginevra war eine Tochter jener Pariſina, welche — wie meine Leſer wiſſen — wegen Ehebruches enthauptet wurde. Dieſe Pariſina hatte ihrem Gatten an Einem Tage vier Töchter geboren, zwei Mädchen dieſes Vierlings ſtarben; zwei blieben am Leben: Sigismondo's Ginevra und Lucia, welche den Carlo Gonzaga heirathete. Wegen ihrer ungewöhnlichen Geburt und Lebenskraft prophezeiten die Zeitgenoſſen beiden Damen glänzende Schickſale: ſie ſeien zu großen Dingen aufgeſpart! Von Lucia weiß die Geſchichte nichts zu melden. Ginevra gebar 1437 ihrem Gatten einen Sohn, Roberto Novello, ſonſt ſchweigt die Geſchichte über ſie, bis zu ihrem im Jahre 1440 erfolgten Tode. Ihr Leichenbegängniß in San Francesco wird in allen Chroniken beſchrieben. In dieſen Berichten wird ausgeführt, daß zwei Biſchöfe, der ganze Klerus, das Volk und hundert in braunes Tuch gekleidete Fackelträger den Sarg umſtanden; am Schluſſe ſteht die Bemerkung, daß Ginevra „nicht ohne Verdacht der Vergiftung" geſtorben ſei. Das iſt die ganze Nachricht über ihre Krankheit. Einige Quellen beſchuldigen ſie des Ehebruches, einige nehmen ſie gegen dieſen Vorwurf in Schutz. Sigismondo, ihr

Gatte, ſchwieg, und die Mauern ſeines Kaſtelles, in dem die arme Ginevra ſtarb — ſind ſtumm.

Mehr Licht haben wir über den Tod von Sigismondo's zweiter Gemahlin Poliſena Sforza, einer Tochter des Grafen Francesco Sforza, welche Sigismondo am 29. April 1442 heirathete und die am 2. Juni 1449 in ihrem Gemache ohne vorhergegangene Krankheit todt gefunden wurde. Ein hänfenes Tuch war um ihren Hals geſchlungen, ihr Leichnam zeigte alle Spuren der Erdroſſelung. Sie wurde mit derſelben Feierlichkeit wie Ginevra begraben, nur daß ſtatt hundert — hundert und zwanzig in Braun gekleidete Fackelträger im Zuge waren. Ihrem Mörder wurde nicht nachgeforſcht. Es fiel auf Niemanden ein Verdacht, als auf denjenigen, den Niemand anzuklagen wagte.

In den Zeitraum der ſiebenjährigen Ehe Poliſena's fällt der Beginn des Liebesverhältniſſes Sigismondo's mit Iſotta degli Atti, der Tochter eines rimineſiſchen Patriziers. Ihre Schönheit und ihre Geiſtesgaben wiſſen die alten italieniſchen Skribenten nicht genug zu rühmen. Sie wußte Sigismondo's Herz zu feſſeln, wie keine der beiden Frauen, mit denen er vermählt war, wie keine von Allen, welche er liebte, oder zu lieben glaubte. Kaum war Poliſena's Sarg verſenkt, ſo ließ ſich der unbetrübte Wittwer mit Iſotta trauen und führte ſie in

das Caſtello Malateſta, wo ſeine beiden Gattinnen in hoffnungsloſer Liebesverarmung von Meuchlerhand den frühen Tod gefunden hatten, wo aber dieſe Dritte bis über Sigismondo's Lebensende hinaus in freudiger Pracht, in vollkommener Herrſchaft über Fürſt und Land glückliche Jahre verlebte. Sigismondo verehrte ihre ſeltene Schönheit nicht minder, als die ſeltenen Vorzüge ihres Geiſtes; in ſeiner Gegenwart die liebenswürdigſte, heitere Gattin, war ſie während ſeiner Abweſenheit in eigenen oder auf fremde Rechnung geführten Kriegszügen ſeine verläßlichſte Stellvertreterin in der Regierung. Er liebte ſie abgöttiſch. Zum Gedächtniſſe dieſer Liebe baute er die, leider unvollendet gebliebene, Kirche San Francesco, welche andere den Dom von Rimini, er ſelbſt aber und mit Recht „il Tempio di Malatesta“ nannte, denn ſie iſt eine der unchriſtlichſten Kirchen in der ganzen Chriſtenheit.

Sigismondo erbaute dieſelbe weder einem Heiligen noch ſeinem Gotte, er erbaute ſie ſeiner Göttin Iſotta. Dieſer Frau errichtete er im Innern der Kirche ein prachtvolles Grabmal mit der heidniſchen Inſchrift: „Divae Isottae sacrum“. Das Äußere des ſogenannten Domes trägt keinen anderen, als den Charakter eines römiſchen Tempels, dieſelben köſtlichen Säulen und Bogenſtellungen, dieſelben Marmorkränze und heiteren Ornamente, die uns anmuthen wie der verſpätete Gruß einer verſunkenen, fröhlichen Götterwelt. Da iſt keine Spur einer fleiſchtödten-

den Askeſe, keine finſtere, mit mönchiſcher Liſt gegen Außen gewendete Abweiſung aller Lebensfreude; nirgends trifft man hier die warnende Darſtellung armer, für ihre Laſter in ewigen Flammen bratender Seelen, oder zum aufmunternden Beiſpiel für ihre Tugenden geſchundener Heiligen. Das Kreuz fehlt in allen Ornamenten, ſelbſt über dem Portal; nur auf der Spitze des unvollendeten Giebels oben zittern im Winde zwei dürftige gekreuzte Eiſenſtäbchen, dünn und ſchwach, dem Auge kaum erkennbar; aber auch dieſe verdanken ihren Platz augenſcheinlich einer ſpäteren und nicht Sigismondo's Hand. Dafür aber wiederholt ſich in allen Ornamenten von Innen und Außen ein von einem S umſchlungenes J: Sigismondo-Iſotta.

Das Innere des Baues iſt unvollendet und entbehrt jeder Einheit; neben bedeutenden Skulpturen des fünfzehnten Jahrhunderts werthloſes Kirchengerümpel. In einer der Kapellen ſteht das prächtige Grabmal Sigismondo's, in dem ihn ſeine geliebte Iſotta beſtattete, ſelbſt noch lebensfriſch, und wahrſcheinlich dem ihr vorzeitig errichteten Mauſoleum noch keinen Blick ſchenkend.

Wie ich in älteren und neueren Schriften leſe, ſoll über Sigismondo's Grabmal ein Helm hängen, gekrönt von zwei Hörnern, dabei die Inſchrift:

Porto le corna ch'ogn' uno le vede,
E tal le porta, che non se lo crede.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich diese Verse nicht finden konnte, oder übersah. Man hat sie so gedeutet, als habe Sigismondo damit auf die Untreue seiner ersten und zweiten Gemahlin angespielt, und darauf, daß er sich seine so erlangten Hörner durch die Tödtung beider in unerhörter Weise abzuschneiden gewußt habe. Das ist aber jedenfalls eine falsche Auslegung. Polisena und Ginevra genossen bei ihren Lebzeiten des unbeflecktesten Rufes. Die Hörner auf dem Helme waren eine symbolische Ritterzierde jener Zeit, welche die Stärke und den Heldenmuth seines Trägers bezeichnen sollten, und dieser Vorzüge konnte Sigismondo sich gar wohl rühmen. Als er im Alter von 51 Jahren in seinem Castello zu Rimini, in welchem er nach der allgemeinen Meinung seine erste und seine zweite Frau getödtet, seine Dritte aber glücklich gemacht hatte, gleichfalls „nicht ohne Verdacht vergiftet worden zu sein", verstorben war, widmete ihm der Geschichtschreiber Broglio folgenden Nachruf:

„Sigismondo war Einer der bedeutendsten und berühmtesten Feldherren, welche Italien je besessen, Einer von Jenen, welche das Heer mit Würde zu führen wußten. In Kriegsdienste wessen er auch stand: immer erwarb er sich Ruhm und Ehre. Er war General des Papstes Eugenio, der Republiken Venedig, Florenz und Siena, und Filipo von Spanien ernannte ihn zum Obersten über alle seine Truppen." Broglio erzählt auch,

daß er einen Katalog der berühmteſten Feldherren, welche Italien ſeit dem Untergange des Römerreiches beſeſſen, geſehen habe, in welchem er an der erſten Stelle den von den Venetianern enthaupteten Graf Carmognola, den Vater der erſten, von Sigismondo verſtoßenen Braut, an der zweiten Stelle den Grafen Francesco Sforza, den Vater der erdroſſelten Poliſena, den man den Sohn des Glückes nannte, an der dritten Stelle unſern Sigismondo Pandolfo angetroffen habe.

Bonifacio Vanozzi vervollſtändigt aber Sigismondo's Bild mit folgenden Zügen: „Er war ſtarken Geiſtes, und Körpers, ſtark in Beredtſamkeit, in der Kriegskunſt. Er hatte Kenntniß von der Geſchichte, war nicht unerfahren in den Lehren der Philoſophie und zeigte ſich geſchickt in allen Dingen, mit denen ſich ſein Geiſt beſchäftigte oder an welche er ſeine Hand legte. Er haßte die Prieſter, glaubte wenig oder nichts, er zweifelte an der Unſterblichkeit der Seele, und nichtsdeſtoweniger baute er die prächtigſte Kirche von Rimini."

Der Mann hatte jedenfalls viele moderne Qualitäten!

Auf dem Rückwege aus San Francesco kam ich an den Triumphbogen des Auguſtus, der von den Gothen mit allerhand Befeſtigungs-Zuſätzen überbaut, in ſeinen Säulen, und ſeiner Bogenſtellung den edeln, wenn auch heidniſchen Bauſtil angiebt, in welchem Sigismondo die

alte einst gothische Franziskanerkirche San Francesco voll „heidnischer Gottlosigkeit“ in den Tempio di Malatesta, in das profane Liebesmal zu Ehren seiner Isotta verwandelte.

Als ich noch an demselben Abende über die Piazza Municipale an dem Castello vorbeikam, tauchte das Bild der unwiderstehlichen Frau in ihrer unbezweifelbaren Schönheit vor mir auf. In diesen düsteren Mauern, in welchen Sigismondo zur Befriedigung seines Zornes oder seiner neuen Begierden seine Frauen aus den erlauchten Häusern Este und Sforza, wie es scheint ohne Gewissensbisse, mit aufrichtiger und selbstverständlicher Grausamkeit in den Tod gestoßen, hatte Isotta ihm und sich eine Reihe von Jahren voll ungestörter Liebesfreude geschaffen. Was für ein Reichthum an Reiz und Klugheit muß in dieser Frau vereinigt gewesen sein, da sie diesen gewaltigen, dem Rechte, der Sitte und Religion verschlossenen Mann zu fesseln, zu beherrschen vermochte! Isotta war bei ihren Zeitgenossen „populärer“ als ihr Gatte; die Menge aber, welche den Grund der Erfolge hervorragender Menschen nie in deren Verdienste, sondern immer in eingebildeten und zumeist abträglichen Ursachen sucht, redete Isotta nach, daß sie die Gewalt über Sigismondo der Anwendung gewisser Zaubermittel verdankt habe. Der Glaube an ihren unwiderstehlichen Liebestrank lebt heute noch im Volke. Singt doch noch in unseren Tage in Donizetti's

Oper „Der Liebestrank" der Doktor Dulcamara zur spröden Adina:

Incredula! Sapete voi
Dell' Alchimia il poter? il gran valore
Dell' Elisir d' Amore
Della regina Isotta?!

Der Abend war schon tief hereingesunken, als ich an der Brustwehr der alten Stadtmauer von Rimini stand, deren Reste hinter dem Kastell sich noch wohlerhalten erheben. Purpurbesäumt flockten silberne Wölkchen am tiefblauen Firmament, über die Dächer und durch die Gärten der Vorstadt wehte ein frischer Seewind, von Zeit zu Zeit hörte ich die Wogen des nahen adriatischen Meeres rauschen. Vor mir, über das reichbebaute Hügelland hin, standen in warmen, violetten Tinten die Berge des Apennin. „Kann man von hier aus San Marino erblicken?" fragte ich einen Kleinbürger, der, sein Pfeifchen schmauchend, an der Brustwehr lehnte.

„Der breite Berg uns gegenüber," antwortete der Gefragte, „ist der Monte Titano; was ganz oben wie schärfere Felsenzacken aussieht, ist die Stadt mit ihren Burgen. Jetzt ist es schon zu dunkel, um es genauer zu unterscheiden; bei Tage ist das leicht. Wenn aber die Nacht anbricht, kann man die Flammen der Laternen sehen, die in ihren Straßen brennen. Scheint der Mond,

dann wiederſtrahlt ſein ſilbernes Licht droben in den Fenſtern der ſtillen Stadt. In San Marino iſt es ſehr ſchön! Es iſt eine Republik — e repubblica!“ Der Mann ſprach das mit einer gewiſſen träumeriſchen Zärtlichkeit — er war wol Einer der zahlloſen Republikaner im neugeſchaffenen Königreich Italien.

Lange blickte ich hinüber auf den vierzehnhundert Jahre alten Freiſtaat, auf den ſteinigen Bergesrücken, der, glücklicher als fruchtbarſte Ebenen, nie die Überlaſt von Fürſten getragen hat.

III. San Marino, die Republik.

Relinquo vos liberos, ab utroque homine.
Sanctus Marinus moriens.

Während in den Straßen, welche den innersten Theil von Rimini durchschneiden, in großen Verhältnissen erbaute — leider meistentheils unbewohnte Paläste sich erheben, sinken die Häuser in den äußeren Straßen der Stadt zur unbehaglichsten Unbedeutendheit herab. Noch innerhalb des Triumphbogens des Augustus beginnen sie zu schlecht gemauerten, ängstlich aneinander gedrängten Spelunken mit niedrigen Thüren, schadhaften Fenstern und morschen Dächern zusammen zu schrumpfen; bald außerhalb des Bogens aber stehen ansehnliche, wenn auch in ländlichem Stile aufgeführte Wohnungen, umgeben von alten Gärten, in denen unter Eichen und edeln Kastanienbäumen, Blumen und nutzbare Kräuter in Fülle blühen und duften. Lange, zwischen niedrigen Mauern hin, rollte, von frischen Pferden gezogen, mein Wagen, welchen mein freundlicher Conte-Cicerone mit mir theilte. Endlich befanden wir uns im freien Felde, wenn man

einen wie in Gartenbeete getheilten und mit den verschiedenartigsten Früchten und endlosen Baumreihen bepflanzten Boden mit der Bezeichnung Feld benennen darf. Dieser Reichthum von Bäumen fiel mir, im Gegensatz zu den baumarmen Ebenen Oberitaliens, auf denen ich vor Kurzem bei lieben Verwandten verweilt hatte, wohlthuend auf. Dazu kam noch, daß die außer den Maulbeerpflanzungen wachsenden Pappeln, Weiden, Eschen und dergleichen in der Lombardei droben und im einstigen Königreiche Venetien bis auf den Stamm für Heerd und Kamin abgenagt und abgeschunden erscheinen, während hier reiche Laubeskronen die Landschaft mit wohlthuenden Farben und Formen zieren, und wie deutscher Wald, wie einst die alten Linden vor meinem Vaterhause über mir rauschten. Lieben und schätzen die Menschen in der Romagna wirklich den Baum, sind sie wirklich sanfter und besser? oder können sie nur die Winterkälte noch leichter ertragen, als die durch französische Waffen und preußische Freundschaft dem Kaiserstaate Oesterreich entrissenen Lombarden und Venetianer?

Mein Wagen rollte behaglich auf glatter Straße, die auf einem aus der Ebene sich allmälig erhebenden Hügel hinlief. Zur Rechten stieg der Boden zu noch felsigen Hügeln empor, aus den Flußgebieten des Rubicon und der Marecchia schauten die grauen Gebäude von Verucchio und Scorticata herüber, während sich links das

Land in sanfte Thäler hinabsenkte, in welchen der Auso, von zahlreichen Bächen, wenn auch spärlich genährt, zögernd dem nahen Meere zurann. Es war als fiele es dem Flüßchen schwer, den Frieden dieser arkadischen Haine, dieser smaragdenen Wiesen zu verlassen, um namenlos in der wilden See zu verschwinden, welche jeden Tropfen seiner süßen Wellen in ihrer salzigen Sturmfluth zu sich selbst fremd gewordenen Atomen zersetzen wird.

Im hellsten Frühlingssonnenscheine fuhr ich durch den engen Thorbogen eines uralten verfallenden Thurmes, in dessen offenem Glockenhause ein einsames Glöckchen die Stunde erwartete, in der zur Ehre der Tageszeit geläutet werden mußte; ich war im ersten „Städtchen" der Freistaates San Marino, in Serravalle angelangt. Städtchen. Einige Meter zerbröckelter Mauer, welche sich rechts und links an den erwähnten Thurm anschließen, geben Kunde, daß dieses Häufchen Häuser vor Zeiten von einer Mauer umschlossen war. Noch mehr, Serravalle war nicht nur eine Stadt, sondern ein Staat, im frühen Mittelalter unter der Herrschaft eigener Dynasten, welche sich dort eine längst verschwundene Veste erbauten, später sogar ein Freistaat, der endlich frohen Muthes in der Republik San Marino aufging.

Als ich durch Serravalle war, stieg die Straße stetig bergan. Meine friaulischen Pferde zogen munter, doch ihren kurzen Trab immer häufiger unterbrechend.

Endlich blieben sie vor einem Gehöfte stehen, welches Wohnhaus, Thüre und Fenster von der Straße abgewendet hielt, während die Pforte seines Stalles dem vorüberkommenden Wanderer gastlich offen stand. Mein Kutscher sprang vom Bocke, trat an den linken Rand der Straße und rief in das von frischgepflügten Ackerstücken unterbrochene Wiesenland hinunter, wo bald vom Ufer eines die Thalsohle in mäandrischen Windungen durchrieselnden Baches ein Bursche sich aufwärts bewegte, der zwei starke Ochsen vor sich hertrieb.

„Was giebt's hier?" fragte ich meinen Vetturino.

„Ci vuol bovi! Hier müssen Ochsen vorgespannt werden!" war seine Antwort.

Während den beiden Ochsen das Joch aufgelegt wurde, was natürlich sehr langsam von Statten ging, überkam mich jene eigenthümliche, gewiß auch manchem meiner Leser bekannte Empfindung, als hätte ich mich in vergangener Zeit in gleicher Stelle, in gleicher Umgebung, bei gleichem Vorgange schon einmal befunden. Da ich aber früher nie auf der Straße nach San Marino gewesen war, so mußte das, was um mich her vorging, eine allegorische, eine geistige Verwandtschaft mit einem andern Ereignisse, sei es mit mir oder vor mir, haben. Ich durchlief alle Lebenslagen, in denen über mich verfügt worden ist, oder in denen ich gewirkt hatte. Endlich fielen mir die mit dem März 1861 angebrochenen

Parlamentsjahre meines Vaterlandes ein. Während ihres Verlaufes ſtanden wir oft am Anfange eines gar ſteilen Weges, und wie durch einen Hohn des Schickſals, wurden uns im Angeſichte bedenklichſter Schwierigkeiten, die ſich vor uns aufthürmten, immer noch ſchwerer zu bewältigende Laſten aufgeladen. Das waren die ſchweren Stunden, an die mich die Antwort meines Vetturino erinnerte: „Ci vuol bovi!“ Die erwünſchte Zugkraft hat ſich aber jedes Mal gefunden (1867 u. ſ. w.). Die Vorlage erhielt jedes Mal die erforderliche Majorität.

Die vorgeſpannten Ochſen zogen wacker. Von einer Biegung der Straße zur anderen verſchwindet immer mehr die ſammtne Weichheit der Wieſenflächen, das Urgeſtein der bereits in nächſter Nähe ſich erhebenden Apenninen ſtellt hier ſeine Vorpoſten auf; gewaltige Blöcke brechen aus dem Boden, ihre ſteinbeſäete Umgebung geſtattet dem Wieſenwuchſe immer geringeren Raum, flache Tafeln alten Konglomerates, die Fugen, mit loſem Kieſe ausgefüllt, gewinnen die Oberhand; das Grün iſt nicht mehr die herrſchende Farbe, und das matte Grau kleiner Olivenwälder, die an die Straße herantreten, iſt nicht im Stande, die ſchwindende Friſche des Anblicks zu erſetzen. Dafür ragt vor dem Wanderer mit braunen, an den Rändern von lichtem Grün überwobenen Wänden der Monte Titano, das

ſchon von Strabon erwähnte Rieſengebirge empor, wo die gefallenen Engel der antiken Mythologie, die über das Menſchengeſchlecht hervorragenden Kraftgenies der vorgeſchichtlichen Tage, den immer fruchtloſen Kampf gegen den von den Maſſen anerkannten Gott und Lenker des Geſchickes begannen und, wie immer, unterlagen.

Iſt der Kampf ausgekämpft? Wird er immer mit der gleichen Niederlage enden? Wird immer die Macht eines eingebildeten Olympes oder ſeiner angeblichen Stellvertreter auf Erden den Sieg gewinnen?

Nach der Sage ächzen unter dieſen nackten Bergeslaſten, auf deren Gipfel die Citadelle und die Häuſer eines kleinen, mitleidig geduldeten Freiſtaates ſich zuſammendrängen, die Rieſenleiber der von allerhöchſtem Blitze in den Abgrund geſchmetterter Titanen, während die Götter noch immer wie einſt „bei ewigen Feſten an goldenen Tiſchen“ ſitzen und:

Aus Schlünden der Tiefe
Dampft ihnen der Athem
Erſtickter Titanen,
Gleich Opfergerüchen,
Ein leichtes Gewölk —

wie Goethe und Mancher, der offene Augen hat, bezeugt. Wenn aber dieſer Titanenathem, der noch nicht gänzlich verweht iſt, einſt, ſtatt zu leichtem Gewölk, zu ſchweren Wetterwolken ſich verdichtet, welche aus Weſten über unſern Kontinent heraufziehend in die Schlöſſer der

Könige und ihnen nah gebaute Hallen voll olympiſchen Stolzes ihre unheildrohenden Schatten werfen, — wird dann die Bruſt der Allgewaltigen noch ſo leicht athmen, wie heute? Wie der Vorbote des Sturmes leiſe am Boden hinhaucht und ſeine Wirbeln dreht, bevor er die Rieſenfittige ausſpannt und verheerend durch die Länder fährt, ſo iſt mir in meinen Tagen oft jener unerloſchene Titanenathem vernehmbar geworden. Wiſſenſchaft und Kunſt ſind die Lungen, durch welche die Freiheit athmet und ſich am Leben erhält.

Dieſe Gedanken bemächtigten ſich meiner Seele, als ich mich dem Hauptorte jenes beſcheidenen Freiſtaates näherte, den in der Mitte des vierten Jahrhunderts Marinus, ein Steinmetz aus Dalmatien, gegründet und dem Napoleon I. im neunzehnten Jahrhundert mit den Worten: „Il n'y a qu'à conserver Saint-Marin comme un échantillon de Republique“ das Leben gerettet hat.

Marinus war ein ſtiller, beſcheidener Handwerker, der bei den Hafenbauten in Rimini als Maurer und Steinmetz beſchäftigt war. Sein Vaterland war Dalmatien, wo er lange in guten Umſtänden gelebt haben ſoll. Die grauſame Chriſtenverfolgung unter Kaiſer Diokletian ſtörte ſeine Ruhe, und es iſt ungewiß, ob er als freiwilliger Flüchtling oder als verurtheilter oder verbannter Chriſt unter den Hafenarbeitern Rimini's erſchien. Eine Sage ſpricht davon, daß er in ſeiner

dalmatinischen Heimath eine Ehefrau von großer Schönheit des Körpers und großer Roheit des Gemüthes besessen habe — kurz eine Frau von solcher Beschaffenheit, wie sie noch heute unter den slavischen Ureinwohnern jenes Landes nicht selten sind und auch unter den unlängst eroberten Schätzen der Herzegowina und Bosniens werden anzutreffen sein. Es ist daher mancher ältere Schriftsteller der Meinung, der Hauptbeweggrund, der unsern Marinus aus seinem dalmatinischen Wohlleben in die entbehrungsvollen Reihen der riminesischen Hafenarbeiter trieb, wäre eben seine „schöne" Frau gewesen. Marinus kam oft in die Steinbrüche des Monte Titano, um dort Steine für seine Arbeit auszuwählen und an das Meer hinabzuführen. Oft streifte er in den grünen, windstillen Schluchten des Berges umher und war erstaunt über die Fruchtbarkeit des hier und da über das Felsgestein gebreiteten Erdreiches, das Orangen und Johannisbrod, Oliven und Trauben in Fülle hervorbrachte, während Rehe und Hasen über den Weg sprangen, das Wildschwein behaglich im Gebüsche grunzte, zahlreiches Wildgeflügel in den Felswänden laut wurde, und der Fuß des einsamen Wanderers nicht selten das rothe Rebhuhn oder die fette Wachtel aus dem Neste scheuchte.

In Marinus hatten die Schrecken der Christenverfolgung und die Erfahrungen seines ehelichen Lebens

den angeborenen Hang nach sicherer Ruhe und phantasieloser Genügsamkeit nur noch mehr ausgebildet, und so geschah es, daß er immer mit einiger Überwindung aus dem Monte Titano zu seiner Arbeit nach Rimini zurückkehrte.

Als er einst wieder im Hafen die Steine fügte, erzählte ihm ein Arbeitsgenosse, daß eben ein gutes Schiff aus Dalmatien herübergekommen und daß von dessen Bord eine wunderschöne Frau an's Land gestiegen sei. Marinus erblaßte. Wenige Fragen, und er erkannte, daß die schöne Angekommene Niemand Anderes sei, als seine verlassene Frau. Noch an demselben Tage war er aus Rimini verschwunden. Er bezog eine längst als weltvergessene Zuflucht auserschene tiefe Höhle im Monte Titano, verproviantirte sich mit Wein, Honig, Früchten und was sonst die Gegend bot, wälzte Steine vor den Eingang und erwartete die Dinge, die da kommen mußten, bewaffnet mit einem von den Erfahrungen der Vergangenheit begründeten, unbeugsamen Entschlusse. Und die Dinge kamen, wie er sie erwartet hatte. Eines Tages ertönte im heimathlichen Idiom vor seiner Höhle das jämmerliche Flehen seiner „schönen" Frau. Noch zwanzig Tage drang es an das Ohr des Unerbittlichen, dann schwieg es. Alle Lockungen der Schönheit und des Reichthums verhallten erfolglos in der leeren Luft. — Als er in's Freie trat, lag die Ärmste in unverletzter

Schönheit verſchmachtet am Felſenrande vor ſeiner Höhle. Von nun an wurde Marinus ein heiliger Einſiedler, predigte den Herzuſtrömenden Glauben, Sanftmuth und Frieden, und bald ſiedelte ſich um ihn her eine fromme Gemeinde an, die ſeine Lehren aufnahm und ſeine Weiſungen befolgte.

In dieſe geſchichtsloſe Vorzeit San Marino's fällt auch die Sage von der römiſchen Edelfrau Feliciſſima oder Felicita, wie ſie von Anderen genannt wird, welche ein prächtig gebautes Landhaus in den Weinbergen bei Aquaviva beſaß, die Herrin der ganzen Gegend und auch die Eigenthümerin des Monte Titano geweſen ſein ſoll. Ihre beiden Söhne dienten in der kaiſerlichen Garde zu Rom und waren, wie ſich das für Gardelieutenants geziemt, eifrige Gegner der neuen Lehre, welche von Nazareth ſtammte und in ihrer Reinheit ſchon damals vom römiſchen Hofe verfolgt wurde. Eines Tages erſtiegen die beiden Jünglinge bei brennender Sonnenhitze den Monte Titano, um dem illoyalen Treiben des aufwiegleriſchen Irrlehrers ein Ziel zu ſetzen; ſie fanden aber einen ſanften, armen Chriſten, deſſen Rede ihre Seelen beruhigte und ihre Herzen erwärmte. Überdies wehte oben, wo ſie vor dem angehenden Heiligen ſtanden, eine ſehr kühle Luft, und da ſie ſich beim Hinaufſteigen ungemein erhitzt hatten, kamen ſie vollſtändig erkältet in das Tusculum ihrer

Mutter zurück, wo ſie ſofort in eine ſchwere Krankheit verfielen. Felicita, die von den neuen Lehren in ihrer Nachbarſchaft bereits ſo günſtig angemuthet war, daß ſie dem Frommen auch Weisheit in allen Dingen zutraute, ließ den Vater Marinus rufen. Als dieſer in das Atrium des Landhauſes trat, rüſteten die Hausgenoſſen eben vor einer Statue des Apollo — denn es war ja der Sonnengott geweſen, welcher die Söhne des Hauſes erkranken machte — ein Opfer zur Sühnung etwaiger Verſchuldungen. Der ſanfte Marinus kannte aber in ſolchen Dingen keine Toleranz; er zerſchlug die Statue, erſtickte das Feuer, band die ſchon gebundene weiße Ziege los, ließ ſie mit ihren vergoldeten Hörnern in's Freie ſpringen, nahm die beiden Kranken in ſeine Behandlung und heilte ſie in wenigen Tagen durch ſeinen Segen, ſeinen Zuſpruch und durch alte, volksthümliche, einfache Mittel. Freude war im ganzen Hauſe, alle Sklaven, welche in den Weinbergen arbeiteten, das Rindvieh pflegten, die Äcker bauten, die Wollenheerden weideten, welche mit Bogen und Wurfſpieß auf die Jagd oder mit dem Netze auf den Fiſchfang gingen, fanden des Jubels kein Ende. Felicita brachte Weizen, Öl, Wein und Gold dem glücklichen Arzte. Der aber wies vor Allem das letztere zurück. Er ſprach von den höheren Gütern des Menſchen. Der Apollo lag bereits in Trümmern, ein Wort gab das andere, und ſchließlich

waren Mutter Felicita, ihre Söhne und das ganze Hausgesinde, bevor noch das Genesungsfest die Trinkschaalen mit altem Falerner gefüllt hatte, mit frischem Wasser getauft und in den Schooß der christlichen Kirche aufgenommen. Die bekannten Folgen der Bekehrung blieben nicht aus; der Monte Titano wurde dem Vater Marinus und seiner Gemeinde geschenkt, der Ruf seiner Wunder flog durch die Länder und auch weit hinaus in's Meer, so daß selbst der Seemann im Sturme sich in das neuerbaute Kirchlein des Frommen, bald auch des heiligen Steinmetzes verlobte und an dessen Altar mit vollen Händen sein Gelübde löste. So wuchs — über dem Athem „erstickter Titanen" — die freie, friedliche Gemeinde, blühte weit über das Grab seines Stifters hinaus, erwarb Mauern, Thürme, Schloß und Waffen, überkam Freunde und Feinde, Kämpfe und — angemessenen Ruhm. Kämpfe genug, und nicht die waffenmächtigen, kriegsgewandten und meist gewissenlosen weltlichen Herren der angrenzenden Länder, die Bischöfe und päpstlichen Legaten waren es vor Allen, welche mit Verrath oder Gewalt die Selbständigkeit San Marino's angriffen. Und es erwehrte sich aller Feinde, und wenn es auch für eine kurze Zeit unterlag, immer wieder schüttelte es den aufgedrungenen Herrn von sich ab.

Durch vierzehn Jahrhunderte wuchs und befestigte sich diese kleine Ansiedelung bescheidener, trotz König,

Kaiſer und Papſt, trotz Krieg und Frieden frei gebliebener Menſchen. Mit den verſchiedenſten politiſchen Namen wurde ſie genannt: einmal hieß ſie eine Veſte, dann Castrum — ein Lager, Terra — ein Gebiet, Libertas — eine Gemeinde, eine Freiheit, Civitas — eine Stadt, endlich die Republik von San Marino, was ſie heute noch iſt. Vom Gipfel des Monte Titano leuchtet die Erfüllung eines Wunſches nieder, der unzweifelhaft die Mehrzahl der Bewohner Italiens heute noch beſeelt.

Vor einem Stallgebäude, das neben einer neu, doch dürftig gebauten Kirche ſtand, ſtieg ich aus meinem Wagen. Ich war im Borgo, dem Handelsmarkte und Stapelplatze der Republik, wie er in einigen ſehr oberflächlichen Schriften genannt wird.

Über eine kleine Treppe und durch ein abſchüſſiges Gäßchen, in welchem das Regenwaſſer ſich ein bleibendes Rinnſal gegraben hatte, gelangte ich auf einen geräumigen Platz, von dem ich geleſen hatte, daß hier „Handel und Wandel" herrſche. Ich ſah aber weder Waaren noch Käufer, man handelte eben nicht, und nur ein Müßiggänger in zerriſſenen Schuhen wandelte an mir vorüber. Über ſeine Schultern war ein kurzer, farbloſer, grober Mantel geworfen, von gleicher Qualität und gleichem Schnitte, wie ihn der heilige Marinus in den Tagen ſeiner tiefſten Demuth getragen haben mochte.

Man hatte mir in Rimini gesagt, daß hier im Borgo die reicheren Bürger wohnen; die kleinen, mit einem oder zwei niedrigen Stockwerken überbauten Häuser sahen aber nicht nach Wohlstand aus. Von hier aus soll der Handel mit den Exportartikeln des ein und eine halbe Quadratmeile umfassenden und gegen 9000 Einwohner zählenden Freistaates, nämlich mit Mukatellerwein, Wolle, Borsten, Schweinen, Hanf, behauenen Steinen, Pomeranzen und Limonen getrieben werden. Man hatte mir auch Gasthöfe, Kaffeehäuser und Kaufläden in Aussicht gestellt, ich fand aber nur eine Osteria am oberen Ende des Platzes. In einem Bogengange im Erdgeschosse desselben öffneten sich zwei unverschließbare Thüreingänge in ein kellerartiges Gewölbe, in dessen Hintergrund eine Treppe in die oberen Stockwerke führte, in welchen ich in einem mit Backsteinen gepflasterten Passagierzimmer zwei Betten fand, in denen statt der Roßhaarmatratzen eine Unterlage von Hobelspänen den müden Wanderer erwartete. In dem Gewölbe unten stand ein langer Tisch mit gleichen Bänken, es war die richtige Dekoration für eine Räuberoper, es fehlten nur die spitzhütigen Gesellen, der kriechende Wirth, die zum Opfer erkorene quadrillirte englische Familie und Auber's lustige Musik. Das Stück hatte eben noch nicht begonnen. Zum Glück ist der Borgo kaum zwei Fahrstunden von Rimini entfernt, dazu war

ein langer Spätfrühlingstag zur Zeit des beginnenden Vollmondes und im Hôtel *) zu Rimini unten — einem gewesenen Palazzo — harrte meiner ein schönes Zimmer, eines der trefflichen Betten, welche ein Stück des Ruhmes von Italien sind, und Küche und Keller von fortgeschrittenster Bildung. Der Rückzug war gesichert, und so begab ich mich mit meinem liebenswürdigen Begleiter und zwei in meiner Tasche ruhenden Empfehlungsschreiben an den Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten und den General und Oberkommandanten der sanmarinesischen Kriegsmacht auf den Weg in die hochgelegene Stadt.

Eine breite, prächtig angelegte Serpentine schlängelt sich an der ungeheuren Masse des Monte Titano empor. An der linken Seite sieht man an den Felsen die Spuren des früheren schmalen und steilen Saumweges, der jetzt häufig von den Skarpirungen des neuen Straßenbaues durchschnitten ist. Über dir siehst du die uralte Stadt, welche zur Hauptkirche (La Pieve) und zur Citadelle, Dach an Dach im engsten Raume, sich aufwärts drängt, während zu deiner Rechten schwindelnde Abgründe in die Flußgebiete der Marecchia und des Rubicon abfallen, aus denen die Felsenrücken und Hügel von Pietracuta, Montebello, Scorticata, Verrucchio

*) Albergo alla Posta.

bis hinauf nach San Arcangelo sich erheben. Von einer der letzten Krümmungen der Straße eröffnete sich die Aussicht auf den Dom und das feste Schloß von St. Leo, dessen Bischöfe das ganze Mittelalter hindurch an der Selbständigkeit der Republik nagten, welche nichtsdestoweniger den Bischofssitz ihrer emsigen Feinde überlebt hat. In einem Thurme der finster und trostlos herüberschauenden Festung verkümmerte und verstarb der palermitanische Hochgauner Giuseppe Balsamo, bekannter unter dem Namen Alexander, Graf von Cagliostro. Dieser geistreiche Betrüger sammelte an Höfen und in der höchsten Gesellschaft als Arzt, Taschenspieler, Schatzgräber, Todtenbeschwörer, als Goldmacher, Fabrikant von Lebenstinktur, Schönheitswasser, Universalessenzen, zuletzt als Großkofta, das heißt Chef eines von ihm gegründeten Freimaurerbundes, Gold und Ehren, wobei ihm seine schöne Ehefrau, die römische Gürtlerstochter Lorenza Feliciani mit ihren „unverwelklichen Reizen" in ganz natürlicher Weise unterstützte. Endlich verurtheilt ihn das Inquisitionsgericht in Rom zum Scheiterhaufen, Papst Pius VI. ließ ihn aber aus Gnade im Kerker zu St. Leo sterben. Des Verurtheilten noch immer schöne Frau fand in einem römischen Kloster Aufnahme und Verwendung.

Jetzt standen wir vor der Porta Franciscana, dem nördlichen Stadthore von San Marino, — ein alter Thurm,

aus dessen kleinen Fensterchen zum Trocknen ausgehängte Wäsche flatterte. Ich las in mehreren Schriften, daß dieses Stadtthor die stolze Inschrift „Libertas“ trage. Von einer solchen habe ich aber nichts gesehen. Allerdings hatte, und zwar offenbar vor ganz kurzer Zeit, irgend ein Privatenthusiast mit frischer Kalktünche auf die altersgraue Mauerfläche mit unsicheren Schriftzügen das Wort: „Libertas“ gepinselt. Es war schwer zu lesen, jedenfalls war es nicht von Staatswegen hingesetzt, und stolz sah diese Inschrift gar nicht aus. An der innern Seite des Stadtthores hatte ein höchst primitives Zeichnertalent, wahrscheinlich ein aufsichtsloser Gymnasiast, die drei mit Federn gekrönten Thürme aus dem sanmarinischen Staatswappen mit Kohle hingekritzelt. Das waren die freiheitlichen Grüße, die mir die Stadt an ihrem Eingange bot. Neben dem Thore steht etwas erhaben die Kirche und das kleine Kloster der Franziskaner; am Fuße der mit Dokengeländer versehenen Steintreppe, die zu letzterem hinaufführt, stand ein zweirädriger, von weißen Ochsen gezogener Karren, auf dem ein gutes Stückfaß rothen Weines lag, um das zwei Patres oder Fratres Franziskaner angelegentlich beschäftigt waren. Überall findet man die Geistlichkeit in ihrem Berufe thätig.

Ich folgte nun meinem Führer in das Innere der Stadt. Dieser vierzehnhundert Jahre alte Wohnsitz

bürgerlicher Freiheit besteht aus engen krummen, dunkeln Gassen; die Häuser haben keinen Hofraum, noch weniger Garten, weder die Privat- noch die öffentlichen Gebäude weisen einen architektonischen Schmuck, noch überhaupt einen Baustil auf. Die Mauern sind massiv, die Fenster klein, und durch die Thüre tritt man fast überall über einige Stufen abwärts in das Haus. Man führte mich die Kreuz und die Quere durch alle die Gäßchen, nirgend ein ebener Fleck. Am Ende manches Weges sieht man geradeaus mitten in den blauen Himmel hinein. San Marino schwebt wie ein Adlerneſt auf den Klippen, es ist eine Stadt im Gemsgebirge, aller Boden ist Stein und steil. Ich habe nur zwei ebene Stellen gefunden: die eine ist der Hauptplatz „il Pianello", die andere der „Giardino Borgheſi", von dem jetzt die Rede sein soll.

Rechts von der Hauptkirche erheben sich aufgemauerte Terrassen. Zwischen den Aufmauerungen sind steile Stiegen eingeschnitten, über welche man zu wenige Quadratmeter enthaltenden Gartenbeeten gelangt, auf denen San Marino's ewiger Wind kein Pflänzchen ruhig wachsen läßt. Es war ein Steingarten, ohne Baum und Strauch, ohne Gras und Blumen, und doch war die sorgliche Hand erkennbar, welche die schattenlosen Kiesgänge in Stand hielt und den verkümmernden Pflanzen wohlwollend die versagende Erde lockerte. Ganz am Ende der Anlage führte ein wohlverwahrter Weg am Rande

eines Abgrundes hinüber auf einen etwa vier Meter haltenden Felſenvorſprung, wo mich in einer dürftig grünenden Epheulaube ein Ruheſitz empfing. Adlertief unter mir lag das Land, Weinberge und Äcker, Wieſen und Haine, finſtere Schlöſſer und fröhliche Hütten, San Leo's verlaſſene Kathedrale und verfallende Kerker, zwiſchen kahlen Felſenrücken, in unfruchtbaren Thälern die ſteinbeſäeten Gerinne der wilden Conia, des Maſſocco, des Torento di San Marino, der mächtigeren Fluthen der Marecchia, des berühmten Rubicon, welcher den erſten Cäſar ſah und — noch viele andere Cäſaren, welche dem erſten in keiner Weiſe glichen. Da unten lagen die alten und die neuen Schlachtfelder, auf denen Herren und Herrſcher — principoni e principini — Deutſche, Franzoſen, Italiener und Spanier für und wider den Papſt in heute noch unentſchiedenen Kämpfen ſich ſchlugen, und weit draußen, jenſeit des Häuſer-Haufens von Rimini, glänzt ſilbern herüber das ewige Meer. Incerte onde! In fröhlichen Träumen ſtand ich ſo hoch oben auf geſicherter, freier Erde, als könnten die alles, nur das allerſchlimmſte Alte nie zerſtörenden Wogen der Zeit bis hierher niemals reichen. Da fuhr ein jäher Windſtoß in meine Haare, daß ich meinen gehobenen Hut kaum noch faſſen konnte, die Olivenbäume im Thale unten duckten ſich ängſtlich zu Boden. Die Adria, die eben noch ſo ſtolz

herübergeblinkt hatte, verwandelte ihren silbernen in ein bleigraues Gewoge.

Der eben geschilderte Garten hat seinen Nam dem Grafen Bartolomeo Borghesi, dem berühmtes chäologen Italiens, der revolutionärer Umtriebe die Bourbons verdächtig, sich 1820 nach San Mar rückzog, dort seine berühmten Sammlungen aufstel Besuche der berühmtesten Alterthumsforscher Er empfing und weltvergessen in das Glück fruc Forschungen versunken im Jahre 1860 starb. Er tete sich in das Bereich der einst so furchtbaren bonen zurückzukehren. Wo ist jetzt ihre Macht? W jetzt ihre Schrecken? — Incerte onde!

In der ganzen Stadt San Marino fand ich Gasthof, keine Schenke, kein Kaffeehaus, kein Kaufg alle Erdgeschosse, selbst auf dem Pianello und nä Hauptkirche enthalten keinen Laden. Die Gassen s her menschenleer und lautlos. Ich hätte die Ein für ganz bedürfnißlos gehalten, wenn nicht ein pa Früchten und Gemüse beladene Esel, die ein Bauer trieb, mich aufmerksam gemacht hätten, daß die l Republikaner auch menschlicher Regungen fähig si

Da die Mauern nicht sprachen und nirgend M auf der Straße sich bewegten, in einen Lade

Kaffeehaus oder in eine Schenke zu treten und dort ein Gespräch anzuknüpfen aus den oben angeführten Gründen ganz unmöglich erschien, so beschloß ich meine Empfehlungsbriefe abzugeben, welche ich — wie immer — nur für den Nothfall in der Tasche hatte. Der Staatssecretär Belluzzi war aber leider verreist. In dem gewölbten Vorhause des Generals und Milizkommandanten Malpeli, das mir erst nach wiederholtem Glockenziehen geöffnet wurde, sagte man mir noch Schlimmeres! Der Herr General sei eben beschäftigt, zu sterben! Erschüttert sah ich mich plötzlich wieder auf die Straße gesperrt; es scheint aber mit diesem hochgestellten Kriegsmann nicht so schlimm bestellt gewesen zu sein, weil ich erst vor ein paar Wochen in den Zeitungen las, daß er wegen Umtrieben behufs der Zulassung und Gründung einer Spielbank in San Marino von seinen Ämtern suspendirt und gegen ihn eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet worden sei.*)

So sehr ich mich über die Antispielwuth der Sanmarineser freute, so blieb es mir dennoch sehr schmerzlich, über die Staatsverfassung und Verwaltung der Republik nichts aus eigenen Wahrnehmungen mittheilen zu können, und ich muß daher meine Leser auf die betreffenden Nachschlagebücher, auf die neuen Werke von Comte de Bruc,

*) San Marino hat die verhältnißmäßig größte Armee in Europa: 2000 bewaffnete Männer aus circa 9000 Einwohnern beiderlei Geschlechts.

Baline, Theodore Bent und vor Allem auf die „Memoire storiche“ Melchiore Delfico's, eines eingebornen Patriziers der Republik, verweiſen, deſſen erſchöpfendes Werk in klaſſiſchem Italieniſch, voll Liebe, Wiſſen und Weisheit geſchrieben iſt.

In Kürze ſei nur bemerkt, daß die höchſte Staatsgewalt im großen Rath (gran consiglio generale) liegt, der aus 60 Mitgliedern beſteht. Ein Drittel derſelben wird aus dem älteſten Adel, das andere aus den Bürgern der Stadt und der Thalvorſtadt Borgo, das letzte aus der Landbevölkerung gewählt wird. Dieſer große Rath wählt aus ſeiner Mitte zwölf Senatoren (consiglietto), welche Zwölf wieder aus ihrer Mitte zwei Capitani reggenti wählen, die oberſten Staatslenker, welche übrigens mit Beginn jedes Halbjahres ihr Amt an neugewählte Nachfolger abtreten. Die einflußreichſte Staatsperſon in San Marino ſcheint mir aber der dort reſidirende Konſul des Königreichs Italien zu ſein. Die Republik iſt mit dem ſie gänzlich einſchließenden neuen Großſtaate durch Handels-, Poſt- und Münzverträge verbunden. Das Zuſammenleben des Zwerges und des Rieſen iſt ein friedliches, weil ein anderes nicht denkbar iſt. In unſeren Tagen bemühen ſich alle Parlamente die ſchweren Militärlaſten durch Feſtſtellung eines Friedensſtandes zu mindern. San Marino hat aber in dieſer Richtung das Ideal zu verwirklichen gewußt. Ihr Frie-

densstand besteht nur aus Einem Mann, dem General der gesammten Heeresmacht. Da diese im Kriege kaum eine entscheidende Kraft äußern könnte, so hat sie folgerichtiger Weise im Frieden keinen Dienst.

Die Freiheit San Marino's „ab utroque homine" war häufigen Angriffen, meist von päpstlicher Gewalt und deren Helfershelfern, nicht minder durch der unzufriedenen Geist eigener Bürger oder durch rücksichtslose Schwärmer und Stürmer, wie zum Beispiel durch Garibaldi, ausgesetzt. Eine flüchtige Skizze der wichtigsten Attentate möge hier Platz finden, die Erinnerung an sie möge die fremden Wanderer, die nach mir die stummen Straßen der Stadt betreten, plaudernd begleiten.

Papst Paul III. (Alexander Farnese) konnte trotz alles hingebenden Strebens zu Gunsten der Kirche, doch das zeitliche Wohl seiner Familie nicht vergessen. Ein Lieblingsgedanke dieses Stellvertreters Christi war, seinem Sohne Luigi ein weltliches Fürstenthum zu verschaffen. Die Republik San Marino war zu dieser Dotation ausersehen. In farnesischen Diensten stand damals der florentinische Condottiere Pietro Strozzi mit seiner Streitmacht in Rimini. Am 4. Juni 1542 war eine stille mondlose Nacht, im Schutze ihrer Schatten rückte Strozzi mit seiner aus Fußvolk und Reitern kombinirten Bande, welche er in kleine Streifpartien vertheilt hatte, auf verschiedenen Thalwegen gegen den Monte Titano vor. Seine Mann-

ſchaft war mit Feuerwaffen, Strickleitern und Pechkränzen wohl verſehen, um die Stadt zu überrumpeln. Die Bürger ſchliefen ohne Ahnung von dem fürſtlichen Glücke, das ihnen drohte. Der Monte Titano aber wachte! Zürnend hüllte er ſich in regen- und hagelsſchwere Wolken, ſandte zornig ſeine Donner und ſeine Blitze in die Thäler, verlöſchte die Sterne, goß Waſſerſtröme von ſeinen ſteilen Wänden, zerriß Straßen und Pfade, überſchwemmte die Felder, ſo daß bei Anbruch des Tages die wegunkundigen Feindesſchaaren zerſtreut und weitab von ihrem Ziele irrten. In der Stadt oben begannen die Hunde zu bellen, die Glocken ſtürmten, von den Mauern herab blinkten die Waffen der Bürger. Die verwirrten und beſchämten Horden eilten in wilder Flucht nach Rimini, die Bürger der Republik ſanken in ihre Kniee und ſangen Dank und Preis dem heiligen Marinus, „der ſo ſichtbar geſchützt hatte ihre Freiheit ab utroque homine“.

Faſt zweihundert Jahre nach dieſem Ereigniſſe ſaß der Kardinal Alberoni als päpſtlicher Delegat in Bologna. Dieſer Glücksſpilz, der es vom Küchenjungen und gelegentlichen Komödianten zum Biſchof von Malaga, Primas und endlich zum Premierminiſter von Spanien gebracht hatte, der in England den Prätendenten, in Frankreich die Proteſtanten, in Ungarn Ragoczy und die Türken unterſtützte, war in Madrid dem allgemeinen Haſſe zum Opfer gefallen, im Vatikane aber wußte er als Kardinal

Einfluß zu gewinnen. Er suchte, nachdem es ihm früher mißlungen war, Spaniens Machtstellung in Italien wiederherzustellen, dem päpstlichen Stuhle San Marino zu erwerben, stiftete Unfrieden unter den dortigen Bürgern, welche in der allgemeinen, durch herrschende Kriege entstandenen Noth reizbarer als je waren, stellte den Mißvergnügten durch seine Agitatoren die schönsten und angenehmsten Tage unter der päpstlichen Herrschaft in Aussicht, während er in seinen Berichten nach Rom die armen Sammarinesen als Fackeln der Zwietracht, Feinde Gottes und der Heiligen „Mistbeet der Tyrannei" und dergleichen schilderte. Die Partei der veränderungssüchtigen Mißvergnügten denunzirte die Konservativen im Vatikane, manifestirte ihre Sehnsucht der kostspieligen Selbständigkeit und Selbstregierung, welche in drangvollen Tagen ohnmächtig sei, Hülfe zu schaffen, los und ledig zu sein, schrie immer lauter nach einem starken Herrn, schlug so — wie das heute noch der aller Staatskunst baren Dränger und Streber Sitte ist — der lauernden Tyrannei eine bequeme Brücke und trieb der Katastrophe zu, welche eintrat, als Pietro Lolli und Marino Belzoppi in das Rathszimmer des Senates stürmten und die Senatoren aus den Fenstern zu werfen drohten, wenn nicht bald andere Zustände herbeigeführt würden. Die Capitani reggenti zeigten aber starke Hand und ließen sofort die beiden Aufrührer verhaften; der von diesen verführte

Theil der Bürgerschaft kam zur Besinnung, die Verurtheilung Lolli's und Belzuppi's stand bevor. Da erschien am 24. Oktober 1739 der Kardinal Alberoni mit einer ansehnlichen Truppenmacht auf dem Monte Titano, zog durch die offenen Thore und kündigte sich als Abgesandter des Papstes an, um San Marino, „dessen innere Streitigkeiten alle umliegenden Gebiete beunruhigten", in päpstliche Verwaltung zu übernehmen. Das ist das alte Recept der Herrschbegier, welcher die eigenen Grenzen zu enge scheinen; in allen vier Weltgegenden Europa's haben wir — nach ähnlicher Vorbereitung — seine Anwendung auch in unseren Tagen erlebt.

Kaum hatte der Kardinal in der Stadt festen Fuß gefaßt, so legte er seine Soldaten in alle Häuser, ließ Alle verhaften, die ihm nicht zu Gesichte standen, schonte weder Frauen noch Kinder, denn der Weg des Unrechts ist mit Mißtrauen und Angst gepflastert, und ließ des andern Tages — es war ein Sonntag — alle Glocken der Hauptkirche feierlich läuten.

Der weitere Vorgang selbst wird in den verschiedenen Quellen verschieden erzählt. Nach genauer Prüfung erscheint mir folgender Bericht als der glaubwürdigste.

Die besonnenen Bürger waren in die Kirche geströmt, in ihrer Staatsnoth die Hülfe des Himmels anzurufen. Die Messe hatte begonnen, die Andächtigen beugten sich dem Segen des Priesters. Da trat Alberoni, purpur-

geſchmückt, umgeben von ſeinen Soldaten und anderem Gefolge, unter dem ſich auch der Henker von Rimini in ſeinem ebenfalls rothen Amtskleide befand, in die Kirche. Die Mißvergnügten, welche der Kardinal für ſich zu gewinnen wußte, drangen nach; der Gottesdienſt war geſtört und Alberoni forderte die Verſammlung auf dem heiligen Vater, als neuem Landesherrn, den Huldigungseid zu ſchwören. Während er die Eidesformel verlas, wurde es in der Kirche immer ſtiller und ſtiller, das Getöſe ſchwieg, ſtürmende Herzen begannen ruhiger zu ſchlagen, das Roth des Zornes ſchwand von den erblaſſenden Geſichtern, Maaß und Beſinnung kehrten wieder, die erhobenen Arme der Aufgereizten ſanken herab — es war ein Volk, das wußte, was Freiheit iſt!

Alberoni, der ſiegesſicher umjubelt von ſeiner Partei eingetreten war, erſchrak vor dem unheimlichen Schweigen, das ihn ſo plötzlich umgab. Er ließ ſeine Offiziere von Leder ziehen, die Soldateska mußte ihre Piken ſenken, und mit rollenden Augen und bebenden Lippen forderte er noch einmal mit drohend erhobener Rechten vom Volke den Treuſchwur. Da trat der Capitano reggente Giacomo Giangi hervor, erhob die drei Finger ſeiner Rechten gegen den Altar und ſprach mit weithinſchallender Stimme: „Am Erſten dieſes Monats, beim Antritte meiner Regentſchaft habe ich Treue geſchworen meinem rechtmäßigen Fürſten, der Republik San Marino, und hiermit erneuere

ich diesen heiligen Schwur." Der zweite Capitano reggente, Giuseppe Onofri wiederholte diese Worte, der Senator Girolamo Gozzi protestirte gegen den räuberischen Angriff des Kardinals auf die Freiheit und Selbständigkeit des Vaterlandes und schloß mit den Worten: „Eviva San Marino, eviva la liberta!" Der fungirende Priester am Altare stimmte ein in diesen Ruf, welcher sofort im tausendstimmigen Chore wiederhallte. Die Menge drängte vorwärts zum Altar, vor dem sie, wie nach erfochtenem Siege dankend niedersank. Der Priester begann die unterbrochene Messe weiter zu lesen und stimmte am Schlusse das „Tedeum" an, das unter Freudenthränen zu Ende gesungen wurde. Als die Feier zu Ende war, war der Kardinal mit seinen Soldaten und seinem rothen Schatten aus Rimini verschwunden. Er floh vor der aufflammenden Lohe freiheitlicher Begeisterung, wie die Nacht vor dem Lichte des Tages. Es brauste hinter ihm, wie ein Sturm, er wand seine Purpurschleppe um den Arm und eilte den Berg hinunter. Die aus der Kirche kommenden Bürger griffen zu den Waffen, besetzten seine Wohnung, fanden aber das Nest bereits leer. Seine Truppen zerstreuten sich in Eile, erst bei dem Weiler Caliungo erreichten ihn seine Pferde, welche ihm die Bürger großmüthig nachsandten.

Die Republik schickte Gesandte nach Rom, der Papst Klemens XII. beauftragte den Kardinal Enriquez, das

Vorgefallene an Ort und Stelle zu untersuchen. Das Ergebniß war, daß der heilige Stuhl die Ausschreitungen Alberoni's verurtheilte und die alten Rechte der Republik in seiner Urkunde vom 5. Februar 1740 feierlich anerkannte.

Heute noch wird das Fest der heiligen Agatha, welches auf den 5. Februar fällt, als Fest der Befreiung San Marino's von innerem Hader und äußerer Bedrängniß alljährlich auf dem Monte Titano mit Jubel begangen.

Während Napoleon I. als General en chef der französischen Republik in Italien herrschte, überschüttete er San Marino — man darf es sagen — mit Zärtlichkeiten. Er verbürgte dem kleinen Freistaat Schutz und Unabhängigkeit; er schenkte ihm von Modena aus vier Feldkanonen, welche die Sanmarinesen übrigens nie erhielten, und tausend Centner Weizen, den sie jedoch voll republikanischen Stolzes bezahlten, auch befreite er sie von allen Einquartierungen und Kriegskontributionen. Er, der im höchsten Amte der großen französischen Republik diente, behandelte San Marino wie eine Verwandte seiner Gebieterin, wie eine Prinzessin von Geblüt; und selbst als er seine eigene Herrscherin entthront hatte, rettete er, wie wir oben gelesen haben, ihrer kleinen, sie überlebenden Cousine mit einem Scherzworte das Leben.

Auch Napoleon III., als er in Italien den Grundstein zu dem Mausoleum legte, in welchem der Papa rè bestattet werden soll, nahm sich San Marino's zärtlich an. Bei ihm wird kaum der verwandtschaftliche Zug so bestimmend gewesen sein, als bei dem General en chef Bonaparte. Vielleicht rührte bei beiden Kaisern die Erinnerung das Herz, die Erinnerung an die erste Geliebte, von der sie sich wol aus Ehrgeiz getrennt, in deren Armen sie aber doch das schönste Glück ihres Lebens gefunden hatten; ich meine die Republik, welche ihnen durch die Wahl zum obersten Staatsamte die ersten Stufen zu ihren Kaiserthronen gebaut hat.

Die letzte wesentliche Gefahr drohte der Republik aus ihrem uralten Asylrechte, welches im Juli 1849 von Garibaldi an der Spitze seiner aus Rom flüchtigen, von Mangel und erbitterten Feinden verfolgten Freischaaren angerufen, ertrotzt und — um milde zu sprechen — mit Undank vergolten wurde.

Das waren Tage voll Bedrängniß. Die Österreicher standen unter Erzherzog Ernst in Rimini, als Garibaldi mit seinen undisziplinirten, von dem Marsche über die Apenninen erschöpften, an Allem Mangel leidenden Schaaren die Grenzen des Freistaates überschritt und seinen Quartiermeister in die Stadt heraufschickte, Einlaß und volle Freiheit verlangend auf dem Monte

Titano, deſſen Schluchten und Klüfte ihm und den Seinigen bis zu einer günſtigeren Wendung des Geſchickes eine uneinnehmbare Feſtung ſein ſollten. Garibaldi war ſchon damals nicht frei von der Vorliebe für unerreichbare Ziele und unüberlegte Worte, welcher er ſpäter, nach ſeinem von Glück gekrönten, von Muth und Begeiſterung beſeelten ſizilianiſchen Heldenzuge gänzlich anheimfiel.

Die Regenten von San Marino verſprachen in ihrer Zwangslage die Freiſchaaren an der Grenze des Staates mit Speiſe und Trank zu verſehen und vermittelnd beim öſterreichiſchen Heerführer einzuſchreiten. Der Quartiermeiſter ſtellte ſich damit zufrieden. Garibaldi hielt ſich aber nicht an dieſe Abmachung; er kam mit ſeinem Korps den Berg herauf, forcirte das Stadtthor, beſetzte das an demſelben gelegene Franziskaner Kloſter und die berühmten, rothen Blouſen füllten bald das kleine Konventhaus, die Kirche und die nächſtgelegenen Gaſſen. Auch zahlreiche Weiber zogen mit den eingedrungenen Bewaffneten, auf deren Geſichtern Elend und Noth ſich malten. Todtmüde, hoffnungslos und nach Erquickung lechzend ſanken die Freiſchärler zu Boden, die Bürger aber brachten an Speiſe und Trank, was jedes Haus vermochte. Während ſo die Barmherzigkeit waltete, vergaß auch der große Rath ſeines Amtes nicht. Er verbot Garibaldi mit den Seinigen weiter in die Stadt vorzurücken und ſandte den Staats-

sekretär Bonelli in's Hauptquartier nach Rimini. Diesem gelang es, den freien Abzug der Garibaldianer zu erwirken; sie hatten die Waffen an die Republik abzuliefern, welche ihrerseits dieselben an die Österreicher abzugeben hatte. Dann stand jedem die Rückkehr in seine Heimath frei. Garibaldi hatte sich zu verpflichten, nach Amerika auszuwandern. Diese Abmachung bedurfte noch der Zustimmung des kaiserlichen Obergenerals, welche für den nächsten Tag in Aussicht gestellt war.

Es war Nacht, als Bonelli von Rimini zurückkam und Garibaldi das Ergebniß seiner Verhandlungen mittheilte. Garibaldi unterließ jede Einwendung und ging in sein Quartier zurück, während seine Truppen, nach langer Zeit voll Entbehrungen, durch ruhig genossene Speise und edeln Wein erfrischt, unbedroht von den Bajonetten nachsetzender Feinde in süßem Schlafe lagen. Der schlaue Genueſe aber traute nicht der Minute, nicht den Versicherungen der Österreicher, insofern diese seine Person betrafen. Still entfloh er noch in derselben Nacht mit wenigen Vertrauten, seine treuen Waffengefährten ihrem Schicksale, die gastfreundlichen Bürger San Marino's den aus seinem gewaltsamen Eindringen, und noch mehr aus seiner heimlichen Flucht entspringenden Verlegenheiten und Gefahren überlassend. Dieses Blatt seiner Geschichte liest sich nicht schön. Ungefährdet erreichte er den unterhalb Cervia gelegenen

kleinen Hafen Cesenatico und fuhr von dort auf einer Schifferbarke nach Venedig. Er war gerettet. Seine weitere Geschichte brauche ich meinen Zeitgenossen nicht zu erzählen. Jetzt sitzt er auf seiner einsamen Insel, von Alter und Krankheit gebeugt, schlummert er ein. Von Zeit zu Zeit aber blitzen alte Träume durch sein Gehirn. Dann schreibt er bald an Staatsmänner, bald an unschuldige Kannegießer seine berühmten Briefe, von denen man nicht sagen kann:

Es liegt oft tiefer Sinn im kind'schen Spiel!

Am nächsten Morgen nach der Flucht ihres Führers wachten die Freischärler auf und erschraken über ihre hülflose Lage. Die Capitani reggenti ließen es nicht an Energie fehlen — und so lieferten die Führerlosen die Waffen aus, wurden mit etwas Reisegeld beschenkt, begaben sich mit Zwangspaß nach Rimini und kehrten von dort unbehelligt in ihre Heimath zurück. Der Regierung von San Marino gelang es, das Mißtrauen Österreichs, welches dieselbe der Mitschuld an der Flucht Garibaldi's zeihen wollte, gänzlich zu zerstreuen. Die Republik empfing bald darauf sogar einen freundlichen Besuch vom Erzherzoge Ernst und hält heute noch einen Generalkonsul in Wien, derzeit einen sehr liebenswürdigen Mann, der gern die Wege auf den Monte Titano jedem Reisenden ebnet, und jedenfalls unschuldig daran ist, wenn Letzterer

dort angelangt, dieselbe für seine Wißbegierde steiler findet, als ihm lieb ist.

So kam es, daß San Marino trotz des Papstes Alexander III., des Cardinals Alberoni und des Generals Garibaldi noch immer in vollen Würden und Ehren die altehrwürdige Republik ist, deren heiliger Stifter in seiner Sterbestunde zu den ihn umstehenden Mitbürgern sagen konnte: „Relinquo vos liberos ab utroque homine!“

Ein Satz, der heute noch auf dem Monte Titano seine Gültigkeit hat.

Das Forum dieser Republik ist der Pianello, ein mäßiges ebenes Viereck, unter dessen Steinplatten sich die große Cisterne, das Hauptwasserreservoir der Stadt befindet, denn weder in dieser, noch im ganzen Lande befindet sich ein Quellbrunnen. Wer hier nach einem frischen Trunke dürstet, der muß denselben aus den kühlen Weinkellern des Felsengrundes heraufholen.

An der einen Schmalseite des Platzes erhebt sich auf drei hohen Bogenlauben der Palast des souverainen Rathes. Er ist zwei Stockwerke hoch und nur drei Fenster breit, er ist schmächtig und altersgrau, wie die Republik selbst. In seinem zweiten Stockwerke befindet sich der Rathssaal, in dem der oberste Staatskörper sich versammelt und seine Beschlüsse faßt. Ihn schmücken außer zahlreichen grünen Ledersesseln und zwei ehrfurchtge-

bietenden, ſeit Garibaldi's Flucht wieder bequem gewordenen Fauteuils für die beiden Consuli reggenti, eine heilige Familie von Guido Reni, eine Marmorbüſte des Papſtes Clemens XII., dann mehrere Portraits, darunter das des edeln Geſchichtſchreibers Melchiore Delfico, des Generals Bonaparte und des ſanmarineſiſchen Diplomaten Antonio Onofri, der ſich von ſo vielen zünftigen Diplomaten unſerer Tage dadurch unterſcheidet, daß er geſchickt war, den Zweck ſeiner Sendungen bei den anderen italieniſchen Republiken, ſpäter bei Napoleon I., König Joachim von Neapel, den Päpſten Pius VIII. und Leo XII. erreichte und die Koſten jeder dieſer Ambaſſaden aus ſeinen eigenen Mitteln beſtritt.

Als ich aus dem Palaſte wieder unter die Lauben heraustrat, fiel mir in der Quadermauer eine kleine mit Schlöſſern wohl verwahrte, eiſerne Thüre auf. Ich frug den Hausdiener, der mich führte, was ſie verſchließe? „Das vorräthige Baargeld der Republik", war die Antwort. „Es iſt eben nicht viel. Einige Säckchen voll Napoleon's, doch reichen die Einkünfte des Staates immer aus und er hat keine Schulden." Dieſe Eröffnung machte auf mich einen ungeheuren Eindruck. Einige Säckchen voll Goldſtücke, welche der Staat Niemandem ſchuldig iſt, die ihm keinen Centeſimo Zinſen koſten — das iſt zum Finanzminiſterwerden!

Und bei Alledem iſt die volkswirthſchaftliche Ver-

waltung des Staates in den Kinderschuhen. Wie viele Fremde würden den Monte Titano besuchen, in dessen frischen Lüften man — wenn auch nur als Gast — außerhalb des Steuerbannes und Kriegszwanges von Erfolgen oder auch von Nichterfolgen berauschter Herrscher athmen und, ohne augenblickliche Enttäuschung, auch dem Volke Frommendes ungestört erwägen kann! Es sieht aber in der todten Stadt leider mehr nach einem drohenden feindlichen Einmarsche, als nach gastfreundlichem Empfang aus. Alle Hausthüren geschlossen, hinter den zugeriegelten Fenstern kein Menschengesicht, Platz und Gassen menschenleer, hier winkt dir keine Schenke, Deinem von der Hitze ausgetrockneten Gaumen bietet kein freundliches Mädchen ihr Körbchen Orangen zum Kaufe an. Hier oben triffst du kein Hôtel, in dessen Zimmern du erfreulich ruhen, von dessen Balkone du durch die schimmernde Mondnacht hin, auf die verlassenen Schlachtfelder Umbriens und Etruriens niederschauen und — ungestört — von Freiheit wenigstens träumen könntest.

Der schuldenlose Wohlstand der Republik beruht auf der Wohlfeilheit ihrer Administration, auf der Mäßigkeit ihrer Einwohner, auf der Fruchtbarkeit ihres Bodens, der selbst die Ausfuhr verkäuflicher Produkte gestattet. Der Export des Landes besteht aus Öl, Gemüsen, edeln Kastanien, Kühen, gesalzenem Fleisch, ausgezeichneten Weinen, wohlriechenden Seifen und Essenzen, auch Schafen,

Rindvieh, Ochsenhäuten, Titeln und Orden. Die letzten beiden Ausfuhrartikel haben sich in der neuesten Zeit am besten rentirt. Die Republik übt ihr Recht, Orden und Titel zu verleihen, mit großer Überlegung aus. Das Großkreuz ihres Ordens besitzen außer dem freundnachbarlichst ausgezeichneten König von Italien und mehreren Prinzen seines Hauses auch der Deutsche Kaiser, die Kronprinzen von Oesterreich, Egypten, Deutschland, Belgien, ferner die Minister Graf Beust, Mustapha Kasnadar in Tunis, Fürst Bismarck, Nazar-Aga in Persien und noch verschiedene Andere. Gewöhnlichere Sterbliche, wie man mir sagte, pflegen für Orden und Titel in häufigen Fällen zu bezahlen, und so eröffnet sich der kleine Staat eine Einnahmequelle, die in großen Staaten um so reichlicher fließen könnte.

Den glücklichsten Erfolg hatte aber die titelverleihende, souveraine Republik mit Madame Octilia Weiroth-Wagner in Paris. Diese hübsche reiche Pariserin kaufte sich im abgelaufenen Jahrzehnte ein Stück Land beim Dorfe Aquaviva, zahlte an die Republik eine Summe, welche nach unserm Gelde 50 000 Gulden betragen haben soll, und der große Rath ernannte sie zur Herzogin von Aquaviva. In überquellender Dankbarkeit that die anmuthige Frau über ihre Schuldigkeit ein Übriges und schenkte der Stadt eine überlebensgroße, aus weißem Marmor gehauene Statue der Freiheit, die jetzt auf hohem Posta-

mente mitten auf dem Pianello prangt. Diese Libertas ist eine von der Natur mit Vorliebe ausgestattete, gar wohl gebildete Gestalt, ein Kopf zum Küssen — man möge diese Äußerung einem im Absolutismus auferzogenen und noch immer nicht in den wirklichen Konstitutionalismus hineingerathenen Politiker verzeihen — und um alle Zweifel über den Verwandtschaftsgrad der Stifterin mit der Statue zu beseitigen, ist das sprechend ähnliche Porträt-Medaillon der Ersteren auf der Rückseite des Piedestales angebracht. Die feinen Lippen des Bildnisses scheinen zu flüstern: „Das war ich!"

Die marmorne Libertas erscheint mit Mauerkrone, Mantel, Fahne, Panzer, Schwert und mit den lieblichsten Frauenreizen ausgestattet: es wäre schade, wenn auf dem schroffen Felsen des Monte Titano diese weichen, erquicklichen — ich möchte sagen — versöhnlichen Formen fehlten.

Der Künstler hatte offenbar die Absicht, die moderne Freiheit, die gewandte Weltdame, nicht die begeisterte Heroine darzustellen. Die Statue hat etwas Konventionelles. So ist es zum Beispiel ein feiner zeitgemäßer Zug, daß sie ihre Fahne neben sich zu Boden gestellt hat und das Fahnentuch mit der linken Hand zusammenhält, damit es ja nicht zu übermüthig in die Lüfte flattere.

Die vierte Seite des Pianello fällt fast senkrecht in einen felsigen Abgrund ab, an welchem eine schützende Brustwehr hinläuft.

Da lag sie vor mir die wunderbare Aussicht, die Melchiore Delfico in seinem Memoire storiche mit seiner klassischen Feder beschreibt. Die Städte, die Schlösser, die Haine und Gefilde, wo die Willkür der Mächtigen durch Blut und Eisen die Geschicke der Völker — leider, wie auch in unseren Zeiten, immer in unhaltbarer Weise — entschied; dieselbe Willkür der Mächtigen, der wir — wie es jetzt aus allen Tiefen hervor- und von allen Höhen herabkommt — mehr als je wieder verfallen sind. Nicht die Vorsehung hilft, zu der die Gläubigen flehen, nicht in den Völkern selbst, wo nur Kraft zum Wollen zu treten hat, um des endlichen Sieges sicher zu sein, sehe ich den Keim der Erlösung sprießen, welche nur die entschlossene, einige und daher unblutige That bringen kann. In solche Gedanken war ich versunken, als es plötzlich über mir in den Lüften laut wurde, ein jäher Windstoß erschütterte die Atmosphäre, es rauschte wie von gewaltigen Wogen! — Ist Leben in den Stein gedrungen? — Hat das farblose Antlitz der Libertas endlich die Röthe des Zornes überzogen? — Hat die Freiheit wirklich ihr Banner entfaltet? — Welch riesiges Athmen und Dröhnen — hast Du die Schlafenden geweckt, o Göttin?

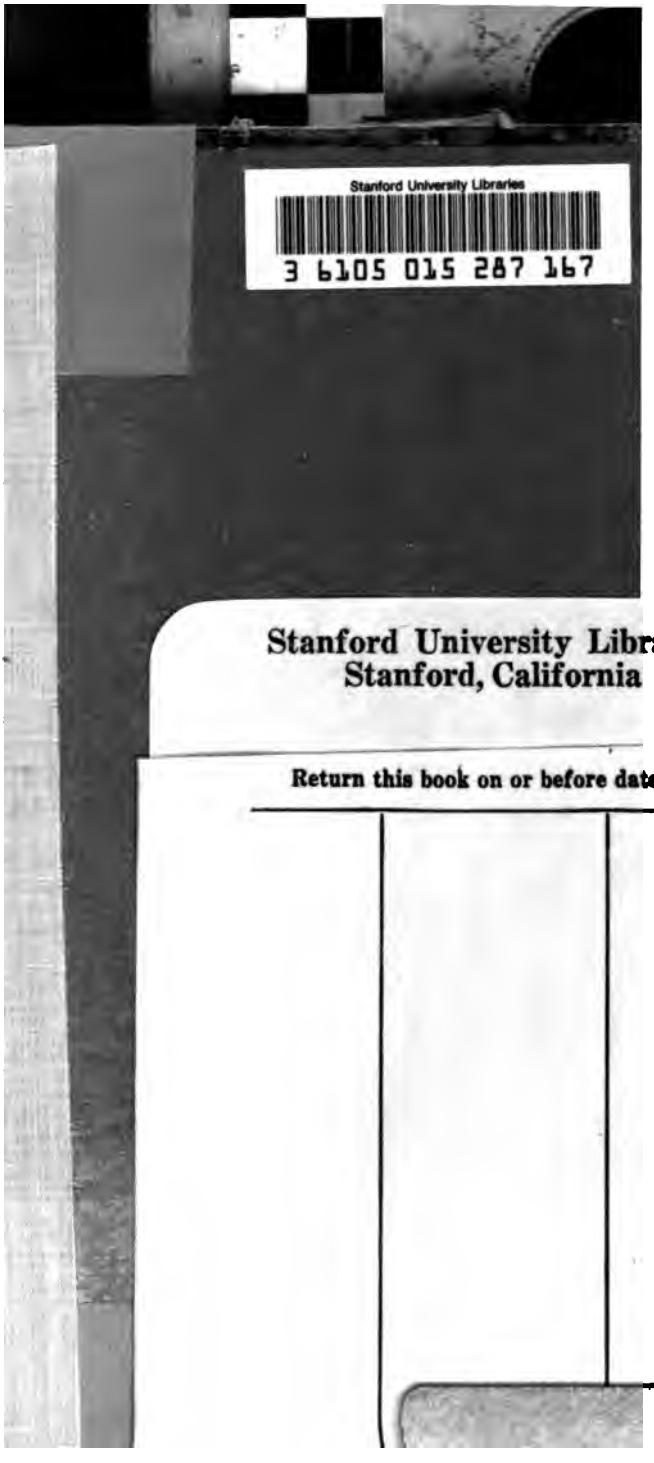
Ich wendete mich um, und — da war es wieder nichts. Wenn man sich nur das alberne Hoffen abgewöhnen könnte! Nach wie vor stand auf ihrem Postamente die Herzogin Octilia Libertas, die Freiheit unserer

Tage, höflich, zierlich, kokett, charmant und sogar ein bischen galant. Noch immer hielt sie mit ihrer Linken — zu was Allem doch die Linke sich gebrauchen läßt! — das Fahnentuch höflichst zusammen, damit es ja sich nicht entfalte und sein hoher Flug Jemandem unbequem werde.

Nicht nur in San Marino, wo sie seit 1400 Jahren eingebürgert ist, auch fast allerwärts in Europa hat die Freiheit jetzt ihren Platz gefunden, das heißt die Freiheit, wie sie auf dem Pianello steht. Sie muß liebenswürdig und bequem sein Allen, insbesondere auch Jenen, welche sie nie geliebt haben, nicht lieben und niemals lieben werden.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co in Altenburg.

PT
2503
S1E8
V.1 2


Stanford University Libraries
3 6105 015 287 167
Stanford University Libra
Stanford, California
Return this book on or before date